England

Paul Hensel / Wir und das Ausland
Fullerton / Weshalb die deutsche Nation den Krieg führt
Heinrich von Gauß / Englische Politik
Wilhelm Dibelius / Brunnenvergiftung
Fr. W. von Bissing / Der Suez-Kanal
Adolf Dirr / Was kann uns die Bagdadbahn sein?
Rieger / Churchill und Carlyle über den Siebziger Krieg
Conan Doyle / Die Gefahr für England. Erzählung
Karl Alexander von Müller / Der Opiumkrieg
Felix Salomon / Englands indische Reichsgründung
Englands Perfidie 1870
Able Vorahnungen eines Engländers
Franz Beyel / Die englische Kriegsstimmung
Spionage unserer Ägyptologen
Josef Hofmiller / Bücher als Kriegskonterbande
Zu dem Aufsatz von Carl Peters über Vergeltungsmaßregeln
H. St. Chamberlains Kriegsaufsätze
Achtung den feindlichen Soldaten
Max Lenz / Deutsches Heldentum

Romanbeilage:

Hans Raithel / Die Stieglhupfer. Eine Bauerngeschichte aus dem Bayreuther Lande

---

München, Süddeutsche Monatshefte, Januar 1915

Preis 1.50 M 1 Krone 90

Feldpostausgabe

LIEBESGABEN

für unsere im Felde stehenden tapferen Krieger:

LEINENHAUS FRAENKEL

Theatinerstr. 17 MÜNCHEN Theatinerstr. 17

Liebesgaben.

Wollnormalhemden	per Stück von M 3.— an
Futterhosen	„ „ „ 3.—
Leibbinden aus Wolltrikot mit Schafwollefüllung	per Stück M 2.25
Brustwärmer aus Wolltrikot mit Schafwollefüllung	per Stück M 2.25
Wollene Decken	per Stück M 12.—, 7.—, 4.75
Kamelhaardecken	per Stück M 24.—, 18.—, 12.50
Taschentücher, weiß und farbig	per Stück 20 Pf.
Handtücher mit Einwebung „Feldzug 1914“, 40/40 cm	per Stück 30 Pf.
Pulswärmer, reine Wolle, 20 cm groß,	per Paar 75 Pf.
Kopfschützer, Kniewärmer, Trikotleibbinden.	
Schwere wollene Socken	per Paar M 1.70
Fußlappen	per Paar 40, 25 Pf.

In einem deutschen Pfarrhaus des Berner Oberlandes findet ein

deutscher Offizier

zu billigem Preise angenehmen Erholungsaufenthalt und sorgliche Pflege. Das Haus liegt in nebelfreier und sehr geschützter Lage 630 Meter über dem Meer und 70 Meter über dem Thunersee hart am Walde. Das schöne Zimmer mit Schlafkabinett bietet entzückende Aussicht. Nähere Auskunft durch

Pfarrer Wilh. Stern

Hünibach bei Thun (Schweiz).

Hans Thoma
Im Herbste des Lebens

Gesammelte Erinnerungsblätter

Mit reichem Buchschmuck von der Hand des Verfassers.

In Pergament-Umschlag fünf Mark
In echtem Pergamentband acht Mark

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Süddeutsche Monatshefte, München

Wybert
TABLETTEN

sind unsern Kriegern im Felde
eine hochwillkommene

Liebesgabe.

Wybert-Tabletten schützen vor **Husten** und **Katarrh** bei naßkalter Witterung und helfen zugleich als **durstlöschendes Mittel** die Strapazen des Krieges ertragen. Bei ihrem feinen Wohlgeschmack wirken sie angenehm lösend, indem sie die Mundhöhle zugleich erfrischen.

Feldpostbriefe mit 2 oder 1 Schachtel Wybert-Tabletten kosten in Apotheken und Drogerien Mk. 2.— oder Mk. 1.—.

Süddeutsche Monatshefte

12. Jahrgang Januar 1915 Heft 4

Inhaltsverzeichnis:

Seite

Der einzelne Engländer 457

Wir und das Ausland / Von Paul Hensel, Professor der Philosophie an der Universität Erlangen 459

Weshalb die deutsche Nation den Krieg führt / Von George Stuart Fullerton, Professor der Philosophie an der Universität New-York 469

Englische Politik / Von Oberbürgermeister a. D. H. von Gauß 478

Brunnenvergiftung / Von Wilhelm Dibelius, Hamburgischer Professor für englische Sprache und Kultur 490

Der Suez-Kanal / Von Fr. W. Freiherrn von Bissing, Professor der Ägyptologie an der Universität München 493

Was kann uns die Bagdadbahn sein? / Von Adolf Dirr, Kustos am Ethnographischen Museum in München . . . 500

Winston Churchill und Thomas Carlyle über den Siebziger Krieg / Von Konrad Rieger, Professor der Psychiatrie an der Universität Würzburg 505

Die Gefahr für England und wie sie von Kapitän Sirius ausgenützt wurde / Erzählung von A. Conan Doyle 523

Der Opiumkrieg / Von Karl Alexander von Müller, Mitarbeiter der K. Bayer. Akademie der Wissenschaften, z. Zt. beim Roten Kreuz 546

Seite

Englands indische Reichsgründung; ihr Werdegang und ihre Bedeutung für den Weltkrieg / Von Felix Salomon, Professor der Geschichte an der Universität Leipzig 553

Englands Perfidie 1870 564

Üble Vorahnungen eines Engländers 567

Die englische Kriegsstimmung / Von Dr. Franz Beyel in Zürich 569

Spionage unserer Ägyptologen / Von Fr. W. Freiherrn von Bissing . . . 573

Bücher als Kriegskonterbande / Von Josef Hofmiller 575

Zu dem Aufsatz von Reichskommissar a. D. Dr. Carl Peters über Vergeltungsmaßregeln gegen die Engländer 577

H. St. Chamberlains Kriegsaufsätze 578

Achtung den feindlichen Soldaten! 580

Betrunkene Historiker 580

Deutsches Heldentum / Von Max Lenz, Professor der Geschichte an der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung . . . 581

Hans Raithel / Die Stieglhupfer. Eine Bauerngeschichte aus dem Bayreuther Land . 584

Der Bezugspreis beträgt für den Jahrgang fünfzehn Mark, für das Vierteljahr vier Mark.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Soeben ist erschienen:

Die deutsche Erhebung von 1914

Aufsätze und Vorträge

von

Friedrich Meinecke

6.–10. Tausend.

In Pappband M. 1.—.

Diese formvollendeten Aufsätze und Vorträge beleuchten in allgemein verständlicher Weise eine Reihe zeitgeschichtlicher Probleme und gewähren dem Leser einen klaren Einblick in das innerste Wesen der deutschen Erhebung von 1914.

Josef Hofmiller

Versuche: Nietzsches Testament. Nietzsche und Rhode. Fogazzaro, Der Heilige. Katarina von Siena. Emerson. Thoreau. Maeterlinck. Die Briefe des Abbé Galiani.

Zeitgenossen: G. Hauptmann. Frank Wedekind. Ibsen. Wilh. Busch. Pontoppidan. Widmann. Ruederer. Bartsch. Hofmannsthal. Rud. Alexander Schröder.

∴ Zwei Bände in ∴
gleicher Ausstattung.

Geheftet je M 2.—, gebunden je M 3.—

Verlag
Süddeutsche Monatshefte
München.

Erziehungs- und Unterrichtsanstalten

Nordsee-Pädagogium Südstrand-Föhr

für Knaben und Mädchen. Vorschule, Realschule (Einj.-Prüfg.), Gymn., Realgymn. Kl. Klassen. Erziehg. in Familiengr. Stärkend. Klima. Ärztl. Fürsorge. Tertialbeg. 8. Jan. Dir. Prof. Dr. Heine.

Jugendheim für Kinder ohne Schule (Privatstunden). Sanitäts-Rat Dr. Gmelin.

FRIEDRICHSHAFEN AM BODENSEE. Kgl. Paulinenstift.

Mädchenpensionat. Höhere Mädchenschule, Haushaltungsschule mit freier Beteiligung am wissenschaftl. Fortbildungskurs, der auch selbständig besucht werden kann. Beste Verpflegung, sorgfältige Erziehung. Prof. Dr. Vöhringer.

Jena Trüpers Erziehungsheim und Jugendsanatorium Sophienhöhe

für nervenzarte, schulmüde oder sonst einer individualisierenden, heilerzieherischen Pflege bedürftige Knaben und Mädchen. Ältestes Landerziehungsheim. Reformschule bis Untersekunda. Als Nebenanstalten: Haushaltungs- und Gartenbauschule, insbes. für Minderbegabte. Reich illustrierte Prospekte durch die Leitung.

Töchterheim und Lyzeum Heidelberg-Neuenheim

Weberstraße 13. Prospekte durch die Direktion.

Landschulheim Am Solling bei Holzminden a. d. Weser.

Reformschule in schöner gesunder Lage auf dem Lande für Knaben vom 7. Jahre an. Individuelle Erziehung in Gruppen von höchstens 10 Knaben. Unterricht in kleinen Klassen. Lehrplan der Oberrealschule. Beste Referenzen. Ausführlicher Prospekt durch den Direktor **A. Kramer.**

Studienheim Inst. Sonnenberg

mit Schülerheim

Stuttgart, Rotenwaldstr. 31-33, dem Leipziger Platz gegenüber (herrliche städtische Parkanlagen)

für begabte Schüler, die schnell :: zum Ziele gelangen wollen ::

Vollständiger Ersatz für jede höhere Schule, Einjährigen-Prüfung an der Schule u. vor d. Kommission, Fähnrich-, Seekadetten und alle Reifeprüfungen.

Spez. Vorbereitung für Leute ohne höhere Schulbildung. Volle Berücksichtigung der Individualität

Prospekt und Auskunft an Interessenten.

Evangel. Pädagogium in Godesberg a. Rhein.

Gymnasium, Realgymnasium u. Realschule (Einjähr.-Berechtigung), 400 Schüler, davon 300 im Internat. Diese wohnen zu je 10 bis 18 in 20 Villen in der Obhut der Familien ihrer Lehrer und Erzieher. Dadurch wirkliches **Familienleben,** persönl. Behandlung, mütterl. Fürsorge, auch Anleit. bei den häusl. Arbeiten. 70 Lehrer und Erzieher, kleine Klassen. Luftbad, Spielen, Wandern, Rudern, vernünftige Ernährung. — **Jugendsanatorium** in Verbindung mit Dr. med. Sexauer's ärztlich-pädagogischem Institut. **Zweiganstalt in Herchen (Sieg)** in ländlicher Umgebung und herrlicher Waldluft.

Näheres durch den Direktor: **Prof. O. Kühne, Godesberg a. Rh.**

Ab Juli 1914 **neue Leitung,** Hausoberin Fräulein Ida Martin aus München

Institut der Abt. II des Bad. Frauenvereins vom Roten Kreuz — Kinderpflege — in Karlsruhe,

bildet junge Mädchen u. Frauen m. Töchterschulbild. als nach den Grundsätzen der modernen Gesundheitspflege geschulte Pflegerinnen u. Erzieherinnen kl. Kinder von der Geburt an bis in das schulpfl. Alter aus. — Jahreskurse jeweils 1. Okt. beg. — Eing. prakt Ausbild in d. Krippe u. in d. Kinderabteilung d. Krankenh. sowie theoret. durch d. Anstaltsarzt — Hauswirtschaft. — Handarbeiten. — Grundzüge d. Pädagogik; Beschäftig u. Spielen n Fröbelsystem. — Konversationsstunden in Englisch und Französisch. — Turnunterricht.

Auskunft u. Prospekte durch den **Vorstand d. Abt. II,** Gartenstr. 49 in **Karlsruhe, B.**

Höhere Mädchenschule mit Erziehungsinstitut

v. Anna Roscher, vorm. Hermine Ilgen, München, Karlstr. 45/2

Die Anstalt (Externat und Internat) umfaßt

a) eine Vor- od. Elementarschule (1.—4. Volksschulklasse);

b) eine 6klassige höh. Mädchenschule;

c) Fortbildungskurs m. Vorbereit. f. d. Erzieherinnenprüfung.

Aufnahme-Prüfung noch Dienstag 15. September.

Prospekte gratis und franko. Anmeldungen jederzeit. Sprechstunden an Werktagen von 11—12 Uhr.

DUNCKER & HUMBLOT, MÜNCHEN UND LEIPZIG

Politische Briefe über den Weltkrieg

Zwölf Skizzen

von

Leopold von Wiese

Preis 2 Mark.

Inhalt:

I. Kiautschou
II. Der Orient
III. Der Stille Ozean
IV. Internationalismus
V. Diplomatie
VI. Krieg und Wirtschaft
VII. Indische Truppen
VIII. Der Imperialismus vor dem Kriege
IX. Die Zukunft des Imperialismus
X. Sozialismus
XI. Die Dardanellen
XII. Epilog.

Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer
Erprobt und bewährt bei

Schlaflosigkeit und Nervosität

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer.
Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze, Diese 2 bis 3mal täglich.
Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.
Dr. Carbach & Cie in Bendorf am Rhein.

Individuelle körperliche Erziehung

Gymnastische Privatanstalt Gabelsbergerstr. 36

C. Silberhorn :: Telephon 51073

Der einzelne Engländer.

„Der einzelne Engländer", sagen manche, „hat keine Schuld an dem Krieg. Ja, wenn es auf den reizenden Professor in Cambridge angekommen wäre, der noch im Juni bei mir Tee getrunken hat . . . oder auf meine Tante in Sheffield, die gewiß jetzt für die deutschen Gefangenen tut, was sie nur kann . . . oder auf den Minister, der leider meinen Brief nicht mehr bekam, in dem ich ihm Ende Juli den wahren Vorteil Großbritanniens auseinandersetzte. . ."

Wenn man diesen Standpunkt genauer durchdenkt, so bleibt von den Nationen nichts übrig als eine Wirtschaftsgemeinschaft, eine große Haushaltung, in der man vorteilhafter kochen kann als in einer kleinen. Man kann nicht stolz sein auf Shakespeare und Dickens, aber die Verantwortung für die Times ablehnen. Wir können schließlich auch nichts für den serbischen Fürstenmord, für das Bedürfnis der Franzosen, die von Ludwig XIV. geraubten deutschen Provinzen noch einmal zu rauben, für die russischen Rüstungen, für die größere oder geringere Geschicklichkeit unserer Diplomaten — und doch wären wir alle miteinander unglücklich geworden, wenn die Berechnung gestimmt und die Quantität den Ausschlag gegeben hätte. Das ist nun einmal so, wenn Menschen ein Volk bilden. Der einzelne ist mitverantwortlich.

Die Mitverantwortung bildet das Wesen jeder Vergesellschaftung. Der Ruf einer Familie, eines Standes, eines Volkes beruht auf ihr. Der ehrenwerte Vater eines nicht ehrenwerten Sohnes hält seinen Namen für beschmutzt, auch wenn er sich frei von Schuld weiß. Man kann das unphilosophisch finden, aber man muß dann auch Philosoph genug sein, sich auf die Futtergemeinschaft zu beschränken und auf die Wertgemeinschaft zu verzichten. In ihr liegt aber das in die Höhe Führende der Vergesellschaftung.

Diese Einsicht in die Mitverantwortung ist uns erst richtig während des Krieges aufgegangen. Wenn wir jetzt anders über uns und über unsere Umgebung denken als vor einem halben Jahr, so fassen das die Neutralen gern so auf, als ob wir in begreiflicher Erregung aber in unbegreiflicher Verblendung, jedenfalls in einer Art Kriegspsychose, uns befänden. Wir wissen, daß das Gegenteil wahr ist, daß wir früher verblendet waren. Wir haben uns bis zum ersten August in einer Friedenspsychose befunden. Tiefe Erkenntnisse kommen nur aus tiefen Erlebnissen.

Zwei Leute können jahrelang neben einander hinleben, ohne zu merken, daß sie einander nicht kennen. Laßt sie in eine besondere Lage kommen, in eine Lage, die über ihr Schicksal entscheidet, in ein großes Glück oder Unglück, in Gefahr, laßt sie in einem Schiffbruch auf eine Planke kommen, die nur für einen Platz hat, und es wird sich zeigen, ob sie einander verstehen. Ohne solche große Erlebnisse ist das Verstehen eine Sache des Hörens und Lesens, so wie in schlechten Theaterstücken sich einer aus gefälschten Briefen über seine Mitmenschen unterrichtet. In solchen Zeiten wie diesen hört man die Kulturschwätzer nicht mehr und sieht die Wirklichkeiten des Lebens. Zu ihnen gehört die Mitverantwortung des Einzelnen.

Diese Erkenntnis legt uns Lasten auf. Wenn das deutsche Volk von seinem Kaiser erwartet, daß er verwandtschaftliche Bande vergißt, wenn es durch eine ritterliche Kundgebung des Kaisers gegenüber der englischen Königin mit tiefem Schmerz erfüllt werden würde, so muß es selbst, jeder Einzelne in seinem kleinen Kreis, die Beziehungen zu jedem Einzelnen unserer Feinde abbrechen. Carl Peters hat übrigens in seiner Schrift „Das deutsche Elend in London" (Hirzel, Leipzig) eben wieder darauf hingewiesen, daß dem Engländer einzig Macht und Haltung imponiert. Für Anbiedern an einzelne seiner Landsleute würde er nur Verachtung haben, und die von unserem Mitarbeiter Professor Förster im Bayrischen Staatsanzeiger vorgeschlagene Beschenkung von Gefangenen würde er für Anbiedern halten.

Diese Erkenntnis hat aber auch etwas Beglückendes. Sie gibt uns das Recht, stolz zu sein auf alles Große unseres Volks. Früher haben wir uns manchmal gefragt: welches Recht hat das deutsche Volk, sich Richard Wagners zu rühmen, nachdem es ihm jeden Stein, den es finden konnte, in den Weg gelegt hat? was hat der niederbayerische Bauer mit den Klassikern zu tun? Jetzt wissen wir es. Der Bauer, der nie eine Note von Wagner gehört, der nie ein Stück von Goethe gelesen hat, aber jetzt die deutsche Kultur mit seiner Brust deckt, hat mehr für Wagners Kunst getan, als alle, die Bücher über sie geschrieben haben. Aber man darf nicht glauben, sich, den einzelnen Deutschen, als Volkswesen nehmen zu können, das Teil hat an allen Verdiensten seiner Nation, und den einzelnen Engländer als Einzelwesen, das nicht mitzutragen braucht an der Schuld seines Landes. In dem Sinne, in dem jeder sich der großen Taten seines Volkes rühmt, ist er verantwortlich für die gemeinen.

Wir und das Ausland.

Von Paul Hensel, Professor der Philosophie an der Universität Erlangen.

Auf den Eisenbahnwagen, die unsere Truppen zur Grenze brachten, konnte man in den ersten Tagen des Krieges die Inschrift lesen: „Hier werden noch Kriegserklärungen angenommen!" Das war der humoristische Ausdruck für die sehr ernste Tatsache, daß sich gegen uns Deutsche von allen Seiten her eine solche Flut von Groll und Haß erhoben hatte, daß an jedem Tage irgend ein Nachbar sich berufen fühlte, dieser Gesinnung durch eine Kriegserklärung den prägnanten Ausdruck zu geben. Aber auch abgesehen von den Staaten, die sich zur wirklichen Kriegserklärung hinreißen ließen, seufzten wir Deutsche nicht unter einer erdrückenden Last von Sympathie. Selbst bei den Staaten, in denen unserer Sache der Sieg gewünscht wurde, war es deutlich zu beobachten, daß besondere Sympathien für Deutschland und deutsches Wesen weniger am Werk waren als die klare Einsicht, daß im Falle eines Unterliegens Deutschlands auch die eigene staatliche Existenz schwer geschädigt sei. Die Neutralität, und zwar in vielen Fällen eine wenig wohlwollende, war das äußerste Zugeständnis, das sich diese Staaten durch die gebieterische Notwendigkeit abringen ließen; es wäre töricht, sich bei dieser Sachlage der Einsicht zu verschließen: wir Deutsche sind in der ganzen Welt unbeliebt.

Da es eine deutsche Sitte ist, sich über die Gründe einer jeden Tatsache klar zu werden, so konnte es nicht fehlen, daß auch für diese, so betrübende, alsbald mit Scharfsinn die Ursachen aufgesucht wurden. Lassen wir diese Erklärungsversuche unsern einzelnen Nachbarn gegenüber kurz Revue passieren. Als ein gegebenes Faktum gilt seit dem Jahre 1870 Frankreichs Feindschaft gegen uns. Es war eigentlich schon fast eine gemütliche Stammtischfeindschaft geworden, es galt als selbstverständlich, daß um Elsaß-Lothringen nochmals gekämpft werden müßte, und daß, wie es sich ja auch gezeigt hat, bei der ersten Möglichkeit, die sich hierfür zu eröffnen scheinen würde, die französischen Gewehre von selber losgehen würden. Die Kluft schien unüberbrückbar, daran konnten gelegentliche Versuche von hüben und drüben nichts ändern. Wenn man aber in der Geschichte zurückgeht, so findet man, daß andern Völkern gegenüber derartige französische Stimmungen allerdings zur Ruhe gekommen sind. Vergleicht man den Verlust von Elsaß-Lothringen mit den schweren Schädigungen, welche England Frankreich zugefügt hat: Vernichtung der französischen Seemacht, Ruin des französischen Kolonialreichs, den erbitterten Kampf, der mit der Niederwerfung Napoleons endigte, liest man die Deklamationen des fran

zösischen Konvents gegen die Emissare Pitts und das perfide Albion, so muß man sagen, daß, wenn es sich nicht gerade um Deutschland gehandelt hätte, der Haß gegen den erfolgreichen Gegner hätte ebenso einer versöhnlicheren Stimmung weichen können, wie er tatsächlich England gegenüber einer solchen gewichen ist. Noch vor wenigen Jahren hat in der Faschoda-Angelegenheit Frankreich die ganze Brutalität englischer Machtpolitik zu fühlen gehabt; das ist heute alles vergessen.

Man braucht nur Bismarcks Erinnerungen nachzulesen, um das ungläubige Erstaunen des großen Staatsmanns sich zu vergegenwärtigen, als nach dem Berliner Kongreß auf einmal Rußland in Deutschland seinen gefährlichsten Gegner entdeckte. Wenn man bedenkt, daß seit dem Siebenjährigen Kriege eine traditionelle Freundschaft Preußen mit Rußland verband, welche häufig auf Preußens Seite bis zu den Grenzen würdeloser Nachgiebigkeit ging, wenn man die Haltung Preußens im Krimkriege erwägt, und wenn man andrerseits an den Einbruch Napoleons I. in Rußland, an den Krimkrieg mit Frankreich und England, an das erbitterte Ringen mit Japan, an die dauernden Interessenkonflikte Englands und Rußlands in Asien denkt, so muß man sagen, daß Rußland gegen alle seine jetzigen Verbündeten mehr auf dem Herzen hatte als gegen Deutschland, und daß Deutschlands russenfreundliches Verhalten auf dem Berliner Kongreß doch wohl nicht den eigentlichen Grund der tatsächlich in Rußland bestehenden tiefen Deutschenfeindschaft abgeben kann. Mit allen diesen Staaten kämpft Rußland heute Schulter an Schulter gegen uns; was ist der Grund?

Ähnliches ist von England zu sagen. Die kommerzielle Rivalität liegt ja offen zutage; und es ist zuzugeben, daß kein Haß dauerhafter ist als der eines Kaufmanns gegen seinen erfolgreichen Konkurrenten; aber in industriellem Wettbewerb stehen heutzutage alle Nationen miteinander, ohne sich deshalb notwendigerweise als Todfeinde betrachten zu müssen; und vergleicht man die riesigen Zahlen der englischen Handelsbilanz mit denen der unsern, so sieht man auf den ersten Blick, daß von einer erdrückenden, ja auch nur bedenklichen Konkurrenz unserer Industrie und unseres Handels der britischen Weltmacht gegenüber kaum die Rede sein kann. Blickt man aber auf die verwundbarsten Teile des britischen Dominiums in Indien, so ist es deutlich, daß eine Gefahr von deutscher Seite her ausgeschlossen, von russischer Seite dagegen augenfällig ist. Und doch Allianz mit Rußland, Todfeindschaft gegen Deutschland. Japan hatte von Deutschland absolut nichts zu befürchten; es war seinen deutschen Lehrmeistern zu allergrößtem Dank verpflichtet. Der politische Fehler, den Deutschland durch Parteinahme für Rußland beim russisch-japanischen Friedensschluß gemacht hatte, bedeutete doch wenig gegenüber der versuchten Vernichtung Japans durch Rußland

und dem mindestens ebenso unfreundlichen Verhalten Englands in den Streitigkeiten Japans mit China. Heute kämpfen Japaner und Russen im trauten Verein, denn es geht eben gegen die Deutschen.

Sehen wir zu den bis jetzt noch Neutralen: Daß unser Verbündeter Italien von dem Dreibund die allergrößten Vorteile gehabt hat, ist von italienischer Seite selbst anerkannt worden. Italien hat durch Frankreich Nizza und Piémont verloren, durch Preußen Venetien erobert. Zu Beginn des Krieges wurden Tausende von italienischen Arbeitern in der unwürdigsten Weise aus Frankreich ausgewiesen, es war eine Wiederholung der früheren Ereignisse von Aigues-morte, wo mitten im Frieden einige Hundert italienische Arbeiter von ihren französischen Kollegen totgeschlagen wurden. Niemals ist in Deutschland die geringste Ausschreitung gegen Italiener vorgekommen; der deutsche Fremdenverkehr ist ein sehr erheblicher Posten im wirtschaftlichen Budget Italiens, und es ist ein offenes Geheimnis, daß nur die Regierung und einige wenige besonnene Männer in Italien gegen einen Krieg mit Deutschland sind, und daß nichts populärer wäre, als Hilfeleistung für dasselbe Frankreich, das seine Sympathien für Italien in so schlagender Weise bekundet hat.

Ein Blick auf Amerika möge die unerquickliche Übersicht schließen. Wenn es irgend ein Land gab, mit dem wir glaubten, gute Beziehungen zu haben, so war es Amerika. Austauschprofessuren, eifrige Teilnahme an den geistigen Strömungen hüben und drüben, Solidarität der wichtigsten Interessen, alles schien darauf schließen zu lassen, daß wenn irgendwo wir hier, wenn auch nicht auf Gerechtigkeit — das wäre zuviel verlangt — aber doch auf eine ruhige Erwägung unseres Falles rechnen könnten. Die Rechnung hat getäuscht. Die wildesten Lügen, welche die englische und französische Presse über uns verbreitete, wurden begierig und mit Enthusiasmus geglaubt; der Ton der führenden amerikanischen Zeitungen ist entsprechend dem lebhaften amerikanischen Naturell noch etwas intensiver als der der englischen Vettern, was doch wirklich einiges sagen will. Jahrelange freundliche Beziehungen sind zerrissen und vergessen, selbst die Übergriffe der verhaßten Japaner gegen die direkte Machtsphäre Amerikas werden ignoriert; denn es geht ja gegen die Deutschen, das ist genug und motiviert alles.

Es ist nicht anders! Einer so allgemein vorhandenen Erscheinung gegenüber, wie es die Abneigung gegen uns ist, ist es sinnlos, jeden einzelnen Fall mit Gründen erklären zu wollen, die nur auf diesen einzelnen Fall zugeschnitten sind. Das mögen Gelegenheitsursachen sein, die einen besonders häßlichen Ausbruch in diesem oder jenem Fall bewirkt haben, die ganze Disposition aber ist eine allgemeine und dauernde, und es gilt daher

nach allgemeinen und dauernden Gründen zu suchen, welche diese für uns bedauerliche oder erfreuliche Sachlage zu erklären geeignet sind. Es kommt hierbei auch gar nicht in Betracht, ob vielleicht ein Staatsmann von der Bedeutung Bismarcks imstande gewesen wäre, die große, gegen uns im Felde stehende Koalition zu sprengen, das ist eine Frage, die uns hier nicht zu beschäftigen braucht; denn man wird sich doch nicht einbilden wollen, daß wenn z. B. England der Koalition ferngeblieben wären, die Gefühle der Engländer gegen uns nennenswert andere gewesen wäre, als sie sich jetzt gezeigt haben. Und ob die Amerikaner auch noch in Flandern kämpften oder nicht, würde ihre Einschätzung der Deutschen durchaus nicht tangieren. Ein gutes Beispiel hierfür haben wir ja an Portugal, das, vorläufig noch neutral, in aller Ruhe sich dazu anschickt, England das von ihm benötigte weitere Kanonenfutter zu liefern, aber auch schon in der Zwischenzeit aus seinen Gefühlen gegen Deutschland etwas macht, das einer Mördergrube zum Verwechseln ähnlich sieht. Sehen wir einmal von uns als Volk ab — Völker kommen ja überhaupt nicht miteinander in Berührung, sondern immer nur Individuen — und vergegenwärtigen wir uns die Vorwürfe, die gegen den einzelnen Deutschen in ausländischen Zeitungen, Büchern, Witzblättern erhoben werden. Das mögen keine sehr gründlichen und vielleicht oft ungerechte Urteile sein, jedenfalls aber zeigen sie, was den Fremden an uns auffällt, und wodurch wir es verstanden haben, ein so reichliches Quantum von Unbeliebtheit gegen uns aufzuspeichern, wie wir das in emsiger Friedensarbeit tatsächlich getan haben. Da ist es denn immer wieder der Vorwurf der Taktlosigkeit und der Formlosigkeit, der gegen die Deutschen erhoben wird und ich glaube, daß dieser Vorwurf vollkommen zu Recht besteht. Das Höchste, wozu wir Deutschen es bringen können, wenn wir überhaupt uns nach dieser Richtung betätigen, ist nicht Beherrschung der Form, sondern Korrektheit. Die Korrektheit aber ist ein unfreies Verhalten unterhalb der Form, nicht die freie Beherrschung der Form und ein anmutvolles Schalten mit derselben. Wenn ich die Wahl habe, ziehe ich den formlosen Deutschen immer noch dem korrekten vor, und daß man mit Korrektheit nicht die Herzen gewinnt, das müssen sich die Korrekten selber mit Trauer gesagt haben. Es ist die Eigentümlichkeit des Deutschen, daß er in der ganzen Welt als die Inkarnation der Formlosigkeit verschrien ist, und das ist auch ganz sicher durchaus nicht unberechtigt, aber auch dies bedeutet — soviel ich sehen kann — nur die Feststellung einer Tatsache, und wir sind damit für die Erklärung dieser Tatsache keinen Schritt weiter gekommen. Um sie zu erklären, müssen wir den Deutschen in seinem Verhalten zu Welt und Menschen mit den Angehörigen der andern Nationen vergleichen.

Das Kind ist der Vater des Mannes. Es ist vielleicht nicht bedeutungslos, daß von seinen Beobachtern immer wieder darauf hingewiesen wird, wie schwierig das Amt eines deutschen Lehrers gegenüber dem anderer Nationalitäten ist. Der junge Franzose, der junge Italiener und Engländer haben viel mehr Gleichartiges in ihrer ganzen geistigen Konstitution, als es bei dem deutschen Jungen der Fall ist. Immer wieder stellt der deutsche Knabe den einsichtigen, nicht auf das Schema F eingeschworenen Lehrer vor Aufgaben schwierigster psychologischer Pädagogik, der Lehrer kommt hier gar nicht mit generellen Grundsätzen und Maximen durch, wenn er wirklich nicht nur Aufgaben abhören, sondern der geistige Leiter seiner Schüler sein will. Die Knaben der andern Nationen haben eben bestimmte allgemeine Sitten und Gewohnheiten, Methoden und Denkweisen an sich, der Engländer natürlich andere als der Franzose und dieser andere als der Italiener, aber es hat sich in jedem Volke ein System von Sitten und Gewohnheiten, Formen und Usancen ausgebildet, bis auf die Schulspiele herab, dem der Einzelne sich gar nicht entziehen kann und, was wichtiger, sich gar nicht entziehen will. Einem Engländer, der durch eine public school gegangen ist, ist dieser sein Bildungsgang an der Beobachtung gewisser gesellschaftlicher Regeln und Verfahrungsweisen bis zu seinem Tode inklusive anzumerken. Ganz anders der Deutsche. Es ist nicht nur die bekannte psychologische Täuschung, die uns alle Angehörigen eines fremden Volkes als gleich aussehen läßt, wenn ich behaupte, daß die französischen, englischen, amerikanischen Studenten unter sich eine viel größere Gleichartigkeit zeigen, als sie bei den Deutschen gefunden wird. Denn als Kontrollversuch dienen mir die mündlichen und schriftlichen Äußerungen von Angehörigen fremder Nationen, die immer wieder versicherten, daß sie von nichts mehr frappiert worden seien, als von der Verschiedenheit, welche die Zuhörer einer Vorlesung in Deutschland ganz ebenso markant zur Schau tragen, wie die Studenten ihrer Länder die Gleichartigkeit. Es ist für mich von großer Bedeutung, daß ich in keiner andern fremden Sprache ein sprachliches Äquivalent für den Terminus „Extrawurst" gefunden habe, welche gebraten zu erhalten jeder Deutsche als sein unveräußerliches Menschenrecht ansieht. Bewußt oder unbewußt ringt jeder Deutsche nach dem Ideal einer individuellen Form, und da es das Charakteristische des Ideals ist, daß es sich nicht verwirklichen läßt, so bleibt dies Streben häufig in der reinen Formlosigkeit stecken.

So wird der Deutsche denn im Verkehr mit dem Fremden dauernd anstoßen und anstoßen müssen. Er wird dauernd die dem Fremden teuern und gewohnten Formen verletzen, ohne sich etwas dabei zu denken, und gerade, daß er sich nichts dabei denkt, wird den Verstoß um so peinlicher

erscheinen lassen. Wenn der Engländer gelegentlich brutal den Lebensstil eines andern Volkes vergewaltigt, so steht hinter ihm die festgefügte soziale Struktur seines großen Volkes, der Union Jack flattert dauernd über ihm. Wenn der Franzose die ihm lächerlichen Sitten und Gewohnheiten eines fremden Volkes bespöttelt, so tut er es in dem Vollbewußtsein, die gesellschaftliche Kultur Frankreichs zu repräsentieren, die durch die jahrhundertelange Bemühung geistvoller Franzosen und namentlich Französinnen ein Wunderwerk menschlicher Kultur geworden ist. Wenn der Deutsche sich gegen eine ihm unbequeme Form auflehnt, so scheint das auf nichts weiter herauszulaufen, als daß Herr Müller zu faul ist, sich ein bißchen Mühe zu geben. Ob dies Urteil richtig ist, werden wir noch zu untersuchen haben, unzweifelhaft aber stellt sich für den Ausländer die Sache so dar, wie wir sie geschildert haben.

Vielleicht liegt auch hierin einer der Gründe für die oft beklagte Leichtigkeit, mit der der Deutsche sich einem fremden Kulturkreis anschließt. Ein Engländer, der Franzose werden wollte, müßte so erheblich viel von dem, was ihm wesentlich ist, aufgeben, daß er sich dazu nur in den seltensten Fällen wird bereit finden lassen. Für den Deutschen haben gesellschaftliche Formen sehr viel weniger Wert, er steht ihnen viel gleichgültiger gegenüber und vermag sich ihnen daher auch sehr viel leichter zu akkomodieren, ohne das Bewußtsein zu haben, daß er damit Wesentliches aufgäbe. Eine andere Anklage, die den Deutschen immer wieder entgegengehalten wird, ist ihre Ungleichmäßigkeit im persönlichen Verhalten. Bald empfindlich und reizbar, bald allzu herzlich, überströmend und die gleichen Gesinnungen fordernd, finden sie selten den sicheren Stil der Menschenbehandlung und des Verkehrs mit Menschen, der nun einmal für das Zusammenleben von Angehörigen verschiedener Nationen unumgänglich notwendig ist. Um das berühmte Gleichnis Schopenhauers zu gebrauchen, gleicht der Deutsche dem lästigen Stachelschwein im Winterquartier, das seine Nachbarn bald zu nahe heranrückend durch seine Stacheln verwundet, bald zu weit abrückend ihm die Wohltat seiner Wärme entzieht, während der gesellschaftliche Takt im konstanten Einhalten einer mittleren Entfernung besteht, die beide Übelstände zu vermeiden weiß.

Damit hätten wir so ziemlich das Anklagematerial zusammen; es möchte scheinen, daß es sich um Kleinigkeiten handelt, aber aus solchen Kleinigkeiten entstehen weitgehende Antipathien, die oft mehr zu bedeuten haben, als die sogenannten großen Interessengegensätze und die jedenfalls für unsere Stellung zu den Fremden recht unerfreuliche Konsequenzen gezeitigt haben. Die Frage ist nun, ob wir diese Erscheinungen, die ja nicht nur im Verkehr mit den Fremden allein hervortreten, sondern in geringerem Grade auch den Verkehr von Deutschen zu Deutschen mitunter auf schwierige

Proben stellen, auf allgemeine, im Charakter liegende Gründe zurückführen können, und ich glaube, daß dies in der Tat möglich ist.

Weshalb entwickelt sich denn der Deutsche so viel später als die Angehörigen anderer Nationen oder vielfach überhaupt nicht zu einem gediegenen Stil seiner Lebensführung? Immer ist doch ein solcher Stil der Ausdruck einer bestimmten Stellungnahme den Dingen und den Menschen gegenüber. Es müßte also nachgewiesen werden können, daß es den Deutschen ganz besonders schwer gemacht wird, zu einer solchen Stellungnahme zu gelangen; und ich glaube, dieser Nachweis kann erbracht werden. Vergleichen wir das Verhalten eines neugeborenen Tieres mit dem des menschlichen Kindes: Ein neugeborenes Ferkel kann von einem Stuhl herunterspringen und kommt auf seine Füße zu stehen, ein eben aus dem Ei gekrochenes Hühnchen pickt mit Sicherheit nach einem vor ihm liegenden Korn, das menschliche Kind braucht sehr viel länger, sich in der Welt zurecht zu finden; oder mit anderen Worten: jedes Tier bringt seinen Stil der Lebensführung mit auf die Welt, der Mensch muß ihn erst suchen und lernen. Daß ihm hierbei das Hineingeborenwerden in eine soziale Ordnung, die mit Sprache, Beispiel und Lehre die wichtigsten Dienste leistet, von größtem Nutzen ist, ist ja ebenfalls längst bekannt. Gäbe es nun aber unter den Menschen wiederum eine bestimmte Rasse, der diese Orientierung um ebenso viel den andern Menschen gegenüber schwerer würde wie sie dem Menschen im allgemeinen gegenüber dem Tier wird, so würde es eine charakteristische Erscheinung bei dieser Rasse sein, daß sie eben noch viel mehr Zeit braucht, um fertig zu werden, als es schon bei dem Menschen im allgemeinen der Fall ist; und da trotz aller rechnenden Pferde und schreibenden Hunde der Unterschied zwischen Mensch und Tier doch wohl noch überwiegend im Geistigen gesucht wird, so wird dieses späte Fertigwerden sich wohl überwiegend auf dem Gebiet des Geistigen zeigen müssen. Wenn schon längst die Orientierung im Gebiet des Körperlichen, die volle Ausbildung der leiblichen Funktionen erreicht ist, so wird ein derartiger Mensch auf dem Gebiete des Geistigen sich noch immer halt- und hilflos fühlen und häufig in der Lage sein, seine Mitmenschen anderer Nationen mit mehr oder minder ausgesprochenem Neide oder Bewunderung sich so sicher in einer Welt bewegen sehen, die ihm selber noch voll von Problemen und Rätseln ist. Daß ein solches Wesen, das noch im Verpuppungszustand seiner geistigen Existenz sich befindet, wie Fritz Reuter sagt: „ein sehr unverdaulicher Happen für die menschliche Gesellschaft" ist, liegt auf der Hand. Was sich andere längst eingeübt haben, was ihnen selbstverständlich ist, das ist für einen solchen Menschen Problem. Er lehnt es ab, in einen gegebenen Raum hineingeboren zu sein und die Dinge als selbstverständlich

zu nehmen, für ihn sind die Dinge Probleme, die in einem kurzen Leben zu lösen ihm mitunter fast unmöglich erscheinen muß. Während die andern als Weltbürger in dieser Wirklichkeit behaglich genug herumplätschern, von Stühlen springen und nach Körnern picken, wird dieser Mensch in der Stimmung sein, daß er das Leben für eine „mißliche Sache" hält, und er wird beschließen, es damit hinzubringen, „darüber nachzudenken". Er wird fühlen, daß seine Heimat eigentlich ganz wo anders liegt, daß er ein Fremdling in dieser Wirklichkeit ist, und alles, was ihm in dieser Wirklichkeit als schön, glänzend und begehrenswert entgegentritt, das wird ihm doch nur erscheinen, wie der Abglanz eines unendlich Schöneren, das in seiner Seele lebt, und dieser Abstand wird ihn mit tiefer Trauer erfüllen.

Wenn wir uns nun danach umsehen, ob es irgendwelche Menschen gibt oder gegeben hat, welche dieser Konstruktion des Fremdlings auf Erden entsprechen, so finden wir nur zwei Völker, bei denen dies der Fall ist, die Griechen und die Deutschen. Natürlich nicht in dem Sinne, daß dies nun auf jedes beliebige hungrige Griechlein und auf jeden beliebigen satten deutschen Philister zuträfe, aber die Besten in beiden Völkern zeigen diese Charakterzüge mit ganz unmißverständlicher Deutlichkeit. Ebensowenig soll geleugnet werden, daß dieselben Charakterzüge sich nicht auch bei Angehörigen anderer Nationen fänden; Descartes und Pascal, Leopardi und Carlyle zeigen dasselbe Ethos, aber sie sind nicht die charakteristischen Vertreter ihres Volkes, nicht ihre „repräsentativen Männer", an die man denkt, wenn der Name dieses Volkes ausgesprochen wird. Nur die Griechen und Deutschen sind metaphysische Völker gewesen, und sie haben alle die Wonne und all das Leid reichlich auszukosten gehabt, das in dieser Sonderstellung unter den anderen Evassöhnen liegt.

Daher auch die tiefe Geistesverwandtschaft, welche diese beiden Völker miteinander verbindet. Alle übrigen Nationen haben sich im wesentlichen in der Renaissance mit der Aneignung der Geistesschätze des härtesten Wirklichkeitsvolks, der Römer, begnügt. Wir allein haben eine zweite Renaissance gehabt, die uns zu geistigen Erben der Griechen machte, und die an die erlauchten Namen: Lessings, Winckelmanns, Herders, Schillers, Goethes und Hegels anknüpft. Damit erst wurde die große Sehnsucht, die von Anfang an den besten Teil der deutschen Seele bildete, und die in der deutschen Mystik einen so wunderbar ergreifenden Ausdruck fand, über sich selber klar; und daher ist die ängstliche Sorge derer ganz berechtigt, welche die Deutschen zu Bürgern dieser Welt machen wollen, daß wir vor allem die Beschäftigung mit dem dummen Griechisch aufgeben möchten. Diese Braven haben ganz recht. Das Griechische verhindert es zum guten Teil, daß wir formvollendete, liebenswürdige, betriebsame Engländer oder Amerikaner werden.

Der erste Schritt, den der Deutsche zu tun hat, ist also nicht in die Wirklichkeit hinein, sondern aus ihr heraus. Für wen es sich um eine Weltanschauung handelt, — beiläufig ein ebenso unübersetzbares Wort wie Extrawurst — für den ist die zwingende Notwendigkeit vorhanden, einen Punkt außerhalb dieser wirklichen Welt, sagen wir einmal kurz: einen Standpunkt zu finden; ganz ebenso, wie Archimedes einen solchen brauchte, um die Welt bewegen zu können. Denn darauf kommt es in letzter Linie doch an; es hat ja immer Deutsche gegeben, welche sich damit begnügt haben, dies gelobte Land des Geistes gefunden zu haben, und denen die Wirklichkeit diesem Gewinn gegenüber im wesenlosen Scheine verschwand. Wenn ihnen diese Wirklichkeit Enttäuschungen brachte, wenn die Menschen ihrem Liebes- und Schönheitsbedürfnis nicht entsprachen, laß fahren dahin! Die Menschen mochten schlecht sein, die Menschheit blieb gut. Und immer mehr wurden sie in ihrer Weltflucht bestärkt, je mißtönender die Stimme der Wirklichkeit an ihr Ohr drang; das sind die Gestalten, mit dem „vollen Heiligenschein des ganzen Wahnsinns um das Haupt", allen voran die rührende Gestalt Hölderlins. Aber es gibt noch eine andere Art, von dem einmal erkämpften Standpunkt aus der Wirklichkeit gegenüberzutreten. Mag sie immerhin, an dem Ideal gemessen, klein und verächtlich sein, so soll sie es doch nicht sein. Es gilt, sie so umzugestalten, daß sie nicht mehr unwert ist, ein Abbild der Idee zu sein, unsere Aufgabe ist es, sie dazu zu machen; das Wirkliche wird zum Materiale der Pflichterfüllung. Und auch dieser Typus des streitbaren Idealismus ist unter uns sehr häufig anzutreffen, und daraus, daß er so häufig ist, erklärt sich unsere Unbeliebtheit in dieser Welt. Fichte sagt mit Recht: „eine Kunst der Liebenswürdigkeit ist vom Teufel". Und in der Tat ist ein solcher streitbarer Idealist alles andere eher als liebenswürdig. Es gibt kein bequemes Geltenlassen Dingen und Menschen gegenüber, es gibt kein höfliches Sich-Akkomodieren an die sittlichen Schwächen der Mitmenschen. Sie können anders werden, und deshalb sollen sie auch anders werden. In jedem Menschen sieht ein solcher Idealist die Möglichkeit, ein Götterbild zu gestalten. Mit jubelnder Freude begrüßt er jedes Anzeichen bei dem neugewonnenen Freunde, in ihm die Inkarnation der Idee der Menschheit finden zu können. Er läßt es nicht bei guter Kameradschaft und gemeinsamem Tennisspiel bewenden, wie der Engländer, sondern es handelt sich um einen Bund, der weit hinausreichen soll über alles Zeitliche und hinein in das Ewige. Aus jedem Anzeichen wird begierig auf das Ganze geschlossen, und dieses Ganze noch hinausgesteigert über alles Irdische. Daher auch das ungläubige Erstaunen der Fremden, wenn ganz konventionelle und höfliche Akte von den Deutschen so ganz anders, als Ausdruck innerster Sympathie und Seelen-

verwandtschaft, aufgefaßt werden. Wenn sich z. B. englische Arbeiter einmal eine nette Ferienreise gönnen und bequem und kostenlos eine Reise durch Deutschland machen wollen, so wird dies ganz unberechtigterweise von den Deutschen als ein Zeichen der Sympathie und Seelenverwandtschaft des stammesgleichen, edlen Britenvolkes aufgefaßt und demgemäß eingeschätzt. Und wenn während derselben Zeit die englische Regierung den Strick, den sie Deutschland um den Hals werfen will, an schwachen Stellen noch etwas verstärkt, so erscheint dies dem Deutschen als schnöder Verrat, weil doch der Führer der Arbeiterpartei so herrliche Worte gefunden hat. Sehen wir näher zu, und lesen wir, was dieser ehrenwerte Bärenführer wirklich geäußert hat, so finden wir, daß er mit keinem Wort das Versprechen eines anständigen Verhaltens Englands uns gegenüber gegeben hat, alles das haben wir, als wir uns am Halse des neugewonnenen Freundes ausweinten, hinein interpretiert, selbstverständlich haben wir unrecht.

Aber ebenso selbstverständlich haben wir recht. Denn auch in den Fremden sehen wir ihr eigenes, besseres Selbst. Wenn es das Unglück fügen sollte, daß Deutschland einmal ausscheiden sollte aus der Reihe der Kulturnationen, wenn alsdann kein anderes Volk in der Lage sein würde, unsere Erbschaft ebenso anzutreten, wie wir die der Griechen angetreten haben, so wäre damit das Gewissen der Menschheit ausgelöscht. Wir müssen es uns noch immer saurer werden lassen als bisher, uns zu wirklichen Deutschen zu entwickeln, denn deutsch sein bedeutet nicht etwas, was wir als physiologische Rasseneigenschaft bereits mit auf die Welt bekommen hätten — ich wünschte, es wäre so leicht ein Deutscher zu sein — aber wir müssen uns auch sagen, daß, wenn wir dieses Ziel erreicht haben, und je mehr wir es erreichen, wir auf ein umso größeres Maß von Unbeliebtheit in der Welt mit Sicherheit rechnen können. Es gibt gar keine unbequemere und glücksfeindlichere Einrichtung in dieser Welt als das Gewissen, und je feiner und empfindlicher es wird, desto mehr ist es mit dem Glück vorbei und trotzdem muß dieses arme Gewissen seine beständig mahnende und drohende Stimme erheben, da es nun einmal in der Welt ist. Und so werden wir Deutschen wohl die Last unserer Unbeliebtheit ebenso weiterschleppen müssen, wie einst Sokrates die seine. Nichts kann verständlicher sein als die Motive, aus denen seine Mitbürger diesen lästigen Mahner nun endlich loszuwerden trachteten, und einen großen Schierlingsbecher fürwahr haben unsere Gegner dem deutschen Volk gereicht. Daß wir ihn nicht mit derselben heiteren Ruhe des athenischen Weisen tranken, ist uns ja sehr verdacht worden, aber während Sokrates glauben konnte, daß die Athener seiner nicht mehr bedürfen, können wir leider dieser heitern Gewißheit nicht sein, sondern die Fremden brauchen uns, und deshalb müssen wir uns ihnen erhalten.

Weshalb die deutsche Nation den Krieg führt.

Ein Amerikaner an Amerikaner[1]).

Von George Stuart Fullerton, Professor der Philosophie an der Universität New-York.

Ich bin Amerikaner und habe keinen Tropfen deutschen Bluts in meinen Adern. Der Verdacht einer Parteinahme für Deutschland, wie sie den Deutschamerikaner kennzeichnet, ist bei mir folglich ausgeschlossen. Und mehr noch, ich habe Anspruch darauf, als echter Amerikaner zu gelten, wie nur irgend jemand, denn meine Familie war amerikanisch seitdem es eine amerikanische Nation gibt. Ich liebe mein Vaterland und hoffe und wünsche, daß ihm eine große Zukunft beschieden sein möge und ein auf Recht und Gerechtigkeit gegründeter Wohlstand. Aber man hat nicht das Recht, nur Amerikaner zu sein, sondern muß sich erinnern, daß man auch Mensch ist und daß man als Mensch wünschen muß, die Gerechtigkeit auch in anderen Ländern beachtet zu sehen, als im eignen. Wir Amerikaner sind neutral, aber wir haben das Recht, die Tatsachen über den großen Krieg zu erfahren, und es ist unsere Pflicht, nach einem umfassenden und eindringenden Verständnis der Lage zu streben.

Ich kenne Deutschland seit 30 Jahren und habe mich für seine Literatur, Wissenschaft, politische und wirtschaftliche Entwicklung lebhaft interessiert.

Im Anfang habe ich das Land sozusagen nur mit den Augen eines Reisenden betrachtet. In den letzten Jahren aber hatte ich Gelegenheit, es viel eingehender kennen zu lernen. Ich habe ein früher verhältnismäßig unbemitteltes, nicht sehr starkes, noch nicht zu fester Einheit verschmolzenes Volk reich werden sehen, mächtig, einheitlich und in seiner sozialen Entwicklung so vorgeschritten, daß seine innere Organisation den Nationalökonomen wie den Soziologen zur Bewunderung zwingen muß. Das Land hat außerordentlich Erfolg gehabt bei seiner umsichtigen Arbeit an den Werken des Friedens. Österreich habe ich öfter besucht und den vergangenen Winter als erster Austauschprofessor der

[1]) „Why the German Nation has gone to war" ist ein Aufsatz, den der zurzeit in München lebende amerikanische Philosoph Professor George S. Fullerton zur Aufklärung seiner Landsleute in etwa 1000 Exemplaren nach Amerika geschickt hat. Der Verfasser schreibt mir: „Es war keine kleine Arbeit, da ich die Exemplare an Redakteure und Privatpersonen (eine ausgewählte Liste) schicken mußte ... Mögen die Amerikaner nach und nach verstehen lernen, daß die Deutschen nicht von Eroberungslust erfüllt sind, sondern ihre berechtigten Interessen verteidigen. Vor drei Jahren sagte ich den Engländern von London bis Edinburgh: ‚Deutschland ist friedlich gesinnt, aber wird sich, im Notfall, energisch verteidigen.' Daß es sich gut verteidigen kann, haben auch die Feinde jetzt gelernt!" — Die Übersetzung rührt von zwei deutschen Frauen her und ist von mir durchgesehn und mit dem Original verglichen. O. Crusius.

österreichischen Universitäten in Wien, Graz, Innsbruck, Krakau und Lemberg Vorlesungen gehalten. Ich bin im öffentlichen und im Privatleben mit einer großen Anzahl von Menschen zusammengekommen und hatte somit reichlich Gelegenheit, der öffentlichen Meinung den Puls zu fühlen.

Ich behaupte rückhaltslos, daß niemand, weder in Deutschland noch in Österreich, die leiseste Neigung zeigte, diesen schrecklichen Krieg herbeizuführen. Man wünschte den Frieden, ernstlich und ehrlich, schon aus wirtschaftlichen Gründen. Aber der Krieg wurde beiden Nationen aufgezwungen. Daß er gerade jetzt gekommen ist, darf als Zufälligkeit bezeichnet werden. Denn kommen mußte der Krieg auf jeden Fall.

Da viele meiner Landsleute mit den in Europa obwaltenden Verhältnissen nur ungenügend vertraut sind; da sie selbst unter dermaßen verschiedenartigen Verhältnissen leben, daß es ihnen schwer fällt, selbst die Bedeutung von Tatsachen richtig zu erfassen, die ihnen wahrheitsgemäß übermittelt werden; da sie überdies systematisch falsch unterrichtet worden sind von gewissen Parteien, die u. a. Gelegenheit hatten, die deutschen Kabel zu durchschneiden: so kann es nicht überraschen, daß die politische Lage Europas in Amerika vielfach gründlich mißverstanden wird. Ich halte es für meine Pflicht, zur Aufklärung dieser Mißverständnisse einen kleinen Beitrag zu liefern.

Die Amerikaner hören seit einiger Zeit viel von deutschem Militarismus und haben dabei meist nur die unklare Vorstellung, daß das eine Gefahr für die europäische Zivilisation bedeute. Von dem eigentlichen Sinn dieses Wortes haben sie keinen klaren Begriff. In Amerika hatten wir sozusagen kurze Anfälle von Militarismus — so in der Zeit des spanisch-amerikanischen Krieges oder wenn gerade viel von einem möglichen Krieg mit Mexiko geredet wird —, aber Militarismus als einen dauernden Zustand gibt's bei uns nicht. Und wenn man ihn in der großen Republik der neuen Welt nicht antrifft, weshalb muß er dann in Deutschland existieren? Der Amerikaner, der mit Deutschland und seiner Lage nicht bekannt ist, findet auf diese Frage keine befriedigende Antwort. Und dennoch liegt eine solche sehr nahe.

Die Deutschen sind ein friedliches Volk. Wir Amerikaner wissen, daß es in unserer eigenen Bevölkerung kein ordnungsliebenderes, arbeitsameres, verfassungstreueres Element gibt als das deutsche. Die gleichen Vorzüge zeichnen den Deutschen in Deutschland aus. Im Lande herrscht Ordnung, die Bevölkerung ist aufgeklärt, diszipliniert und zur Achtung vor dem Gesetz erzogen. Die Rechte, auch des Geringsten, werden eifersüchtig gewahrt. Die Gerichte sind unbestechlich. Die Erfolge der Deutschen sind das Ergebnis sorgfältiger Vorbereitung und unermüdlichen Fleißes. Sogar der geschäftliche Wettbewerb ist gesetzlich genau geregelt und die Gesetze gegen alles, was als „unlauterer Wettbewerb" gilt, werden aufs strengste angewendet. Niemand, der

unter Deutschen lebt und sie kennen gelernt hat, kann den Eindruck haben, daß er es mit einem kriegslustigen und räuberischen Volke zu tun hat. Und wer gar, wie ich, den Augustmonat dieses Jahres in Deutschland verbrachte und sich während der beiden Mobilisierungswochen zwanglos unter die Menge auf der Straße gemischt hat, zur Zeit da die öffentliche Erregung auf ihrem Höhepunkt war, kann nur aufs äußerste darüber staunen, daß ein so friedliches, selbstbeherrschtes Volk zu diesem kühnen Wagemut fähig war, der inzwischen angeblich uneinnehmbare Festungen erstürmt und zu Land und zur See Lorbeeren errungen hat in einer Weise, die alle bewundern müssen, die nicht in Unkenntnis über die Tatsachen erhalten worden sind.

Und dennoch hat dies ordnungs- und friedliebende, ein Volk, das den Frieden nicht nur geliebt, sondern 44 Jahre hindurch um manchen hohen Preis gewahrt hat, während andere Völker Krieg führten, ein Volk, das im Ausbau der Künste des Friedens Reichtum und Wohlstand zu erwerben verstand — dies Volk hat während all dieser Jahre seine männliche Bevölkerung für den Notfall zu tüchtigen Soldaten ausgebildet und sich eine furchtgebietende Flottenmacht geschaffen. Schließlich ist es gegen eine anscheinend erdrückende Übermacht in den Krieg gezogen; nicht eine Bevölkerungsklasse ging vor, sondern das Volk. Weder der Kaiser, noch die Regierung, noch die Offiziere des Heeres oder der Flotte sind verantwortlich für das Volksempfinden, das diesen Vorgang zu einer nationalen Erhebung gemacht hat. Sogar die Sozialdemokraten und andre, die einer verwandten Richtung angehören, Männer, die man niemals der Servilität gegen den Kaiser und die Regierung beschuldigen oder wegen einer Schwäche für Heer und Flotte verdächtigen konnte, haben zu ihrem Vaterland gestanden bis auf den letzten Mann und kämpfen jetzt mit Todesverachtung und fallen ohne zu klagen an der Front. In den letzten drei Monaten habe ich keinen Deutschen irgend eines Amtes getroffen, vom höchsten bis zum niedrigsten, der nicht mit Herz und Seele für den Krieg gewesen wäre. Ich habe keine Klagen gehört von den Eltern, die ihre Söhne hinausziehen ließen; ich habe keine Beschuldigung gegen das Vaterland gehört von solchen, die ihr Teuerstes verloren — und ich kenne viele, die in dieser Lage sind.

Eine seltsame Erscheinung bei einem friedlichen, arbeitsamen Volk; einem Volk, das Künste und Wissenschaften ebenso eifrig fördert, wie industrielle Unternehmungen; einem zivilisierten Volke, das nicht etwa in einer Art von Barbarei lebt, so daß ihm der Krieg willkommen wäre, eher eine Zerstreuung, als ein Unglück. Für den Amerikaner, der es nicht vermag, sich auf den deutschen Standpunkt zu stellen, eine unerklärliche Erscheinung. Von welchem Teufel war Deutschland besessen, daß es solch ungeheure Kriegsvorbereitungen machte? Was treibt es an, selbst gegen eine Welt in Waffen anzukämpfen und sein Alles aufs Spiel zu setzen in diesem gigantischen Kampf?

Ich möchte meinen Landsleuten helfen, sich einmal auf den deutschen Standpunkt zu versetzen. Wir Amerikaner bewohnen ein Land, das nur um ein Fünftel kleiner ist als ganz Europa, Rußland eingerechnet. Es ist 15 mal so groß wie das Deutsche Kaiserreich und hat nur 98 Millionen Einwohner, wäre somit einer Familie zu vergleichen, die an Mitgliederzahl stetig zunehmen muß, um die Räume eines großen, gut eingerichteten Hauses zu bevölkern. Daß unsere näheren oder ferneren Nachbarn uns ernstlich bedrohen könnten, kommt uns niemals in den Sinn. Wer dürfte jemals hoffen, uns erfolgreich anzugreifen? Wer vermöchte unsere nationale Existenz zu bedrohen, oder uns irgendeinem der Knechtschaft ähnlichen Zustande zu unterwerfen?

Im Norden haben wir Kanada — ein leeres Haus, ein Land mit nur 7 Millionen Einwohnern, die uns nichts anhaben könnten, selbst wenn sie wollten. Im Süden liegt Mexiko, das innerhalb seiner eigenen Grenzen Unruhe stiften und vielleicht auch erreichen kann, daß einige Amerikaner bedauern, dort Kapitalanlagen gemacht zu haben; im übrigen ist es den Vereinigten Staaten nicht fürchterlicher, als eine widerspenstige Klasse in einer Schule. Nach Westen und Osten umgibt uns das weite Meer. Japan könnte einen Streit beginnen und unseren Außenhandel etwas schädigen. Aber Japan ist weit weg und wir wissen sehr wohl, daß es zu arm ist und noch lange Zeit zu arm bleiben wird, um einen lange währenden Krieg führen zu können. Japan kann uns höchstens etwas schikanieren. Daß europäische Staaten, einzeln oder verbündet, uns vernichten könnten, ist eine zu fernliegende Möglichkeit, um an unserem Horizonte aufzutauchen. Wir rüsten zu Wasser und zu Land so viel uns für unsere Zwecke dienlich erscheint, und es wird uns niemals einfallen, die Erlaubnis einer anderen Macht für die Verstärkung unseres Heeres oder unserer Flotte einzuholen. Weshalb sollte Mr. Carnegie in seinem Haus einen großen Vorrat an Brot aufspeichern, um einer möglichen Hungersnot im Staate New-York vorzubeugen? Warum sollte Herr Rockefeller Gold- und Silbermünzen in einem Strumpf ansammeln und unter seiner Matratze verstecken? Den Besitzer einer Farm in Nebraska, der sich's einfallen ließe, im Hinblick auf einen möglichen Notfall, ein seetüchtiges Schiff zu bauen, würden wir für irrsinnig halten. Wir Amerikaner tun, was uns unter den in Amerika obwaltenden Verhältnissen vernünftig und zweckmäßig erscheint und wir brauchen eine deutsche Armee ungefähr so notwendig, wie ein Quäker von Philadelphia in seiner Jahresversammlung einen Revolver. Was wir aber nach unserer Meinung wirklich brauchen, werden wir uns jederzeit mit Energie verschaffen.

Aber nehmen wir einmal an, daß unser Gebiet nicht zu groß wäre für einen feindlichen Einmarsch. Nehmen wir an, wir hätten im Norden ein großes Land mit einer Riesenbevölkerung von mehr als 100 Millionen, die unter einem autokratischen Regiment stünden und sich selbst in Friedenszeiten einer unge-

heuren Armee rühmen könnte. Nehmen wir ferner an, dies Land sei Jahrzehnte hindurch rastlos bemüht gewesen, seine Grenzen auf Kosten seiner widerstandsunfähigen Nachbarn zu erweitern. Nehmen wir an, seine Bevölkerung habe auf einer viel niedrigeren Kulturstufe gestanden, als die unsere. So niedrig, daß die überwältigende Mehrheit gezwungen sei, in einem nach zivilisierten Begriffen jämmerlichen Elend zu leben, in dumpfer, passiver Unwissenheit, nur ein Werkzeug in den Händen einer bürokratischen Klasse, die am allerwenigsten unter dem gehäuften Jammer zu leiden hätte, den ein Kriegszustand notwendig nach sich ziehen muß. Nehmen wir dann an, wir hätten erfahren, daß dieser selbe Nachbar seit einiger Zeit seine Truppen an unseren Grenzen in einer Weise zusammenziehe, die nur als Drohung aufgefaßt werden könne.

Weiter wollen wir annehmen, wir hätten gegen Süden nicht Mexiko, sondern eine wohlhabende, über reiche Hilfsquellen verfügende, auf hoher Stufe der Zivilisation stehende Nation von 40 Millionen Menschen mit einem starken, gut gedrillten, für den Kriegsfall hervorragend gerüsteten Heer. Nehmen wir an, dies Land habe seit 40 Jahren kein Geheimnis daraus gemacht, daß es von dem bittersten Haß gegen uns beseelt ist und eines Tages Rache an uns zu nehmen hofft. Nehmen wir ferner an, es stünde mit der obenerwähnten und mit einer dritten Macht, von der noch die Rede sein wird, im Bund, so daß wir mit gutem Grund fürchten müßten, die genannten Mächte würden im Einverständnis miteinander vorgehen, um uns zu vernichten.

Und nun wollen wir unsre Hypothesen so weit ausdehnen, daß auch diese dritte Macht unter sie fällt. Wir setzen den Fall, wir hätten nicht das weite Meer an unseren Ost- und Westgrenzen, durch das uns die Welthandelswege offenstehen, und es gäbe eine dritte Macht, in geographisch so glücklicher Lage, daß sie von der Landseite unangreifbar wäre und zugleich unsere einzigen Ausgänge nach der See direkt in der Gewalt hätte. Wir nehmen an, daß der Außenhandel für unsere Wohlfahrt sehr viel wichtiger wäre, als er es tatsächlich ist; daß unser Wohlstand in weitestem Umfang durch unseren Export bedingt sei. Wir nehmen an, die betreffende dritte Macht sei reich genug, um eine Flotte zu halten, die so groß wäre wie unsere eigene zusammen mit der einer andern großen Macht, mit der wir ein Bündnis schließen könnten, und diese dritte Macht verhehle nicht ihre Absicht, sich durch Aufrechthaltung dieses Stärkeverhältnisses die Herrschaft über das Meer zu wahren. Wir nehmen an, daß die Seeherrschaft diese Macht instand setze, internationale Kabel zu durchschneiden und nur so viel in die Welt gelangen zu lassen, von dem, was wir leisten und was andere gegen uns unternehmen, als seiner Politik dienlich schiene. Wir nehmen endlich an, daß diese Macht mit den zwei anderen, obengenannten Mächten im Einverständnis wäre und wir fürchten müßten, sie werde sich einem gemeinsamen Angriff gegen uns anschließen.

Wie würden wir Amerikaner in solcher Lage handeln? Ich kenne meine Amerikaner. Ich habe den Spanischen Krieg miterlebt, unsre Universität verödet gesehen, weil Professoren wie Studenten zu den Fahnen geeilt waren, um für das Vaterland zu kämpfen. Und doch war der spanische Krieg für Amerika eine ganz unwichtige Angelegenheit. Spanien vermochte ebensowenig die Vereinigten Staaten zu erdrücken und zur Unterwerfung zu zwingen, als es die Bewegung des Mondes zum Stillestehen bringen könnte. Wenn unser Land wirklich in Gefahr wäre, oder wenn wir ernstlich meinten, daß es so sei, was würden die Vereinigten Staaten tun? Würden wir friedlich und geduldig sein, geneigt, Zugeständnisse zu machen, von unserem Länderbesitz abzutreten, uns zur Beschränkung unserer Heeres- und Flottenstärke zwingen lassen? Würden wir demütig unsere Bereitschaft erklären, aus dem Wettkampf um industrielle Erfolge auszuscheiden oder bei einer anderen Macht um Zulassung zu den Welthandelswegen nachzusuchen? Ich kenne meine Amerikaner und solche Fragen können mich nur humoristisch berühren.

In diesen Blättern will ich nur den Versuch machen, die Amerikaner einmal an die Stelle der Deutschen zu führen. Ob es wünschenswert ist oder nicht, daß Deutschland oder Österreich auf das Niveau von Polen oder Finnland herabgedrückt werde; ob Frankreich Elsaß und Lothringen wieder haben solle; ob England von einem so intelligenten und tüchtigen Rivalen befreit werden solle, um die Übermacht in Friedenszeiten und die Gewalt über die Seewege nach Amerika, Asien, Afrika und Australien zu behalten — mit all diesen Fragen hab ich mich nicht zu befassen. Ich möchte nur recht klar darlegen, daß unter gleichen Verhältnissen Amerika das Gleiche tun würde was Deutschland getan hat. Nicht grundlos haben die Deutschen Angriffe von Rußland und Frankreich gefürchtet und seit vielen Jahren daran gearbeitet, ihnen zuvorzukommen. Deutsche Wissenschaft und Industrie haben dem deutschen Handel zu einer ungeheuren Ausdehnung verholfen und die Deutschen waren keineswegs gesonnen, ihren Handel von der Gnade Großbritanniens abhängig zu machen. Deutschland ist unter diesem Regime herrlich aufgeblüht. Der Militarismus — die Deutschen empfinden es etwas beleidigend, daß man die notwendige Abwehr gegen tatsächliche Gefahren, die berechtigten Maßnahmen zur Selbstverteidigung mit diesem Wort bezeichnet — der Militarismus hat die Deutschen nicht entfernt in so viel Schwierigkeiten verstrickt, als sie in der Zeit zu bekämpfen hatten, da sie nicht im Stande waren, sich zu verteidigen. Der Militarismus ist eine Last, gewiß. Aber er hat Deutschlands Fortschreiten weder auf den Gebieten von Kunst und Wissenschaft gehemmt, noch ist er seinen glänzend durchgeführten Sozialreformen ein Hindernis gewesen, dank welchen allen Klassen der deutschen Bevölkerung eine ungewöhnliche finanzielle Sicherung zuteil geworden ist. Auch der Ausbildung seiner

inneren Hilfsquellen, jedem Ausbau seines auswärtigen Handels, der es zu einem reichen Lande gemacht hat, stand der Militarismus nicht im Weg. Wohl mag er, objektiv betrachtet, eine drückende Last sein, aber Deutschland hat er nicht erdrückt und das ist selbstverständlich eine Tatsache, die für die Deutschen schwer ins Gewicht fällt.

Der Wirkung eines immer und immer wiederholten Schlagwortes entzieht sich schließlich keiner. Die Amerikaner haben so viel und meist aus auswärtigen Quellen vom deutschen Militarismus gehört, daß sie notwendig glauben müssen, die Deutschen seien in Europa die einzige Nation, die eine große Armee besitzt. Und doch hat Rußland eine weit größere und hat sie jahrelang zu Angriffszwecken benutzt. Frankreich, das eine viel geringere Einwohnerzahl aufweist als Deutschland, hat eine fast ebenso starke Heeresmacht und dürfte folglich mit weit besserem Recht des Militarismus angeklagt werden.

Und in Großbritannien bietet wohl einen vollkommenen Ersatz für ein starkes Heer seine kolossale Flotte, die es mit ungeheuren Kosten erhält und die es von Zeit zu Zeit immer noch vermehrt, ohne ein Hehl daraus zu machen, daß es keiner anderen Nation gestatten wird, ihm die Alleinherrschaft streitig zu machen über das Meer, diese große Verkehrsstraße der Welt, die alle beschreiten müssen, die aber keine Nation ihr Eigen nennen darf. Wie furchtbar dieser Ersatz für ein Heer anderen Nationen werden kann, hat die gegenwärtige Krisis gelehrt. Es gibt in Europa keine Nation, die ohne Englands Genehmigung den Atlantischen Ozean befahren, die Straße von Gibraltar kreuzen, Schiffe ins Mittelländische Meer schicken oder durch den Suezkanal nach Asien fahren kann. Die allgemeine Straße ist von einer einzigen Nation mit Beschlag belegt, zum englischen Privatbesitz gemacht worden.

Schade, daß „Navalismus" kein gutes englisches Wort ist, denn es drückt genau eine Eigentümlichkeit aus, die England seit einem Jahrhundert kennzeichnet. Der Navalismus kann zu einer sehr viel ernsteren Gefahr werden als der Militarismus, der im wesentlichen nur die nächsten Nachbarn bedroht, während der Navalismus einen Druck ausübt auf jede einzelne Nation des ganzen Erdballs.

Ich wiederhole nachdrücklich, daß dieser Aufsatz die Frage, ob es besser für die Welt wäre, wenn diese oder jene Nation den Sieg erringt, nicht behandeln will. Unsere Meinungen über solche Dinge sind nie von reiner Vernunft diktiert. Ich möchte nur den eigentlichen Streitpunkt klarlegen und die durch allerhand Schlagworte und Phrasen geschaffenen Irrtümer vermeiden. Ich spreche nicht von Belgiens Neutralität, noch dünkt es mich der Mühe wert, die Frage zu erörtern, wer auf dieser oder jener Seite den Krieg zuerst erklärt hat. Im Lichte alles dessen gesehen, was die Welt inzwischen erfahren hat, sind das heute ganz belanglose Dinge. Die Erklärung für die Haltung des deutschen

Volks liegt viel tiefer. Und ich behaupte, daß wir Amerikaner unter den gleichen Verhältnissen gehandelt hätten, wie die Deutschen. Wär's recht, wär's unrecht gewesen? Ich überlasse den Amerikanern, das zu entscheiden.

Einige Amerikaner — nicht viele — neigen von Natur dazu, den status quo zu akzeptieren, ein etwas zweideutiges Wort, besonders häufig im Munde solcher, denen es zweckdienlich erscheint, auf die Fortdauer eines Zustandes zu dringen, der schon lange geherrscht hat oder vor kurzem eingesetzt worden ist. Wenn Österreich den status quo akzeptiert hätte, so würde es die revolutionären Bestrebungen Serbiens innerhalb seiner Grenzen, den Mord seines Kronprinzen ungeahndet gelassen, es würde Rußland keinen Widerstand entgegengesetzt haben. Hätte Deutschland den status quo akzeptiert, so würde es nicht gerüstet, auf Rußlands Mobilisierung an den Grenzen nicht reagiert und sich nicht bemüht haben, die Aufteilung von Österreich-Ungarn zu verhüten. Es würde die Backe hingehalten haben, um den Streich von Frankreich zu empfangen; es würde England nach Belieben auf dem Wasser haben herrschen lassen nach alten guten Traditionen. Und wenn Österreich und Deutschland den status quo so respektiert hätten, was wäre ihnen geschehen? Zweifellos hätte das für die Deutschen die unangenehmsten Folgen gehabt. Darüber waren sie alle einig und darum haben alle, Bauer und Edelmann, Katholik und Protestant, Konservativer und Sozialdemokrat, alle Bedenken hintangesetzt und sind mit beispielloser Begeisterung, mit Herz und Hand in den Krieg gezogen.

Sollten wir mehr als von anderen Nationen gerade von Deutschland verlangen, daß es den status quo respektiere und zarte Rücksicht beobachte gegen das europäische „Gleichgewicht"? Jede intelligente, fleißige Nation, die in einem fast 50 Jahre lang gewahrten Frieden sich industriell entwickelt und dadurch reich und mächtig geworden ist, wird dies „Gleichgewicht" naturnotwendig stören. Weniger zivilisierte oder weniger fleißige oder streitsüchtigere Nationen sind da im Nachteil. Und was den status quo betrifft, hat Serbien etwa, hat ihn Rußland, Frankreich, England oder Japan je akzeptiert? Und schließlich, wie hat der Amerikaner sich dazu verhalten?

Haben wir den status quo akzeptiert, als wir die Indianer vertrieben? Oder bei der Veröffentlichung unserer Unabhängigkeitserklärung im Jahre 1776? Haben wir Achtung davor bewiesen, als wir uns gegen das Durchsuchen amerikanischer Schiffe und die gewaltsame Werbung amerikanischer Seeleute seitens Großbritanniens in den Jahren vor 1812 aufgelehnt haben? Haben wir 1861 an den status quo gedacht, als wir uns weigerten, die aufständischen Südstaaten anzuerkennen und auf der Integrität der Union bestanden? Haben wir zur Zeit unseres Krieges mit Spanien Ehrfurcht vor dem status quo bewiesen?

Der status quo ist ein Schlagwort. Das Gleichgewicht der Macht ist etwas, das im normalen Gang menschlichen Geschehens immer gestört wird, immer

auf neue Grundlagen gestellt werden muß. Ich halte uns Amerikaner nicht für streitsüchtig, aber wir haben lange erkannt, daß sich die Zeiten ändern und wir mit ihnen. Neuen Bedingungen suchen wir uns aufs neue anzupassen und wahrlich, eifersüchtig genug wachen wir über alles, was wir als unsre berechtigten Interessen betrachten, seien es alte oder neue. Im Notfall würden wir auch nicht zögern, sie durch eine sofortige Kraftprobe wirksam zu wahren. Und an erster Stelle würde unter unsern berechtigten Interessen immer die Verteidigung unserer nationalen Güter und der Vorteile stehen, die wir durch Intelligenz und Industrie und durch die Pflege der Künste des Friedens errungen haben.

Wir sind neutral, aber wir haben das Recht auf Wahrheit auch über Zentraleuropa. Es ist nicht recht, daß wir in Unkenntnis erhalten oder durch falsche Darstellungen dazu gebracht werden, voreilig Nationen zu verdammen, zu denen wir in freundschaftlichen Beziehungen stehn. Wenn wir eine große Nation sehen von einigen 70 Millionen Menschen, eine hochzivilisierte, reiche, kultivierte Nation, sich wohl bewußt, daß sie aufblühen kann wie wenig andere, wenn man sie ihre Zwecke im Frieden verfolgen läßt — wenn wir eine solche Nation gegen eine gewaltige Übermacht in den Krieg ziehn, ihre ganze Existenz an diesen Kampf wagen sehen, müßten wir wirklich sehr töricht sein, wenn wir glauben könnten, daß ihre ganze Bevölkerung — eine von Natur Friede und Ordnung liebende Bevölkerung — toll geworden oder in Barbarei verfallen sei. Wir müssen das Problem so lange als unlösbar anerkennen, bis uns die richtige Aufklärung gebracht wird und das rechte Verständnis gekommen ist.

Amerikaner, vergeßt die Bedingungen, unter denen ihr selber lebt. Sucht euch in die Lage der Deutschen hineinzudenken. Und dann fragt euch, was ihr unter diesen selben Verhältnissen getan haben würdet.

Englische Politik.

Von Oberbürgermeister a. D. H. von Gauß in Stuttgart.

In zahllosen Artikeln kann man lesen, gegen Franzosen und Russen habe der Deutsche eine feindselige Gesinnung, wie sie selbstverständlich sei gegenüber einem Gegner, der einen frivolen Krieg angefangen habe, die Engländer aber — und nur sie — hasse er. Es ist wie immer, wenn jemand von dem enttäuscht wird, der ihm zunächst steht und von dem er ganz anderes zu erwarten Grund hat. Das beste Beispiel dafür liefern die politischen Parteien, die sich nicht selten um so heftiger, ja um so gehässiger befehden, je näher sie einander ihren politischen Zielen nach stehen. Man bildet sich in solchem Fall immer ein, es liege beim andern so etwas vor wie ein Verrat an der gemeinsamen, also an eigener Sache.

England gegenüber ist diese Vorstellung der Deutschen nicht falsch: Weite Kreise in England glauben an die Mission Englands, ideale Güter in der Welt zu schützen, speziell an seine Aufgabe, jede Art von Bedrückung zu bekämpfen. Es läßt sich auch nicht leugnen: Englands Joch ist leicht, wohl das leichteste aller Völker. Mag es in den Eigenheiten der germanischen Rasse liegen, die England in diesem Punkt nicht verleugnet, oder in den Notwendigkeiten einer Weltherrschaft, jedenfalls unterjocht England nicht so, wie das Slawen und Romanen tun, sondern es achtet die Selbstbestimmung der Völker, schont ihre Eigenart und ermöglicht föderalistische Bildungen. Das zeigt seine innere Geschichte — selbst Irland nicht ausgenommen — und noch mehr die seiner Kolonien. Es ist, als ob seine Herrschaft stets nur Mittel zu wirtschaftlicher Ausbeutung wäre.

Und nun beteiligt sich England an einem Krieg, der doch zweifellos keine Befreiung zum Ziel hat, sondern neue Bedrückungen. Daß Rußland solche im Auge hat, braucht nicht gesagt zu werden. Und daß die Eroberung Elsaß-Lothringens durch Frankreich keine Befreiung ist, weiß man in England so gut wie in Deutschland; darüber sind im Lauf der Zeit genug englische Stimmen laut geworden.

Und gerade gegen die Nation richtet sich der Krieg, mit der England durch Geistesverwandtschaft verbunden ist. Man braucht nur zu erinnern an die Aufnahme und die Entwicklung der Reformation in beiden Ländern, an den Zusammenhang ihrer Philosophie, ihrer Naturwissenschaft, ihrer Kunst, an Shakespeare in Deutschland und Goethe in England. Es ist kein Zweifel: Nie haben sich zwei selbständige Nationen so verstanden und waren in ihrem Geistesleben so innig verschwistert.

Und nun sollen wir glauben, die Furcht wirtschaftlich überflügelt zu werden, sei ein ausreichender Grund, einen Krieg anzuzetteln?

Daß die Abwendung Englands von seinem besseren Selbst und die moralische Minderwertigkeit, die zu dieser Abwendung geführt hat, in Deutschland Enttäuschung und schließlich Haß erzeugt haben, ist verständlich. Immerhin ist zu sagen: Die Objektivität, die für gewisse Kreise von England charakteristisch ist, ist auch jetzt nicht ganz zu vermissen. In Frankreich z. B. — von Rußland gar nicht zu reden — ist nirgends etwas wahrzunehmen wie die nüchternen, wenn auch nicht wahren, so doch die Wahrheit suchenden und sie nie geflissentlich verletzenden Kriegsdarstellungen gewisser englischer Blätter, wie die Artikel Keir Hardies, auch die offiziellen Berichte der englischen Militärbehörden.

Der englische Volkscharakter bringt es mit sich, daß sich immer einzelne — und nicht wenige — finden, die mit Aufrichtigkeit und Unerschrockenheit ihrem eigenen Volk die Wahrheit sagen, wie das z. B. in Frankreich kaum denkbar ist; man möge sich nur das Verhalten der Friedensfreunde und Versöhnungspolitiker Sembat oder Estournelle de Constant vergegenwärtigen; der einzige Jaurès, für den sich kein Nachfolger gefunden hat, beweist nicht das Gegenteil. Wir haben jene Tatsache in besonders eklatanter Weise beim Burenkrieg erlebt und wir erleben sie auch jetzt wieder beim Entstehen und während des gegenwärtigen Kriegs. In jeder kritischen Lage des englischen Volkes treten angesehene — insbesonders wissenschaftlich interessierte — Männer auf und raten ihm das rechte. Durch dringt ihr Rat freilich nicht bei der Masse, an deren Instinkte die Politiker und ihre Presse mit Erfolg appellieren. Besonnene und Weiterblickende gibt es und sie entziehen sich auch meist der Pflicht der Aufklärung nicht; aber sie bleiben in der Minderheit.

Wie kam es aber, daß das englische Volk, das viel mehr unter dem Einfluß seiner politischen Führer steht als das deutsche und dem für eine friedliche Haltung so viel gute Gründe vorgeführt werden konnten, wie das nach einer — später freilich dementierten — Zeitungsmitteilung durch John Burns geschah, von seinen Führern so falsch geführt werden konnte?

Weil das englische Volk unter allen heutigen Völkern das älteste ist, das sich als solches mit Politik beschäftigte und auf deren Gang Einfluß gewann und das es zudem zu einem politischen Leben von so ausgesprochener Eigenart brachte, daß es für Außenstehende vielfach kaum verständlich ist, ist die Überlegtheit und Tiefgründigkeit, die Sachlichkeit und Sachgemäßheit der englischen Politik ein alter Glaube. Schon lange ist Nichtengländern, die das Leben und die Entwicklung des englischen Staatswesens mit einiger Aufmerksamkeit beobachten, vieles darin ein unlösbares Rätsel. Wenn sie aber auch noch so unbegreiflich war, profitierte die englische Politik und Verwaltung angesichts der politischen Schulung des

englischen Volkes und unter der Annahme, daß in allen politischen Fragen zahllose politisch erfahrene und gebildete Männer mitdenken und mitwirken, von der Präsumtion ihrer in Jahrhunderten erprobten Vortrefflichkeit. Das Festland wurde von zahlreichen Gelehrten zur Bewunderung, wenn nicht zur Nachahmung, der englischen Rechts-, Staats- und Verwaltungseinrichtungen, vor allem der englischen Selbstverwaltung erzogen. Erst neuerdings wagen sich Zweifel hervor an der Güte von alledem.

Sieht man sich englische öffentliche Einrichtungen und englische Politik näher an, so muß man staunen, daß die Kritik — wenigstens für weitere Kreise; für engere ist die Erscheinung nicht so ganz neu — so spät kommt. Der Engländer — und zwar nicht bloß der, der es seinem bürgerlichen Beruf nach ist — ist, fast genau ebenso wie der Amerikaner, so sehr Geschäftsmann, daß er jede politische Angelegenheit wie ein solcher behandelt. Er hat dabei den momentanen Zweck im Auge, den er verfolgt, und kehrt das vor, was ihm geeignet erscheint, diesen Zweck zu erreichen. Darüber, ob die Maßregel, die vielleicht eine dauernde Institution begründet, nicht späterhin auch Folgen haben könne oder müsse, die schädlich sind, macht er sich wenig Gedanken. Bedenken dieser Art begegnet er mit dem Trost: Sollten sich später die Nachteile als größer herausstellen denn die Vorteile, dann schafft man die Maßregel eben wieder ab. Theoretische Erwägungen stellt er so wenig an wie ein Kaufmann, der ein Geschäft abzuschließen im Begriff ist. Die Politik ist keine Sache der Theorie, sondern der Praxis, die das unmittelbar verfolgte Ziel im Auge hat.

Die Eigenschaft der englischen Gesetzgebung, daß sie immer bloß die Bedürfnisse des Augenblicks zu befriedigen sucht, ist allenthalben wahrnehmbar. Das wird von denkenden Engländern unumwunden anerkannt. Wenn solche sich mit deutschen Verhältnissen bekannt machen, was ja in den letzten zwei Jahrzehnten in wachsendem Umfang geschehen ist, bezeichnen sie es als deutsche Eigenart und als etwas für Engländer ganz Neues und Überraschendes, daß man, ehe man etwas gesetzlich regle, zuvor die Folgen sozusagen wissenschaftlich feststelle, alle Bedenken auf ihre Begründung und Tragweite untersuche, alle Befürchtungen für die Zukunft zu entkräften sich bemühe.

Vielleicht das augenfälligste Beispiel für die eigentümliche englische Art, gesetzgeberisch zu Werk zu gehen, war die Abschaffung des englischen Oberhauses. (Abgeschafft wurde es ja, wenn auch in der spezifisch englischen Form, daß man es äußerlich bestehen ließ, aber seine Befugnisse so aushöhlte, daß fast nichts mehr übrig blieb.) Gewiß war die Abschaffung des Oberhauses eine alte politische Forderung und unzweifelhaft hatte das Oberhaus auch nicht wenige Sünden auf dem Gewissen. Dennoch war es charakteristisch, wie und unter welchen Umständen es beseitigt wurde.

Kein Staatswesen kann seine Geschicke ohne Schaden einem einzigen unbeschränkten Organ anvertrauen, das dem Impuls des Augenblicks folgend sich übereilen kann und das nur zu leicht dem Drang einer lästigen Situation und der Versuchung eines augenblicklich bequemen Auswegs erliegt. Es bedarf einer Hemmungsvorrichtung, die unter Umständen zu eingehenderer Prüfung und zur Behandlung einer Angelegenheit unter weiteren Gesichtspunkten nötigt. Bekanntlich hat man darum überall, auch in durchaus demokratisch organisierten Staaten, Senate oder erste Kammern, wenn nicht überdies eine selbständige, auf eigenen Füßen stehende Regierungsgewalt. Jenes Bedürfnis ist in England besonders groß aus zwei Gründen: einerseits wegen der Eigenschaft der Engländer, sich von den Bedürfnissen des Augenblicks treiben zu lassen, statt die weitergehenden Wirkungen einer Maßregel zu untersuchen, sodann aber weil in England die Regierung grundsätzlich ein Exekutivausschuß des Unterhauses ist. Praktisch ist das Machtverhältnis freilich eher umgekehrt, insofern die Parlamentsmehrheit die Gefolgschaft der Regierung ist. Die Männer der Regierung, die nicht auf wechselnde Mehrheiten angewiesen ist, sondern in der herrschenden Partei über eine sichere Mehrheit verfügt, sind die Führer, das Parlament die Versammlung der Geführten. Jedenfalls bilden Regierung und Parlament nicht zwei Instanzen, sondern eine.

Jenes Kontrollbedürfnis ist, theoretisch, auch in England anerkannt worden. Ganz ausdrücklich ist das geschehen durch den gegenwärtigen Ministerpräsidenten Asquith. War man also mit dem Oberhaus, wie es war, nicht zufrieden, so konnte nur sein Ersatz oder, wie man es ausdrückte, seine Reform in Frage kommen, nicht aber seine ersatzlose Beseitigung und nicht eine Reform durch Herabdrückung zur Bedeutungslosigkeit. Eine wirkliche Reform war jedoch unmöglich gemacht durch das drängende Bedürfnis des Augenblicks. Die Liberalen waren entschlossen, sich unter allen Umständen in der Regierung und in der Macht zu erhalten. Eine Mehrheit im Unterhaus hatten sie aber nur mit den Iren und diese verlangten als Preis für ihre Unterstützung der Liberalen die endliche Gewährung der von den Liberalen seit Gladstone versprochenen irischen Selbständigkeit. Diese war von dem Oberhaus nicht zu erlangen und auf die Unsicherheit und die Verzögerung der Gewährung ihres Wunsches durch ein neu zu bildendes Oberhaus ließen sich die Iren nicht ein. Also sah die liberale Regierung und ihre Mehrheit über alle die Bedenken, die sie selbst hatten, weg und beseitigten kurzerhand das Oberhaus als gesetzgebenden Körper lediglich zur Durchbringung eines einzelnen, wenn auch wichtigen Gesetzes.

Ein anderes lehrreiches Beispiel die Zukunft außer acht lassender eng-

lischer Politik ist in Deutschland erst durch das Buch Norman-Angells „Die große Täuschung" in weiteren Kreisen bekannt geworden:

Die offizielle und, wie heute noch englischerseits behauptet wird, auch die wirkliche Ursache des Burenkriegs war die Verweigerung der Gleichberechtigung der indischen Untertanen Seiner großbritannischen Majestät durch die Burenrepubliken. Als der Krieg unter ungeheueren Opfern an Geld und Blut (die Geldopfer, der Verlust von 250 Millionen Pfund, werden charakteristischerweise stets an erster Stelle genannt) endlich mühsam genug durchgekämpft war und die Burenrepubliken unterworfen waren, mußten diesen die Rechte autonomer Kolonien eingeräumt werden. Das bedeutete in weitestem Umfang politische Selbständigkeit, das Recht, sich selbst zu regieren und Gesetze zu geben. Als die Buren soweit waren, nahmen sie keinen Anstand, eben den Rechtszustand gesetzlich von neuem festzustellen, wegen dessen England den Krieg gegen sie geführt hatte. Dieses von ihnen erlassene Kolonialgesetz bedurfte aber der Zustimmung und Billigung der englischen Gesetzgebung und diese konnte ohne Bruch mit der bestehenden Praxis und ohne sehr unerwünschte Folgen für das ganze Verhältnis zwischen Mutterland und Kolonien nicht verweigert werden. So mußte sich die englische Regierung und das englische Parlament soweit demütigen, daß sie eben das selbst feierlich sanktionierten und guthießen, was England zuvor für so verwerflich und unerträglich erklärt hatte, daß es in einem blutigen und kostspieligen Krieg bekämpft werden müsse. Selbstverständlich war dieses Ergebnis der ganzen Aktion für den, der die Verhältnisse kannte, vorauszusehen, also vorauszusehen, daß der Krieg auch im Fall eines günstigen Ausgangs gar nicht zu seinem Ziel führen konnte. Aber darauf wurde trotz aller Opposition, die sich gegen den verwerflichen Krieg erhob, nicht einmal hingewiesen.

Was hätte man von jedem andern Staat gesagt, wenn er ein solches Maß politischer Kurzsichtigkeit seiner Lenker der Welt gezeigt, ihr ein so klägliches Schauspiel geboten hätte!

England durfte es — vermöge seiner jeder Kritik entzogenen politischen Kultur. Ja, es wurde über diesen interessanten Vorgang, der englisches Staatswesen so drastisch beleuchtet, in der festländischen Presse, die, wie immer, gar nichts Beachtenswertes daran fand, kaum berichtet.

Aus neuerer Zeit braucht man, um weitere Beispiele zu nennen, bloß zu erinnern an die Versicherungsgesetzgebung, die, obwohl sie mit der bis dahin geltenden englischen Staatsauffassung in schroffstem Widerspruch stand, ohne Eindringen in das Problem der staatlichen Zwangsversicherung lediglich auf den deutschen Vorgang hin beschlossen wurde, oder an die Einführung des Mindestarbeitslohns, die in einem augenblicklichen

Notstand kurzerhand erfolgte, ohne daß man sich lange an den Konsequenzen dieser Maßregel aufgehalten hätte.

Wie die englische Parteiherrschaft bloß auf das Agitatorische gerichtet und geistiger Durcharbeitung gesetzgeberisch zu behandelnder Stoffe oder überhaupt vorausschauender Überlegung abgeneigt und wie weit sie folgeweise davon entfernt ist, mit politischen Problemen fertig zu werden, das ist aller Welt drastisch vor Augen gestellt gewesen in der Hilflosigkeit des englischen Staates in der Frage der Gewährung staatlicher Selbständigkeit an Irland, wo man aus Parteiinteresse dem Bürgerkrieg zutrieb, oder in der Frage des Frauenstimmrechts, wo der Staat — oder wenn man will, die öffentliche Meinung — sich nicht nur als unfähig erwies, seine Minister vor Peitschenhieben zu schützen, sondern sie zwang, die Hand zu küssen, die sie schlug.

Der auffällige Mangel an Sachlichkeit und Gründlichkeit beschränkt sich auch nicht auf die Maßregeln der inneren Politik; er ist auch in der äußeren Politik wahrzunehmen, wenn gleich dieser nicht wie jener der Vorwurf gemacht werden kann, daß sie von der Hand in den Mund lebe und keine großen Ziele verfolge.

Nur ein Beispiel dafür, das an Wichtigkeit alle andern politischen Fragen übertrifft und das speziell uns Deutschen einen untrüglichen Einblick in die Zuverlässigkeit der Erwägungen englischer Staatsmänner und in die Richtigkeit der modernen auswärtigen Politik Englands ermöglicht: Jeder Deutsche weiß, daß ganz Deutschland — und zwar seinen verantwortlichen Stellen vom Kaiser bis zum letzten Organ der Reichsregierung oder der Bundesregierungen wie der Nation als solcher — jeder Gedanke einer Benutzung seiner Kriegsmacht und insbesondere seiner Flotte zu einem Angriff auf andere Mächte und insbesondere auf England ferngelegen ist. Das wissen auch zahlreiche Engländer, namentlich geistig hochstehende, Männer der Wissenschaft und der Technik, die Deutschland kennen zu lernen sich die Mühe gegeben haben. Der Durchschnittsengländer aber und mit ihm die politisch maßgebenden Kreise wissen es ganz überwiegend nicht. Insbesondere denjenigen, deren berufsmäßige Aufgabe es ist, die anderen Nationen, mit denen das englische Reich zur Verfolgung gemeinsamer Ziele zusammenzuarbeiten oder die es als seine Gegner zu bekämpfen hat, in ihrem Wesen und ihren Tendenzen zu erkennen, also der englischen Regierung, ist es trotz aller ihr zur Verfügung stehenden — man sollte meinen, in ihrem Reichtum nicht mehr zu überbietenden — Erkenntnismittel nicht gelungen, über etwas Klarheit und Gewißheit zu erlangen, was für eine große Nation feststehende Tatsache ist und für jeden einigermaßen Unbefangenen klar zu Tage liegt. Denn so sicher es ist, daß die Furcht vor

der industriellen Rivalität Deutschlands und der Wunsch, der wirtschaftlichen Erstarkung Deutschlands ein Ende zu setzen, eine Rolle gespielt hat bei dem Entschluß Englands, an einem bevorstehenden Weltkrieg sich zu beteiligen, so zweifellos ist es, daß dieses Motiv für sich allein nicht ausgereicht hätte, daß vielmehr für die maßgebenden Kreise Englands oder doch für einen großen Teil von ihnen feststand, über kurz oder lang werde die wachsende deutsche Flotte zu einem Angriff auf Englands Weltmacht mißbraucht werden. Für die englische Regierung war es sicher, sie werde von Deutschland bedroht und sie habe von ihm mehr zu fürchten als von Rußland. Jeder Deutsche weiß, wie grob dieser Irrtum ist. Die Verblendung war so groß, daß man, um der eingebildeten deutschen Gefahr zu begegnen, die wirkliche mohammedanisch-ägyptisch-indische Gefahr heraufbeschwor.

Kein wesentlich anderes Bild als die englische Politik zeigt die englische Justiz und die englische Verwaltung.

Man hat in der letzten Zeit in Deutschland Stimmung zu machen versucht für die englische Rechtsprechung. Wollte man deren Einrichtungen auf Deutschland übertragen, so müßte man zuerst dafür sorgen, daß der Deutsche dem Richtertum dieselbe unbegrenzte Hochachtung und dieselbe Kritiklosigkeit entgegenbringt, wie das der Engländer tut. Denn bloß unter dieser Voraussetzung kann ein Volk die souveräne Stellung ertragen, die der Engländer seinen Richtern einräumt. Der Deutsche vermag sich unter das Gesetz zu beugen, nicht aber unter das willkürliche Ermessen eines Einzelnen. Die englische Rechtspflege ist durchaus nicht so, daß die Kritik vor ihr verstummen müßte, sondern daß diese stumm ist, das braucht sie, um ihr Dasein zu fristen. Im übrigen ist das ein Thema für sich.

Nicht ganz übergangen werden kann aber die englische Verwaltung. Nicht als ob sie hier geschildert oder auch nur charakterisiert werden könnte. Um bloß eine ganz ungefähre Vorstellung von ihr zu bekommen, bedarf es eines eigenen, mühevollen Studiums.

Das englische öffentliche Recht hat Vertretungskörper auf Vertretungskörper, Behörden auf Behörden, Beamtenstellen auf Beamtenstellen gehäuft, wie die Befriedigung neu auftretender Bedürfnisse es gerade zu erfordern schien. Dabei aber wurde kaum ein Versuch gemacht, diese sessions und committees, diese boards, councils und authorities mit ihren für jeden Zweck wieder besonderen Verbänden untereinander und zu den früher schon bestehenden Verwaltungseinrichtungen in einen inneren Zusammenhang zu bringen, ihre konkurrierenden Besteuerungsrechte auch nur einigermaßen rationell zu gestalten, ihre — vielfach nebeneinander herlaufenden und sich kreuzenden — Zuständigkeiten, ihre Wirkungskreise und ihre Abhängigkeit voneinander und von anderen Staatsorganen zu

regeln und die Verantwortlichkeit für das, was geschieht oder nicht geschieht, klarzustellen. Es ist kein Wunder, wenn die ganze Verwaltung, trotz aller mannigfach abgestuften Vertretungsbefugnisse der Steuerzahler der verschiedenen Verbände und trotz aller Wahlen, unter weitgehender Teilnahmslosigkeit des Publikums vor sich geht. Im großen Ganzen wird sie tatsächlich besorgt von Beamten. Soweit diese Hilfsbeamte sind von Vertretungskörpern, bei denen wenigstens scheinbar die Initiative und Verantwortung liegt, werden sie von diesen gewählt und angestellt, haben aber trotz ihrer Unselbständigkeit gegenüber dieser Anstellungsbehörde Weisungen der zentralen Staatsbehörden Folge zu leisten, was ihnen natürlich eine ganz widerspruchsvolle Stellung gibt. Es haben also Beamte, die Routiniers, Hüter einer Tradition, zu sein pflegen, und eigentliche Mitglieder der Behörde, denen keine theoretische oder praktische Fachbildung eigen ist, die nur eine gewisse Erfahrung im Laufe der Zeit erwerben, in unselbständiger und in selbständiger Stellung zusammenzuwirken. Das führt praktisch dazu, daß weder das eine, noch das andere Element sich von einem höheren Standpunkt aus intensiv und mit eindringender Sachkunde den Angelegenheiten der Verwaltung widmet.

Es kommt dabei in Betracht, daß sich in England nie ein Beamtenstand gebildet hat. In der Lokalverwaltung hatte die gentry einen solchen nicht aufkommen lassen und als es den middle classes gelang, die gentry teilweise aus den autoritativen Stellungen zu verdrängen, rückten sie selbst, namentlich in den neugebildeten Vertretungskörpern der Steuerträger, an die Stelle jener; für einen Beamtenstand war aber beidemal Raum nur in der unselbständigen Stellung des Hilfsorgans. In den Zentralverwaltungen aber herrschten die Führer der jeweiligen Parlamentsmehrheit. Sie zogen zu ihrer Unterstützung als Beamte Leute heran, denen sie aus persönlichen Gründen ihr Vertrauen schenkten, wobei es niemand etwas anging, ob und woher diese die erforderliche Bildung und Fachkenntnis hatten. Es gab für sie keine Staatsprüfung, kein geordnetes Avancementssystem (heute noch können junge Leute von der Universität weg auf die höchsten Staatsämter ernannt werden), keine rechtliche Sicherstellung, überhaupt kein Beamtenrecht; dabei aber bis ins 19. Jahrhundert herein Ämterkauf und Korruption verschiedenster Art.

Die Aufgaben der Staatsverwaltung wie der Lokalverwaltungen aber waren im Lauf des vorigen Jahrhunderts immer umfassender, komplizierter und schwieriger geworden, so daß sie ohne theoretische und wissenschaftliche Bildung, in weitem Umfang ohne Spezialbildung für einzelne Zweige der Verwaltung gar nicht mehr zu lösen waren. Daraus ergab sich das Bedürfnis nach einem Stand, der die erforderlichen Fähigkeiten

mitbrachte und für jene Aufgaben vorgebildet war. Diesem Stand mußte aber durch Ausbildung eines Beamtenrechts eine angemessene materielle und soziale Stellung eingeräumt, andererseits mußten die öffentlichen Rechts- und Verwaltungseinrichtungen so umgebildet und durch Klarstellung der Aufgaben, der Befugnisse und der Verantwortlichkeit der Angehörigen jenes Standes, dessen Stellung im Staatsorganismus so ausgestaltet werden, daß seine Arbeit und Mitwirkung in würdiger und wirksamer Weise zur Geltung kommt, daß vor allem überflüssige Reibungen vermieden werden. Beides ist der Entwicklung des öffentlichen Rechts in England bis heute nicht gelungen und nach beiden Seiten ist die Aufgabe nicht gelöst. Zwar sind ganze Beamtenheere entstanden, um so größere, als die Auseinanderlegung zusammengehöriger Aufgaben auf verschiedene Behörden und Verbände auch je gesonderte Beamtenapparate mit sich brachte und sogar viel zu viel solche entstehen ließ. Tatsächlich brachte auch die Beamtenschaft vermöge ihrer Unentbehrlichkeit ein beträchtliches Stück der Verwaltung in ihre Hände. Es gelangte ferner die englische Gesetzgebung nach langen Bemühungen und Kämpfen wenigstens zu Anfängen eines Beamtenrechts. Aber zu einer Neugestaltung der Verwaltung durch organische Einfügung des Beamtenelements in die Behörden ist es nicht gekommen, insbesondere nicht, insoweit das Gebiet der sogenannten Selbstverwaltung (im neueren Sinn) reicht, wie denn überhaupt in der ganzen englischen Verwaltung ein merkwürdiger Mangel an Sinn für einheitliche, durchdachte und konsequent durchgeführte Organisation wahrzunehmen ist.

Da die englische Rechtsentwicklung dem Beamtentum einen angemessenen Wirkungskreis nicht anzuweisen gewußt hat, liegt Politik und Verwaltung ganz überwiegend in den Händen von Männern, die nicht berufsmäßig darin tätig und nicht dafür vorgebildet sind. Die Arbeit, die diese, in ein öffentliches Amt berufen, leisten, bildet keinen Beruf, keine ernste Lebensarbeit, sondern eine Beschäftigung, die, auf die Bewältigung der praktischen Aufgaben des Tags gerichtet, regelmäßig nicht in das Wesen der Dinge eindringt, was ohne theoretische Studien und ohne Gewöhnung an methodische Arbeit häufig nicht möglich wäre; sie bleibt vielmehr an der Oberfläche und sucht mit den Dingen fertig zu werden, so gut es eben geht.

Nicht als ob der Engländer gründlicher und gewissenhafter sachlicher Arbeit und insbesondere wissenschaftlichem Denken an sich abgeneigt wäre. Die englische Wissenschaft ist Zeuge für das Gegenteil. Aber die Politik, die als eine rein praktische Aufgabe betrachtet wird, bleibt davon in der Hauptsache unberührt.

Das hängt zusammen mit der Art, wie sich die künftigen Politiker bilden. Ihre Jugend ist erfüllt mit Rudern, Fußballspiel und Sport jeder Art.

Die intensive Beschäftigung mit diesen Dingen ist unerläßlich für den Herrenmenschen, der eine politische Rolle spielen will und an dem seine Landsleute hinaufsehen sollen. Seine politische Bildung aber holt er aus dem Debattierklub, wo man lernt, staatlichen Fragen beizukommen mit den Mitteln, die die Zeitungslektüre und eine gewisse, nicht sehr tiefe allgemeine Bildung an die Hand geben, ohne auf Grund theoretischer Untersuchungen und praktischer Erfahrung in das Wesen politischer Aufgaben eindringen zu müssen, und wo man sich gewöhnt, die Aussprache über staatliche Angelegenheiten dem zu Vorstudien führenden Nachdenken darüber vorangehen zu lassen.

So beschäftigt sich die ganze Oberschicht, die das Parlament und die öffentliche Meinung beherrscht, mit Politik und mit der Verwaltung des Staats im weitesten Sinn. Aber sie tut das — selbstverständlich von Ausnahmen abgesehen —, ohne jemals in irgend einer Materie gründliche Studien getrieben und auch nur mit einem Problem sich tiefer befaßt zu haben, immer in der Annahme, daß es sich um Dinge handle, die mit dem gesunden Menschenverstand jeder ohne weiteres verstehen müsse.

Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur in irgend einer Frage die Verhandlungen der darüber beschließenden Körperschaft zu verfolgen und zu sehen, wie hier darauf verzichtet wird, die vorgeschlagene Lösung einer Aufgabe auf ihre Begründung zu prüfen, die Frage von innen heraus zu entwickeln und so die Grundlage für eine Beurteilung der praktischen Wirkung der Maßregel, auch Klarheit darüber zu gewinnen, welche Bedeutung sie für den Gesamtorganismus des Staats haben werde. Beispiele dafür sind oben schon angeführt. Man mag über den Wert der offiziellen Begründungen deutscher Gesetzesvorlagen und über den der Kommissionsberichte deutscher Parlamente über solche Vorlagen denken wie man will: sie sind jedenfalls der Ausdruck und der Ausfluß des Bedürfnisses, den Dingen auf den Grund zu gehen und sich klar zu werden über die Folgen dessen, was man zu tun im Begriff ist. Die in der englischen Politik Maßgebenden zeigen trotz der vielbändigen Enquêten und Tatsachenanhäufungen, die nur den Anschein des Gegenteils erwecken, jenes Bedürfnis häufig in so geringem Grad, daß es jeden Nichtengländer, der des näheren zusieht, in Erstaunen setzt und daß er vor einem Rätsel steht, wenn er bedenkt, daß es eine hochbegabte, seit Jahrhunderten politisch interessierte, ja ganz überwiegend politisch gerichtete Nation ist, die so ihre staatlichen Angelegenheiten behandelt.

Das Gegenstück zu der ungründlichen, dilettantischen, um nicht zu sagen, spielerischen Art, wie die hohe und die niedere Politik, die Beschäftigung mit den Aufgaben der Verwaltung des Staats und der andern öffent-

lichen Körperschaften betrieben wird, ist der Sport. Sport und Politik bilden die beiden Interessen und womöglich auch Beschäftigungen des Engländers, wenn er keinen bürgerlichen Beruf hat, und sie bilden diese, wenn er einen solchen hat, neben diesem.

Der Sport aber ist nicht eine private Angelegenheit, ein Spiel zur Unterhaltung und Erholung, worum sich niemand kümmert und was niemand etwas anginge, sondern er ist ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit, an dem die ganze Nation Anteil nimmt wie an den Schicksalen und Erfolgen des Staats und dem die Menge mit atemloser Spannung folgt. Darin erzielte Erfolge dienen zur Gewinnung persönlicher Geltung und zur Befriedigung persönlicher und nationaler Eitelkeit. Ihm ist ein großer und als wichtig behandelter Teil der Zeitungen gewidmet, die in Extrablättern darüber berichten. Er ist eine nationale Angelegenheit, die keiner andern nachgesetzt wird. Der Wert einer Sportsleistung wird dem eines Erfolgs geistiger Arbeit mindestens gleichgestellt. So sehr fehlt jedes Augenmaß für die Bedeutung des einen und des andern.

Diese Überschätzung des Spiels gibt zwar keine Erklärung für den Mangel an ernsthafter geistiger Arbeit, wie er in der englischen Politik zu Tag tritt, sie wirft aber ein Licht auf die Sinnesart und Denkweise der Nation und namentlich der Kreise, in deren Hand vorwiegend die englische Politik ruht. Als Lord Rosebery an die Spitze der englischen Regierung trat, ging die Mitteilung durch die Blätter (die vermutlich eine Empfehlung Roseberys bilden sollte), er habe schon auf der Schule in Eton als seine drei Lebensziele — die er dann sämtlich erreichte — bezeichnet: die reichste Erbin von England zu heiraten, Englands Premierminister zu werden und das Derbyrennen zu gewinnen. Diese Kombinierung von Streberei, insbesondere die Zusammenstellung des höchsten staatsmännischen und sportlichen Erfolgs, für einen normal denkenden Menschen töricht und lächerlich, hat für den Durchschnittsengländer nichts Überraschendes oder gar Befremdendes. Er wertet Erfolge auf den beiden Gebieten nicht wesentlich verschieden.

Wenn der Engländer von der Todesverachtung hört, mit der deutsche Truppen in dem gegenwärtigen Kriege kämpfen, etwa von den verwegenen Fahrten des Kreuzers Emden, dann kann er wegsehen über das ideale Moment, das darin steckt, die sportliche Leistung aber würdigt er und für sie findet er Worte des Lobes und der Anerkennung. Ein blutiger Krieg, in dem gekämpft wird um die Zukunft der führenden europäischen Nationen und um deren Einfluß auf die Entwicklung unserer Kultur, wird ihm zu einer Sensation, zu einer Gelegenheit sportlicher Anstrengung, wie die Eröffnungsfahrt eines neuen Riesenschiffs, deren Sicherheit, obwohl daran das Leben Tausender hängt, aufs Spiel gesetzt und preisgegeben wird,

weil England die Sache als einen mit Spannung verfolgten Sport ansieht, weshalb, koste es was es wolle, ein Rekord aufgestellt werden muß.

Welchen Umfang der Sportsbetrieb einnimmt in England überhaupt und speziell in den auf eine Berufsarbeit nicht angewiesenen Kreisen, die für England und seine Politik eine besondere Bedeutung haben, und welche Kraft und Energie er absorbiert, das kann man aus jener Einschätzung seines Werts, verglichen mit geistigen Gütern, schließen. Diese Einschätzung zeigt auch, wie feindlich und zerstörend er auf ernste Geisteskultur tatsächlich wirkt. Ohne die verflachende Wirkung des Sports, der von intensiver geistiger Arbeit abhält und zu ihrer Unterschätzung führt, ließe sich die Oberflächlichkeit der englischen Politik, für die man sonst im englischen Volkscharakter wie in den äußeren Umständen der mit Politik befaßten Volkskreise vergebens Gründe suchen würde, gar nicht erklären.

Man ist versucht, die merkwürdige Erscheinung darauf zurückzuführen, daß der Durchschnittsmensch — und von dem Durchschnittsengländer und für ihn wird die englische Politik gemacht — im wesentlichen nur von *einem* Gegenstand seiner Aufmerksamkeit, seiner Teilnahme und seines Ehrgeizes lebhaft und dauernd erfüllt sein kann und daß, wenn ein solcher im Mittelpunkt des Denkens und Wollens eines Menschen steht, zumal wenn aktive Teilnahme daran zur dauernden, die ganze Lebensführung beherrschenden Anspannung aller Kräfte nötigt oder verführt, andere Interessen mit dem Wenigen vorlieb nehmen müssen, was an Energie und Leistungsfähigkeit dann noch übrig bleibt. Das würde aber das für Sporttreibende charakteristische Abhandenkommen des Unterscheidungsvermögens für Arbeit und Spiel, für Wichtiges und Gleichgültiges noch nicht erklären.

Wie aber auch die Sache psychologisch gedeutet werden mag: unverkennbar ist, daß zwischen dem Sport und der oberflächlichen Art des Betriebs englischer Politik ein innerer Zusammenhang besteht. Es ist sicher kein Zufall, daß dieselben Leute, die den Sport so sinnlos überschätzen, auch in der Politik mit denselben Mitteln arbeiten und unbekümmert um Zusammenhänge, die nicht klar zu Tage liegen, bloß Augenblickserfolge anstreben, die Politik als Sport betreiben.

Deutschland hat Grund, die Nutzanwendung auf sich selbst zu machen. Wer bei uns Sport im englischen Sinn einbürgern will, kann dessen sicher sein, daß die Nation diese Errungenschaft mit einem Manko an Wertvollem und Wichtigem bezahlen würde.

Brunnenvergiftung.

Von Wilhelm Dibelius, Hamburgischem Professor für englische Sprache und Kultur.

Im vorigen Jahre ist bei Constable in London ein Buch erschienen, das uns einen Einblick in die Methoden des englischen Lügenfeldzuges gegen Deutschland liefert. Es stammt aus der Feder von Roland G. Usher, der an einer amerikanischen Universität als Associate Professor der Geschichte wirkt. Es heißt „Pan-Germanism" und bringt in knappster Form den Ängsten Englands vor der deutschen Gefahr beredten Ausdruck.

Das Buch ist in Amerika geschrieben. Die amerikanische Spielart des anti-deutschen Kreuzzuges pflegt nicht mit der altbewährten englischen Methode zu arbeiten, die in Deutschland den wilden Wolf und in England das milde Lamm erblickt, bei der Deutschland alle Verträge bricht und England stets zarteste Rücksicht auf all seine Versprechungen nimmt. In Amerika hat man den Mut, Möglichkeiten des Krieges und die ethische Rechtfertigung gewisser Kriegsfälle durchzudenken; so macht denn ein Buch, wie das des Amerikaners Homer Lea „The Day of the Saxon" trotz seines scharfen anti-deutschen Tones immerhin einen wissenschaftlich solideren Eindruck. Usher arbeitet mit der gleichen Methode wie Lea; er hält den Krieg für unvermeidlich, er glaubt, daß Macht im Leben der Welt trotz aller christlichen Grundsätze vor Recht geht, und daß Franzosen und Engländer in ihren Ausdehnungsbestrebungen ebenso skrupellos zu Werke gehn wie die Deutschen. Das Buch trieft also nicht von antideutscher Moral; damit ist aber auch alles gesagt, was zu seinem Lobe angeführt werden kann.

Wir erhalten zunächst die übliche Enthüllung von Deutschlands schwarzen Plänen. Deutschland braucht mehr Land für seine Bevölkerung, muß daher auf Raub an fremden Kolonien ausgehn, und hat sich als lohnendstes Ziel das englische Weltreich erkoren. Es erstrebt die Herrschaft zunächst auf dem Balkan; das ist aber nur die Einleitung zu dem Hauptschlage gegen Ägypten, Syrien, Arabien, Persien und Indien; ist Indien erobert, wird auch das ganze Afrika nebst den Ost- und Westindischen Inseln in deutsche Hände fallen; je nach der Größe des Sieges wird Deutschland damit zufrieden sein, oder seine Hände noch weiter nach Südamerika ausstrecken.

Der Verfasser ist Historiker; man fragt also nach Beweisen. Leider hat er sie nicht; was er uns statt dessen bietet, sind zwei Argumente: erstens Deutschland ist übervölkert, also muß es sich ausbreiten und zweitens, da dieser Grund vielleicht nicht genügt, um gerade einen Angriff auf die ge-

samte von Usher als Deutschlands Ziel auserlesene Ländermasse zu beweisen, erhalten wir Argument zwei: „Die Staatsmänner und Diplomaten Europas halten den Erfolg des alldeutschen Planes für wahrscheinlich und zweifellos glauben die Führer der Dreibundstaaten dasselbe!" (S. 225.) Wie leicht ist es doch, ein Historiker zu sein — wenigstens wenn es gilt, gegen Deutschland zu hetzen!

Die Welt weiß jetzt das Ziel des deutschen Angriffs, sie erfährt weiter einiges Interessante aus der neuesten Geschichte. Im Jahre 1911 versuchte Deutschland in der Marokko-Krisis Frankreich zu unterjochen, aber der Angriff scheiterte aus finanziellen Gründen. Wir besinnen uns auf die Bankpanik, die damals einige Tage herrschte und auf die Versuche der fremden Börsen, durch Zurückziehung von Kapitalien Deutschland lahm zu legen. Aber dem Historiker Usher war es vorbehalten, die Einzelheiten dieses großen Ereignisses zu enthüllen: fast 90 Prozent des in Deutschland arbeitenden Kapitals ist fremden Ursprungs, ist französisches und englisches Kapital; es wurde damals zurückgezogen und Deutschland war finanziell machtlos; die fremden Bankiers verlangten als Voraussetzung weiterer Anleihen eine eigenhändig geschriebene Erklärung des deutschen Kaisers, daß das Geld nicht zu Kriegszwecken benutzt werden sollte, und als der Kaiser diese Erklärung verweigerte, erhielt Deutschland kein Geld und war bankerott. — Auffällig, sehr auffällig, daß Deutschland sich so schnell erholt hat, um jetzt im Kriege aus eigener Kraft 4½ Milliarden aufbringen zu können!

Die zweite große Enthüllung, durch die der Historiker Usher sich unsterblich macht, bezieht sich auf den Balkankrieg von 1912. Deutschland hat mit Hilfe seiner gefügigen Werkzeuge, der übrigen Dreibundstaaten, den Balkankrieg angestiftet; denn Deutschland braucht den Balkanbund, um in ihm eine Zwischenstation zur Herrschaft über Ägypten zu schaffen. Unsere bisherigen Kenntnisse der Ereignisse von 1912 ließen uns allerdings annehmen, daß der Balkanbund von Rußland angestiftet und dreibundfeindlich war, auch Professor Usher lehnt die bisher übliche Version nicht so ganz ab, sondern erklärt es für ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß auch der Dreiverband damals zu gleicher Zeit die Balkanstaaten zum Kriege anstiftete!

Nun weiß die Welt, wie gefährlich Deutschland ist; zwar hat der Historiker nichts geliefert, was auch nur von ferne einem Beweise nahe käme; aber nunmehr ist doch die genügende Fundamentierung geschaffen, um Zukunftsspekulationen wagen zu dürfen. Jetzt kommt die eigentliche Enthüllung: Deutschland hat eine große Waffe im Kriege gegen die Welt, nämlich seine finanzielle Schwäche. Es arbeitet zu fast 90 Prozent mit

geborgtem Kapital; das ist ein großer Vorteil, denn im Falle eines Krieges wird Deutschland sofort das Kapital im Lande behalten und seine Zinsen nicht zahlen, also eine gewaltige Summe Geld für den Zinsendienst sparen! Einen Staat, der nach der Herrschaft über die Welt strebt, kann natürlich ein kleiner Staatsbankerott nicht genieren.

Also wieder Brunnenvergiftung nach altem Rezept: Deutschland will die ganze Welt unterjochen; zwar gibt es keine Beweise, aber allgemeine Gründe machen es wahrscheinlich, darauf werden die Ereignisse der neuesten Geschichte mit größter Unverfrorenheit zurechtgestutzt und dann kommen die Zukunftsvisionen. Hier hat die Verleumdung natürlich leichtes Spiel, denn nicht einmal einem Historiker pflegt man Beweise abzufordern, wenn er sich in Zukunftsträumen wiegt. Zum Schluß kommen dann wieder nach altem Rezept die angstvollen Fragen, ob Deutschland sein Riesenprogramm wird durchführen können. Nachdem man vom ersten bis zum dritten Teil Deutschland als den Riesenkoloß dargestellt hat, der die ganze Welt zermalmen will, kommt im Schlußkapitel die Entdeckung, daß dieser Koloß auf tönernen Füßen ruht. Wir hören, daß das deutsche Heer steif und mechanisch ist, von Bureaukratie durchsetzt und von unfähigen Offizieren befehligt wird. Die deutschen Sozialisten sind natürlich schärfste Gegner der Alldeutschen, d. h. der deutschen auswärtigen Politik, und auch der deutsche Partikularismus ist eine gefährliche Macht; „allgemein nimmt man an", so enthüllt Herr Usher, daß der Deutsche Kaiser sich nicht ohne starke Leibwache nach Süddeutschland wagen kann.

Der Verfasser ist Amerikaner. Wir wissen, daß viele seiner Volksgenossen anders denken und besser wissen, was Deutschland in der Welt beabsichtigt. Aber Machwerke, wie das seinige, erklären es, daß man in Amerika zu Ausbruch des Krieges alles für möglich hielt, was englische Zeitungen an Lügen über Deutschland über den Ozean kabelten. Nicht die Heere an der Aisne und der Weichsel, nicht die englische Flotte sind das gefährlichste Werkzeug unserer Gegner, sondern schlimmer als all das ist die riesige organisierte Preßlüge, gegen die Deutschland auf der ganzen Welt zu kämpfen hat; sie hat es fertig gebracht, daß nun schon Universitätsprofessoren Bücher schreiben, die sich nur durch das wissenschaftliche Mäntelchen von den Leitartikeln einer blutrünstigen Schauerpresse unterscheiden.

Der Suez-Kanal.

Von Fr. W. Freiherrn von Bissing,
Professor der Ägyptologie an der Universität München.

Der Telegraph meldet, daß die türkischen Truppen, vermutlich Kamelreiter, in El Kantara am Suezkanal angekommen und dort die Engländer zurückgeschlagen haben. El Kantara heißt die Brücke und bezeichnet die Landenge, die zwischen dem westlich sich erstreckenden Menzalesee und dem östlichen Ballachsee hindurch von Asien nach Afrika führt. Jahrtausendelang sind von diesem Punkte Karawanen und Heere, einzelne Reisende und Boten auf der großen Heerstraße von Ägypten nach Syrien aufgebrochen. Ein kleiner Hügel, eine der wenigen Erhebungen aus der flachen Wüstenlandschaft, gewährt auf asiatischer Seite einen Überblick über die Umgebung und von ihm aus konnte man im Altertum die ägyptischen Befestigungen längs der Heerstraße erblicken und auf ägyptischer Seite die griechische Kolonie Daphnae. Auch ältere Ruinen pharaonischer Zeit haben sich in der Nähe gefunden. Heute ist El Kantara eine Station der Bahn Kairo—Ismailie—Port Said und einer der Ausweichpunkte des Kanals. Denn dieser Kanal, der eine Gesamtlänge von 161 Kilometer und eine höchste Tiefe von 11 Metern hat, hat im allgemeinen nur eine Breite von 80 Metern in den Kurven, er verengt sich in seinem geraden Lauf bis zu 65 Metern und erweitert sich an den Ausweichstellen bis zu 135 Metern. Man sieht daraus, daß er auch in seiner jetzigen Gestalt — ursprünglich war er bedeutend schmäler und flacher — kein ernstliches Hindernis für ein Heer ist, das ihn überschreiten will. Die Befestigungsmöglichkeiten sind keine besonders guten. In seinem Unterlauf wird er auf der ägyptischen Seite von den Wellen des Menzalesees bespült, der allerdings einer von Osten kommenden Armee ein Vordringen unmöglich macht, ebenso sehr aber der Ägypten verteidigenden Armee es verbietet, Stellungen hier einzunehmen, da sie keine Möglichkeit des Rückzugs hätte.[1]) Im oberen Lauf erschweren der See von Ismailie und die flachen Bitterseen den Angriff wie die Verteidigung in gleicher Weise. Aber zwischen den verschiedenen Seen dehnen sich überall breite Landstreifen, die bei der sandigen Natur des Bodens schwerlich besonders wirkungsvoll haben befestigt werden können. Ein Angreifer, der von El Kantara aus auf das Westufer vorgedrungen ist, muß zunächst sich südlich wenden und entlang dem Abassiekanal auf Ismailie und das Wadi Tumilat mar-

[1]) Wenn also jetzt die Engländer den trocken gelegten Seeboden auf dem Ostufer des Unterlaufs des Kanals wieder überschwemmt haben, so haben sie wohl nutzlos ein Kulturwerk zerstört, den Aufmarsch der Türken aber nicht ernstlich gehindert: Port Said anzugreifen wäre für sie ganz nutzlos.

schieren, das fruchtbarste Tal dieses Deltateiles, durch das der Süßwasserkanal geleitet ist und von dem aus man, immer am Süßwasserkanal entlang, bis Kairo kommt, ohne den Nil überschreiten zu müssen. Dieser Süßwasserkanal ist unter Mohammed Saïd von der Suezkanalkompagnie angelegt worden, um den Arbeitern am Kanale Wasser zuzuführen. Gelingt es dem Angreifer, ihn stückweise zu zerstören, so schneidet er Port Said, Ismailie, Suez die Wasserzufuhr ab, während er selbst dem Nil entgegenziehend noch immer von diesem Flusse aus gespeist wird. Man darf hoffen, daß die einheimische Bevölkerung die heranziehende türkische Macht, der sich die ägyptischen Truppen wohl bald anschließen werden, bei der Zerstörung des Süßwasserkanals unterstützen wird und auf solche Weise es der englischen Armee unmöglich machen wird, länger am Suezkanal auszuhalten. Eine Zerstörung des Süßwasserkanals würde aber wohl auch der englischen Flotte einen längeren Aufenthalt in den Gewässern des Kanals unmöglich machen, denn es scheint mit besonderen Schwierigkeiten verbunden zu sein, das Wasser der Bitterseen trinkbar zu machen. So darf man die Hoffnung aussprechen, daß den Türken gelingen wird, wenn sie es für nötig finden, den Suezkanal zu sperren und damit England und Frankreich die Zufuhr ihrer wilden Hilfstruppen und mancher anderer Bedürfnisse sehr zu erschweren. Daß die englischen Kriegsschiffe ihrerseits sehr wirkungsvoll in den Kampf am Kanal eingreifen werden, glaube ich nicht: an vielen Stellen überragen sie dazu die Wände des Kanals nicht genügend, vor allem aber ist ihre Manövrierfähigkeit außerordentlich behindert durch den Umstand, daß jede Geschwindigkeit über 10 Kilometer die Stunde die Böschungen des Kanals gefährdet. Wenn daher die Zeitungen berichten, die Engländer seien eifrig bemüht, die Neutralität des Kanales zu wahren, so entspräche eine solche Haltung nicht etwa der Hochachtung vor internationalen Verträgen, sondern die englische Regierung machte sich auch hier wieder nur die vorhandene eigene Notlage zunutze, um den Türken, die zur Überschreitung des Suezkanals vielleicht ihn teilweise werden verschütten müssen, Verletzung geheiligter Abmachungen vorwerfen zu können.

Während nun die Wasserversorgung der englischen Streitkräfte unter Umständen äußerst schwierig sich gestalten kann, ist zu hoffen, daß die türkische Armee auf asiatischer Seite alle Brunnen durch die Novemberregen wohlgefüllt findet und auf einige Zeit versorgt ist. Die Engländer haben zwar versucht, die Brunnen und Wasserstellen zu zerstören, allein es scheint, als hätten sich dem die Sinaibeduinen erfolgreich widersetzt. Diese Hilfe ist für die Türkei heute genau so notwendig wie einst für Kambyses. Offenbar hat aber die Türkei hier gut vorgesorgt und jede Hilfe, die die Beduinen wie die Eingeborenen Ägyptens den Türken bringen, ist ja nur

im eigensten Interesse der Geknechteten. England aber, das dem belgischen Volke so ermutigend zujubelte als es unsere, zu Belgiens Schutz eingerückten Soldaten aus dem Hinterhalt erschoß, in den Betten und Hospitälern niedermachte, unsere Frauen und barmherzigen Schwestern verstümmelte, wird gewiß nichts dagegen einwenden, wenn die Beduinen und eingeborenen Ägypter sich beim Einrücken der Türken ihrem rechtmäßigen Gebieter anschließen und sich gegen die britischen Zwingherren erheben![1])

Heute, wo die flachen Ufer des Suezkanals die erste Verteidigungslinie der Engländer in Ägypten darstellen, ist es nicht ohne Reiz einen kurzen Rückblick auf die Geschichte des Kanales zu werfen. Die Versuche, das Rote Meer mit dem Niltale durch einen schiffbaren Weg zu verbinden und zugleich dem wichtigen Grenzdistrikt Trinkwasser aus dem Nile zuzuführen, sind so alt wie die energische Ausdehnung des ägyptischen Reichs nach Asien hin überhaupt. Mindestens im dritten Jahrtausend ist der erste Versuch unternommen worden, unter Sethos I. (um 1300) finden wir in der Gegend des heutigen Ismailie einen Kanal dargestellt, in dem Krokodile schwimmen, der also mit dem Nil unmittelbare Verbindung hatte und der See bei Ismailie heißt noch heute „Krokodilssee". Der Kanal verfiel wieder und Necho, ein König der 26. Dynastie (um 600 v. Chr.), und die Perserkönige sind es gewesen, die die Wiederherstellung und Verlängerung des Wasserweges nach Süden eifrig betrieben haben. Eine persische Flotte fuhr unter Darius aus dem Nil nach dem Roten Meer und Persien; die Seeverbindung mit Persien, wie heute mit Indien, war wohl der eigentliche Grund, aus dem sich die Perserkönige für das Werk des Necho interessierten. Aber Bestand hat auch diese Anlage, die wohl zur Zeit der ägyptischen Aufstände gegen die Perserherrschaft wieder in Verfall geriet, nicht gehabt. Ptolomaios Philadelphos sah sich genötigt den Kanal wieder herzustellen, anscheinend unter Errichtung einiger Schleusen, und von da ab hat der Kanal, abwechselnd als „ptolomäischer Fluß", als „Fluß des Augustus, dann des Traianus" bezeichnet, bis an das Ende des zweiten Jahrhunderts nach Christo bestanden. Er diente dem Handel mit den ägyptischen Kolonien am Roten Meere (dem heutigen Erythraea) und dem Transport des Porphyrs aus den Brüchen am Berge des Claudius. Kleopatra hat ihn benutzen wollen,

[1]) Auch die Aufrichtigkeit der Westschweizer und mancher Amerikaner bei ihren Sympathien für das „arme belgische Volk" wird nun auf die Probe gestellt: sie, die für alle „Unterdrückten" ihre Stimme erhoben, den preußischen (lies deutschen) Militarismus verabscheuen, Napoleons III. Nationalitätenprinzip überall durchgeführt sehen möchten und darum Deutschland und Österreich allerhand Landabtretungen zumuten, müssen logischerweise das Ende der brutalen englischen Herrschaft in Ägypten und anderswo (z. B. auf Malta, in Südafrika, Indien) herbeisehnen und jede Erhebung der Ägypter und Sudanesen freudig begrüßen. Sonst machen sie sich verdächtig ihr Mitleid mit Belgien nur als Ausdruck ihres Deutschenhasses zu mißbrauchen.

um nach der Schlacht bei Actium ihre Flotte vom Roten Meere in das Mittelmeer zu bringen: über den Isthmus zwischen Ismailie und Pelusium (unweit des heutigen Port Said) sollten die Schiffe gezogen werden. In den Wirren, die auf die Regierung Kaiser Caracallas folgten, ist der Kanal, dessen Benutzung fortgesetzte Baggerarbeiten erforderten, versandet und der Kalif Omar fand ihn bei der Eroberung Ägyptens 639 unpassierbar. Er ließ ihn aber auf der ganzen Strecke von Fostat, dem heutigen Kairo, bis zum Roten Meere herstellen und da diese Arbeiten nur etwa ein halbes Jahr in Anspruch genommen haben, kann der Verfall kein schlimmer gewesen sein. Der ausgesprochene Zweck der Herstellung war die Handelsverbindung mit den heiligen Stätten des Hedschas, und der Kanal erhielt dementsprechend den Namen „Kanal des Beherrschers der Gläubigen". Im Jahre 768 ließ der Kalif El Mansur aus strategischen Gründen einen Teil des Kanals zuschütten, dann ist er einem langsamen Verfalle entgegengegangen. Lange Zeit hören wir nichts von einer Wasserverbindung zwischen dem Nil und dem Roten Meere, bis im Jahre 1672 Leibniz, der berühmte Philosoph, Ludwig XIV. von Frankreich zu einer „Expedition gegen das Holland des Orients, das heißt gegen Ägypten" auffordert. Er schildert lebendig den Vorteil, den Frankreich von einer Besetzung Ägyptens haben müsse, die reichen Hilfsquellen, die das Land besitze. „Ägypten verbindet Asien mit Afrika, trennt das Mittel- und das Rote Meer. Alle Verbindung zu Lande zwischen Asien und Afrika muß durch Ägypten gehen. Demgemäß folgt, daß wer durch den Besitz einer Flotte Herr des Meeres und zugleich auf dem Festlande im Besitze Ägyptens ist, allen Handel zwischen Asien und Afrika beherrscht, so daß er fast Herr sei des Handels des dritten und zwar des am meisten angebauten Teiles der Erde." Er fordert einen Kanal vom Mittelmeer zum Roten Meere durch die Landenge von Suez: „Wenn der Herr des Kanals nicht den Handel, das heißt die hauptsächlichste Quelle des Gewinns, entweder ganz verhindert oder so belastet, daß die Nachteile des geraden Seeweges überwiegend sind über die Nachteile des Landweges oder des längeren Seeweges: so wird notwendig der Handel durch den Kanal von Ägypten fließen. Wer Ägypten besitzt, kann dem Erdkreis großen Nutzen oder Schaden bringen. Der Herr von Ägypten kann nicht bloß den allgemeinen Angelegenheiten einen großen Nachteil zufügen, sondern er kann auch das menschliche Geschlecht sich durch eine Wohltat verpflichten, wenn er das Rote Meer mit dem Nile oder dem Mittelmeere durch einen Kanal verbindet. Daß der Spiegel des Roten Meeres höher liege als Ägypten, ist eine Fabel; aber auch selbst wenn dies der Fall wäre, so würde doch die Öffnung eines Kanales Ägypten noch nicht der Gefahr der Überflutung aussetzen. Es steht in seiner

Macht den Handel mit Ostindien, Persien, China in die Hände der Uferanwohner des Mittelmeeres, also der Franzosen, Italiener, Spanier zu bringen." Ludwig XIV. konnte sich nicht entschließen, auf die Anregung Leibnizens einzugehen. Aber man wird wohl kaum irren, wenn man annimmt, daß die Gedanken des deutschen Philosophen Napoleon bekannt gewesen sind, als er sich zur Besetzung Ägyptens entschloß. Natürlich ist damals der Gedanke an den Kanal wieder aufgetaucht, aber die französischen Gelehrten waren durch eine falsche Messung zu dem Irrtume verleitet worden, das Rote Meer habe, wie schon im Altertume angenommen, ein höheres Niveau als das Mittelmeer, und daher sei der Kanal undurchführbar. Doch die in ägyptischen Diensten Mohammed Alis stehenden europäischen Ingenieure beruhigten sich nicht bei den Resultaten der französischen Expedition. Linant de Bellefonds, der deutsche Leutnant Waghorn, stellten neue Messungen an und es gelang ihnen, den im Jahre 1833 als französischen Konsul nach Ägypten versetzten Herrn von Lesseps für den Plan des Kanaldurchstichs zu gewinnen. Schon im Jahre 1847 wurde in Europa eine „Gesellschaft zur Vornahme der Studien behufs Durchstichs des Suezkanals" gebildet, für die Triestiner Handelshäuser bedeutende Summen zeichneten, und die aus drei getrennten Gruppen bestand: Die englische trat überhaupt nicht in Tätigkeit, denn schon jetzt widersetzte sich England der Unternehmung, von der es eine Benachteiligung seines indischen Handels befürchtete, und es muß nachdrücklich schon hier darauf hingewiesen werden, daß England amtlich und nichtamtlich alles getan hat, um die Ausführung dieses Kulturwerks, dessen mögliche Beschädigung es jetzt beweglich beklagt, ein für allemal zu verhindern. Die französische Kommission beschäftigte sich mit allerlei Vorschlägen, nur die österreichische unter Ritter von Negrelli leistete bei Port Said mit Unterstützung französischer und ägyptischer Behörden ernsthafte Arbeit. Mit klarem Blicke verteidigte vor allem Linant die einzig richtige geradlinige Trasse des Kanals vom heutigen Port Said nach Suez gegen alle Angriffe. Mohammed Ali, seine Nachfolger Ibrahim und Abbas verhielten sich zum guten Teile aus Scheu vor England dem Projekte gegenüber teils gleichgültig, teils ablehnend. Als aber im Jahre 1854 Mohammed Saïd den Thron seiner Ahnen bestieg, da war für Lesseps die Stunde gekommen, um seine Pläne durchzusetzen. Schon im Februar 1855 konnte er nach Konstantinopel reisen, um den nötigen Firman für den Beginn der Arbeiten zu erwirken. Aber immer wieder stellten sich ihm Intrigen Englands in den Weg. Da in Konstantinopel nichts zu erreichen war, erteilte der Pascha von Ägypten im Januar 1856 der von Lesseps gegründeten Compagnie Universelle du canal Maritime de Suez selbständig die endgültige Erlaubnis zum Bau des

Kanales. Mit den Vorarbeiten wurde begonnen, 1859 allen englischen Drohungen zum Trotz die Arbeiten eröffnet, aber Mohammed Saïd starb 1863, ohne die Vollendung des Kanales erlebt zu haben. Sein Nachfolger Ismael Pascha war gleichfalls den Kanalarbeiten günstig gesinnt. Freilich erkannte er bald, daß manche Bedingungen des mit der Compagnie abgeschlossenen Vertrages die Hoheitsrechte Ägyptens allzusehr beschränkten. Es gelang ihm einige Bestimmungen zu verbessern, im ganzen aber war der Schiedsspruch, den Kaiser Napoleon im Jahre 1864 fällte, für den ägyptischen Staat nicht günstig. Und bis auf den heutigen Tag haben die getroffenen Abmachungen verhindert, daß Ägypten den vollen Nutzen aus dem Werke zog. Aus Furcht vor neuen Einsprüchen Englands wurden die Arbeiten außerordentlich beschleunigt, und im Jahre 1869 konnte die Eröffnung des Kanals unter dem Beistande der ganzen Welt gefeiert werden. Manche unter den Teilnehmern an der Eröffnung mißtrauten damals freilich der Rentabilität des Unternehmens. England namentlich hatte versucht, die Aktionäre abzuschrecken und das Ganze als eine höchst unsolide Spekulation hinzustellen. Die ersten zwei Jahre schienen ihm recht zu geben, aber schon im Jahre 1872 ergab sich ein Überschuß von 2 Millionen Franken, der seitdem fortwährend gestiegen ist, so daß eine Aktie, die im Jahre 1871 163 Franken wert war, im Jahre 1905 den Kurs von 4650 Franken erreichte. England hat denn auch längst seine Passivität aufgegeben und auf die verschiedenste Weise den überwiegenden Teil der Aktien an sich gebracht, während es ursprünglich überhaupt nicht beteiligt war. Englands Stellung zum Suezkanal wurde naturgemäß eine andere, als es im Jahre 1882 Ägypten militärisch besetzte oder besser gesagt, weil England die Wichtigkeit des Suezkanals für seine Handels- und Seeherrschaftsinteressen erkannte, schritt es zur Besetzung Ägyptens. Es tat damit nur, was Lord Palmerston in den fünfziger Jahren angekündigt hatte: Wenn der Suezkanal gebaut würde, müsse England für seine Neutralität Sorge tragen und seine Ufer besetzen. Denn nach englischer Auffassung bedeutet Neutralität ja so viel wie Unterwerfung unter Englands Wünsche. So haben englische Staatsmänner unmittelbar nach der Okkupation die Frage nach dem Schutze des Suezkanals aufgeworfen, und in immer wiederholten Verhandlungen, auf die wir hier nicht eingehen können, mit Frankreich zu klären gesucht. Es zeigte sich bald, daß die Interessen Frankreichs und Englands schwer vereinbar seien, um die Interessen Ägyptens und der Türkei hat man sich wenig gekümmert. Maßgebend für die augenblickliche Lage sind zwei Verträge: der von allen Garantiemächten ratifizierte Vertrag von Konstantinopel vom 29. Oktober 1888 und die freilich nicht rechtsgültige Konvention zwischen der

Suezkanalgesellschaft und der ägyptischen Regierung vom Jahre 1909. Den Vertrag von Konstantinopel faßt ein neuerer Bearbeiter, Dr. Franz Magnus, sehr gut etwa folgendermaßen zusammen: Die Vertragschließenden erhalten das Recht der freien, ungehinderten Durchfahrt durch den Kanal und enthalten sich jeder Feindseligkeiten gegen den Kanal. Da Kriegsschiffe den Kanal passieren dürfen, ist er nicht im eigentlichen Sinne neutral, aber der ungehinderte Verkehr auf ihm ist völkerrechtlich garantiert und unter den Schutz der vertragschließenden Mächte gestellt. Diese treten jährlich einmal unter dem Vorsitze eines türkischen Spezialkommissärs zusammen, um die gehörige Durchführung des Vertrages zu konstatieren. Auf Antrag von wenigstens drei Vertretern kann bei jedem Anlaß, der die Sicherheit des Kanals bedroht, unter dem Vorsitz des Ältesten eine Versammlung zum Zwecke der nötigen Feststellungen einberufen werden. Die erforderlichen Maßnahmen, um den Vorschriften des Vertrages Achtung zu verschaffen, hat die ägyptische Regierung zu ergreifen, und sollte sie hierzu nicht imstande sein, so hat sie sich an die Türkei zu wenden, welche dann die notwendigen Schritte zu tun und die Signatarmächte der Londoner Deklaration vom 17. März 1885 zu benachrichtigen hat, um mit diesen sich über ein weiteres gemeinsames Vorgehen zu verständigen. Diese Signatarmächte sind Deutschland, Österreich-Ungarn, Frankreich, Großbritannien, Rußland, Italien und die Türkei.

Es bedarf wohl keines Wortes, daß im gegenwärtigen Augenblicke das in diesem Vertrage angeordnete Verfahren untunlich sein dürfte. Aber zwei wichtige Umstände ergeben sich: Einmal, da in dem Vertrage von Englands Beteiligung an der ägyptischen Regierung bezeichnenderweise kein Wort gesagt ist, so kann unter der „ägyptischen Regierung" nur der Kedive und die von ihm bevollmächtigten Minister verstanden werden. Da diese nun gegenwärtig nicht in der Lage sind für die Aufrechterhaltung der Ordnung zu sorgen, so ist die Türkei rechtmäßig berufen, einzugreifen und der Kedive war völlig befugt, sich an den Sultan um Hilfe zu wenden. Da nun ferner mit Ausnahme Italiens sämtliche Signatarmächte der Londoner und Konstantinopolitaner Erklärungen am Kriege beteiligt sind, also als Unparteiische nicht in Betracht kommen, so ist das einzigste Land, mit welchem sich zur Erfüllung des Londoner Vertrages die Türkei in Verbindung setzen kann, Italien. Und jede Maßnahme, die die Türkei im Einverständnis mit Italien oder doch nicht gegen seinen Einspruch vornimmt, entspricht den Bedingungen des Londoner Vertrages und der Konvention von Konstantinopel.

Die Ereignisse werden vermutlich die Bestimmungen der im Jahre 1909 vorgeschlagenen Konvention überholen, aber es mag doch nützlich sein, mit

einigen Worten der Hauptbestimmungen zu gedenken: Die Konzession wird bis zum 31. Dezember 2008 verlängert. Beträgt die jährliche Einnahme nach dem Jahre 1968, wo die gegenwärtige Konzession abläuft, unter 50 Millionen Franken, so fällt sie ganz der Gesellschaft zu, beträgt sie unter 100 Millionen Franken, so erhält die Gesellschaft vorab 50 Millionen Franken, beträgt sie mehr als 100 Millionen, so wird der Gewinn zwischen der Gesellschaft und der ägyptischen Regierung zu gleichen Teilen geteilt. Die Gesellschaft verpflichtet sich 100 Millionen Franken in vier gleichen Teilen jährlich in den Jahren 1910 bis 1913 zu zahlen und außerdem den Gewinn nach dem Jahre 1921 bis zum Jahre 1968 zu verzinsen steigend von 4% zu 12%. Es ist bezeichnend für die politische Lage in Ägypten seit einigen Jahren, daß die britische Regierung nicht imstande war, diese allerdings für den ägyptischen Staat höchst seltsamen Bestimmungen durchzusetzen und daß die ägyptische gesetzgebende Versammlung sie verwarf. Die Konzession der Gesellschaft besteht bis zum Jahre 1968 noch zu Recht, und wenn nach dem Ausgange dieses Krieges hoffentlich in Ägypten der allein berechtigte Herrscher auch die Herrschaft ausübt, so wird er die Bestimmungen dieses alten Vertrages nicht antasten dürfen. Aber wir wollen hoffen, daß er auch die Konzession nicht zum Schaden des ägyptischen Staates über den notwendigen Termin verlängern wird, wie das England zum Nutzen seiner Geldleute vorhatte. Ägypten hat bisher nur geringen Vorteil vom Suezkanal gehabt, geringeren als vielleicht zur Zeit, da die indische Post von Suez mit der Bahn über Kairo nach Alexandrien geleitet wurde. In Zukunft kann er für das Land zu einer Quelle reichsten Segens werden. Welches Interesse aber Deutschland und Österreich-Ungarn daran haben, daß der Suezkanal nicht etwa in englische Hände fällt, möge aus den folgenden Zahlen ersehen werden: Im Jahre 1882 passierten 2565 englische, 109 deutsche, 67 österreichisch-ungarische Schiffe den Kanal, im Jahre 1891 3217 englische, 318 deutsche, 51 österreichisch-ungarische, im Jahre 1910 aber 2778 englische, 635 deutsche und 191 österreichisch-ungarische. Die gewaltige Zunahme der deutschen und österreichischen Schiffahrt, der gegenüber die englischen Zahlen erst eine geringe Steigerung, dann eine bedeutende Abnahme zeigen, dürfte wohl auch mit unter die Ursachen gehören, die England in diesen Krieg getrieben haben.

Was kann uns die Bagdadbahn sein?

Von A. Dirr, Kustos am Ethnographischen Museum in München.

„Was mich nicht umbringt, macht mich stärker." Ein schöner Satz; aber, wie er nur für kraftvolle Einzelwesen gilt, so auch nur für kraftvolle

Staatswesen. Und unser aller heißester Wunsch ist es, aus der furchtbaren, herrlichen Kraftprobe, die uns jetzt auferlegt ist, stärker hervorzugehen.

Wir wollen zunächst unser Kolonialreich wieder aufbauen, vielleicht zum Teil an anderer Stelle, wollen es hübsch rund und größer haben. Wir werden wohl auch unsere Landesgrenzen etwas hinausschieben auf Kosten derer, die unser Vaterland zu vernichten dachten.

Wir wollen aber noch mehr, ein Besseres. Was wir uns angliedern können, sind größtenteils nur dichtbevölkerte Striche, und unsere neuen Kolonien können in klimatischer Beziehung wenig abweichen von denen, die wir bisher hatten. Das Bessere aber, was wir wollen und brauchen, das ist ein Land, in das wir unseren Bevölkerungsüberschuß abführen können, ohne andere zu verdrängen, ohne die Unsern der Degeneration durch ein feindliches Klima auszusetzen und ohne das Risiko des Verlustes der Nationalzugehörigkeit unserer Auswanderer. Eine weitere Forderung, die wir an dieses Land stellen müssen, ist, daß es unzugänglich sei für Angriffe derer, die bisher unsere Feinde waren und, nachdem wir sie niedergerungen, uns noch viel mehr Feinde sein werden.

Es gibt nur ein Land, das alle diese Bedingungen erfüllt, nämlich Kleinasien, das Gebiet der Bagdadbahn, wenn auch nicht in seiner Gesamtheit, so doch in gewissen, großen Teilen seiner ungeheueren Räume. Zum ersten ist es sehr dünn bevölkert, kann also noch einen gewaltigen Zuzug aufnehmen, ohne daß durch Verdrängung Einheimischer im voraus eine Situation geschaffen würde, die für später furchtbare Gefahren voraussehen ließe. Allein jene Landstriche, die ehemals das assyrische Reich bildeten, also Mesopotamien und die Gegend um den oberen Tigris, könnten nach Sprenger 10—15 Millionen Kolonisten brauchen. Schon Karl Ritter meinte, es gäbe in Anatolien Striche die zwanzig bis dreißigmal mehr Menschen ernähren könnten, als sie jetzt beherbergen. Nach zuverlässigen Daten beträgt die Einwohnerzahl der von der Bagdadbahn durchzogenen Gegenden im Mittel sechs Seelen auf den Quadratkilometer!

Zum zweiten: das Klima ist für den Mitteleuropäer durchaus erträglich. Es gibt natürlich Striche, wo der Deutsche nicht fortkommen kann; es gibt Malariagegenden, es gibt Stellen, wo es an gesundem Wasser fehlt, aber im großen und ganzen sind die klimatischen Bedingungen günstig. Man darf nicht vergessen, daß wir es ungefähr mit der Breite von Neapel und Unteritalien zu tun haben. Wenn der schwäbische Bauer im heißen, trockenen, stellenweise malariaverseuchten Transkaukasien in drei bis vier Generationen Fuß fassen, blühende Dörfer gründen und zu Wohlstand und Ansehen kommen konnte, wenn er am schwülen Ostufer des Schwarzen Meeres in der Nähe von Suchum-Kale sich günstig entfalten konnte, so

kann er's auch da. Viel südlicher noch, in Palästina, bei Haifa, Jaffa und Jerusalem haben wir blühende deutsche Bauernkolonien; elsässische Bauern haben zu vielen Tausenden Algerien kolonisiert und prosperieren. Das Klima legt also keine Hindernisse in den Weg.

Zum dritten: es läge nur eine ganz geringe, vielleicht überhaupt keine Gefahr der Entnationalisierung vor. Was so oft und so viel bedauert wurde und wird, nämlich daß der Deutsche so leicht in anderen Nationen aufgeht, ist nur bedingt wahr und für manche deutsche Siedelung einfach falsch. Man kann geradezu die Behauptung aufstellen, der Deutsche verliere nur da sein Volkstum, wo er als Individuum (es können Tausende, die an demselben Orte wohnen, doch nur eine Ansammlung isolierter Individuen sein) in eine starke, hochstehende Kultur hineingestellt wird, wo er eben wegen seiner Isoliertheit auf die Kultureinrichtungen seines Wirtsvolkes angewiesen ist. Wenn er seine Sonntagspredigt in fremder Sprache hören, zum stammesfremden Arzt gehen, seine Kinder in Schulen anderer Zunge schicken muß, wenn er am politischen Leben seiner Gemeinde nur in fremder Sprache teilnehmen kann, dann geht er eben auf und muß aufgehen in seiner Umgebung, wie der Angehörige jeder anderen Nation in gleicher Lage in seinem Wirtsvolk aufgeht. Gebt ihm aber seine Kirche und seine Schule, seinen Arzt und seine Hebamme, seine eigene Verwaltung und er wird deutsch bleiben und das um so leichter und um so länger, je niedriger das Kulturniveau seines Wirtsvolkes ist. Solcher Art sind die Gründe, um derentwillen der Deutsche in Frankreich zum Franzosen, in England zum Engländer, in Amerika zum Amerikaner wird, um derentwillen er aber auch in den baltischen Provinzen, in den Bauernkolonien des europäischen Rußlands, des Kaukasus und Palästinas Deutscher geblieben ist. Daß der Deutsche mit seiner ganzen deutschen Zähigkeit an seinem Volkstum hängen kann, das beweist der Kampf gegen das Deutschtum in Rußland, der es trotz der Gemeinheit und Bosheit seiner Mittel doch noch nicht fertiggebracht hat, dem Deutschtum den Garaus zu machen. Ein starkes Mutterland, das seine furchtbare Faust über seine Söhne hält, kann diese hinschicken, wohin es will, es wird sie nicht verlieren. Wie die vierte Forderung, die der Unangreifbarkeit des Landes durch unsere Feinde, zu verwirklichen wäre, geht aus folgenden Betrachtungen hervor.

Es gibt von Mitteleuropa aus drei Wege nach Indien. Der längste führt ums Kap der Guten Hoffnung herum, der zweite durch den Suezkanal. Das sind die Seewege. Der dritte ist Landweg bis an den Persischen Golf, wenn man die paar Hundert Meter Wasser zwischen Stambul und Haidar-Pascha, dem Ausgangspunkt der anatolischen Bahn nicht rechnet. Er führt über Konstantinopel durch Kleinasien und Mesopotamien nach Bagdad

und von da nach Basra am Persischen Golf. Es gibt bis jetzt nur einen Weg nach Persien, wenn man vom Seeweg absieht: über Warschau oder Odessa, Rostow am Don, Baku nach Enseli oder Resht, resp. über Tiflis nach Dschulfa und Täbris. Der Weg führt also durch einen beträchtlichen Teil des europäischen Rußland und des Kaukasus. Der zukünftige Weg nach Persien wird über türkisches Gebiet gehen, etwa eine Küstenbahn von Angora über Samsun, Trapezunt, Erzerum nach Täbris und Teheran. Wenn Antwerpen eine Pistole ist, die ins Herz Englands zielt, so sind die erwähnten zwei Schienenwege eine Doppelpistole, die nach Indien droht.

Es ist klar, daß von Bahnbaukonzessionen an Frankreich, England und Rußland im Bereiche der Landmasse zwischen Mittelmeer und Persischem Golf nicht mehr gesprochen werden kann. Der Ausbau sämtlicher kleinasiatischer Bahnen muß Deutschland und seinen Verbündeten vorbehalten bleiben. Rußland z. B. hatte sich den Bahnbau in der ganzen Zone nördlich einer Linie vom Wansee bis nach Angora vorbehalten. Das ist das Gebiet, auf das es zunächst seine Pranken legen wollte; dazu hatte es im Kaukasus sich so ziemlich vorbereitet. Es ist möglich, daß es jetzt auch diesen, wenigstens den Teil bis zum eigentlichen Gebirge, also Transkaukasien verlieren wird. Das ist ein ungemein reiches Gebiet, aus dem unser Unternehmungsgeist, ungehindert durch moskowitische Schikanen, herausholen kann, was er will: Petroleum, Wein, Getreide, Baumwolle, Kupfer, Obst, Südfrüchte, um nur das zu nennen, was es jetzt schon liefert.

Persien ist bis jetzt wenig erschlossen; die russisch-englische Rivalität ließ es nicht zu und wir haben sogar einmal erklärt, wir hätten dort keine Interessen. Afghanistan ist völliges Neuland. Wieder war es die russisch-englische Rivalität, die es bisher zum unzugänglichsten Gebiet der Welt gemacht hat. Aber es wird seine Pforten öffnen müssen, und wird es tun, sobald es seine beiden Türhüter entlassen haben wird.

Für dieses ganze ungeheure Gebiet von Smyrna und Konstantinopel bis Peschawer und zum Khaibar-Paß ist die Bagdadbahn mit ihrer eventuellen Verlängerung durch Persien der Schlüssel. An der deutsch-österreichisch-ungarisch-türkischen Waffenbrüderschaft, der hoffentlich recht bald auch ein engerer politischer Zusammenschluß folgen wird, liegt es, sich diesen Schlüssel nicht entreißen zu lassen. Er öffnet die Tore zu denjenigen islamitischen Staaten, die bisher sich wenigstens nominell ihre Unabhängigkeit von den beiden Raubstaaten England und Rußland bewahrt haben. Denn noch gibt es ein Persien und noch gibt es ein Afghanistan. Die Türkei in diesem Zusammenhang eigens zu erwähnen erübrigt sich. Ein Blick auf die Karte zeigt sofort die vorzüglichen natürlichen Grenzen des ganzen Gebiets: Meere, Wüsten, Gebirge.

Wenn unsere so laut verkündete Freundschaft für den Islam kein leeres Wort, wenn die schützende Hand, die wir darüber halten wollen, nicht bloß ein Materialisationsphänomen ist, das sich verflüchtigt, wenn man's schärfer ins Auge faßt, dann stehen uns herrliche Kulturaufgaben bevor: deutsches Wissen und deutsches Können, deutsche Ehrlichkeit und deutsche Humanität hineinzutragen in eine Welt, die zu ihrer Aufnahme gerne bereit ist.

Der islamische Orient und Deutschland haben einander viel zu geben. Er gibt uns ein ungeheures Feld für unsere Tätigkeit, den Boden, den wir brauchen. Als Gegengabe bieten wir ihm die Möglichkeit, sich herauszuarbeiten aus dem Sumpf, in den er allmählich immer tiefer einzusinken drohte. Wir können seine alte, verrostete Kultur zu neuem Glanze bringen. Er braucht Lehrer; sogar solche, die ihm das Verständnis seines eigenen Wesens vermitteln. Er muß lernen, wie man den Boden pflügt und düngt, wie man Häuser baut und sie in bewohnbarem Zustand hält, wie man Maschinen konstruiert und was man aus der Maschine herausholen kann; er muß von uns lernen, daß sein Glaube nie und nirgends kollidiert mit der Forderung nach erneuten Lebensformen; er muß verstehen lernen, daß die Eisenbahn kein scheitan arbasy, kein Teufelswagen, ist und daß der Deutsche nicht wie der Russe als Eroberer, wie der Engländer als Ausbeuter oder wie der Franzose als Wucherer zu ihm kommt, sondern als anständiger Helfer und Freund, dessen Hilfe und Freundschaft ihm weder seine Selbständigkeit, noch sein Land und dessen Hilfsquellen kosten, sondern zu beider Teile Nutz und Frommen dienen wird.

Die Welt kann ohne uns nicht auskommen. Das wissen unsere Feinde ebensogut wie wir. Es ist gar nicht so paradox, wenn man sagt, daß sie uns den Krieg erklärt haben, weil sie eingesehen haben, daß sie ohne uns nicht mehr weiter konnten. Wer daran zweifelt, überzeuge sich erst einmal davon, wie bitter notwendig Russen, Franzosen und Engländer den Deutschen immer da brauchten, wo es auf Genauigkeit, Wissen, Fähigkeiten, Pflichtbewußtsein, Können ankam. Was mir persönlich einmal ein russischer Museumsdirektor gesagt hat, gilt für die meisten derer, die sich jetzt als unsere bittersten Feinde gebaren. So lauten seine Worte: „Ich kann die Deutschen nicht ausstehen, weil sie uns in allem und jedem über sind, aber ich gestehe, daß ich ohne Deutsche nicht auskommen kann." Aber wenn die deutsche Tüchtigkeit Schuld ist an dem Weltkrieg, so wird sie auch den Weltfrieden schaffen; dafür sorgt die Tüchtigkeit und Gründlichkeit unserer Heere.

Um es in einem einzigen Satz zusammenzufassen: Ein Weg zu neuer Betätigung des Besten in uns, ein Weg zu einer freieren und besseren Zukunft für den Islam des näheren Orients — das ist die Bagdadbahn.

Winston Churchill und Thomas Carlyle über den Siebziger Krieg.

Von Konrad Rieger, Professor der Psychiatrie an der Universität Würzburg.

Ich habe in den letzten Monaten dieses in den Zeitungen gelesen:

In einer Rede sagte der englische Marineminister Churchill, der Krieg werde von langer Dauer sein und sehr hart werden. Die ursprüngliche Ursache des Krieges seien die grausamen Bedingungen, welche Deutschland im Jahre 1871 Frankreich aufgezwungen habe; und die Art und Weise, in welcher Deutschland diesen siegreichen Krieg ausgenützt habe, hätte bewirkt, daß das neue Kaiserreich ein Schrecken für Europa, eine Bedrohung für alle Kleinstaaten und eine beständig rinnende Quelle der Beunruhigung für seine mächtigen Nachbarn geworden sei.

Der dieses gesagt haben soll, ist noch jung. Winston Leonard Churchill ist geboren im Blenheim-Palace am 30. November 1874, also erst vier Jahre nach dem Siebziger Krieg. Der Blenheim-Palace hat, ebenso wie die Blenheim-Hündchen, seinen Namen von dem Dorf Blindheim im bayrischen Bezirksamt Dillingen. Und er erinnert an den bis jetzt berühmtesten Churchill, nämlich an den Herzog von Marlborough und an seinen Sieg mit dem Prinzen Eugen am 13. August 1704 über den französischen Marschall Tallard. Da der spanische Erbfolgekrieg von 1701 bis 1714, also 13 Jahre lang, gedauert hat, was ja in der Familie Churchill besonders gut bekannt sein muß, so konnte der jetzige Churchill bei seinem „langen Krieg" an diese Analogie denken. Auch wäre ja der junge Churchill nach den 13 Jahren erst 53 Jahre. Der alte aber war beim Utrechter Frieden schon 64 Jahre.

Es sind jetzt gerade 200 Jahre seit jenen Friedensverhandlungen. Und der englische Marineminister des Jahres 1914 kann ja mit besonderer Befriedigung daran denken, daß damals England neben vielem anderem Nützlichem auch Gibraltar bekommen hat. Aber als Mitglied der Familie Marlborough mag es ihm doch vielleicht auch einfallen, daß dieser Familie der damalige Abfall Englands zu Frankreich auch heute noch nicht recht sympathisch sein kann. Und jedenfalls hat die Familie infolge dieses Abfalls nicht mehr die Herrschaft Mindelheim als souveränes Fürstentum des Deutschen Reichs. Es ist jetzt ein bayrisches Bezirksamt.

Dem damaligen Herzog von Marlborough hat es in England nach jenem Abfall zu Frankreich nicht mehr recht gefallen. Dagegen gefiel es ihm damals in Mindelheim. Und ohne jenen Abfall wäre der Herzog von Marlborough bayrischer Reichsrat. Daß er dies nicht ist, darüber wird er sich ja allerdings keinen Kummer machen und sein Vetter, der Marineminister, auch nicht.

Früher war in dem Gothaischen Kalender immer gestanden: Herzog von Marlborough, Reichsfürst von Mindelheim. Vom Jahre 1891 ab stand dies plötz-

lich nicht mehr darin. Es war ja nur eine schattenhafte Reminiszenz gewesen. Denn schon im Jahre 1714 war das vorher bayrische und nur ganz episodisch Marlboroughische Mindelheim dem Kurfürsten Max Emanuel mit dessen ganzem Land wieder „restituiert" worden. Warum hat nun aber der Herzog von Marlborough doch bis zum Jahre 1890 noch als Reichsfürst von Mindelheim in dem Kalender stehen wollen? und von da ab nicht mehr? Sein Vetter, der jetzige Marineminister, war damals 17 Jahre alt, als der Reichsfürst von Mindelheim definitiv aus dem Kalender verschwunden ist.

Bei Mindelheim und Blindheim oder Blenheim könnte man jetzt, im November 1914, auch an dieses denken: Es wäre ja vielleicht nicht ganz unmöglich, daß in einiger Zeit auch bayrische Soldaten aus der Gegend von Mindelheim und Blindheim in die Gegend des Blenheim-Palace kämen. Ich habe schon manchen Blindheimer und Mindelheimer und Höchstädter und Donauwörther, alles Orte mit Marlboroughischen Erinnerungen, gefragt: wißt ihr denn gar nichts mehr von dem Herzog von Marlborough? Aber diese Frage fand nie ein Echo.

Viele Mindelheimer haben also ihren episodischen Fürsten jetzt vergessen. Wenn aber nun der unmittelbare optische Eindruck des Blenheim-Palace auf sie wirkte, dann könnte ihr einstiger vorübergehender Souverän ihnen doch vielleicht wieder mehr zum Bewußtsein gebracht werden. Und der Aufenthalt eines Mindelheimers und Blindheimers in Blenheim könnte deshalb bildend wirken in Bezug auf Lokalgeschichte. Den Blindheimer Soldaten des Jahres 1915 oder 1916 wäre es dann jedenfalls in der Gegend des Blenheim-Palace auch wohler, als es dem größten deutschen Soldaten der damaligen Zeit, dem Prinzen Eugen, im Frühjahr 1712 in London gewesen ist, als er sich sehr ärgern mußte über die englischen Minister und ihre Perfidie. Unter dieser Perfidie mußte damals der Mindelheimer Churchill am meisten leiden. Dagegen hat sich der „edle Ritter" gegen den Mindelheimer Churchill auch damals besonders ritterlich gezeigt.

Heute kann man bloß sagen: Andre Zeiten, andre Churchills. Man kann aber auch darüber froh sein, daß ein deutscher Kaiser jetzt nicht mehr seinen Prinzen Eugen auf erfolglosen Bettel nach London schicken muß, wie es der arme Karl VI. im Frühjahr 1712 hatte tun müssen.

Wenn Soldaten aus Blindheim in die Gegend von Blenheim kämen, dann könnte man ihnen jedenfalls auch dieses recht deutlich machen: Was ihr jetzt immer singt:

Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt,
Wenn es stets zu Schutz und Trutze
Brüderlich zusammenhält

das könnt ihr hier am deutlichsten sehen. Weil Deutschland einig ist, kommen die Blindheimer nach Blenheim. Als aber der Churfürst Max Emanuel mit Frankreich ging, da kamen die Blenheimer nach Blindheim. Und als sein Sohn Karl Albrecht nach vierzig Jahren wiederum mit Frankreich ging, da kamen die Engländer nach Oettingen im Bezirksamt Alzenau. Wenn Österreich und das Deutsche Reich „von der Etsch bis an den Belt" brüderlich zusammenhalten, dann ist dafür gesorgt, daß Deutschland über alles und damit auch über die Engländer ist. Und dann werden auch Leute aus der Gegend von Blenheim nicht mehr in die Gegend von Blindheim kommen, oder höchstens in die Festung Ingolstadt als Gefangene. Und ein solcher Aufenthalt könnte dann auch für die Leute aus der Gegend von Blenheim bildend in historischer Hinsicht werden.

Seit dem spanischen Erbfolgekrieg ist es lange her. Aber neueren Datums ist dieses, was auch anders lautet als die Rede des heutigen Churchill. Und davon muß dieser doch auch gehört haben, wenn er es auch noch nicht selbst erlebt hatte. Diejenigen, die es selbst erlebt und in seiner Bedeutung begriffen hatten, haben es jedenfalls nicht vergessen. Und so auch ich nicht, der ich damals im Gymnasium war, und auf den es einen lebhaften Eindruck gemacht hat. Nämlich unter dem Datum des 11. November 1870 hat Churchills berühmter Landsmann Thomas Carlyle, bei dessen Tod im Jahr 1881 Churchill doch auch schon sechs Jahre alt war, seinen berühmten Brief an die Times geschrieben, der am 18. November 1870 dort abgedruckt worden ist, und der eine starke Wirkung in England gehabt hat, wie ich unten nachweisen werde.

Als in den letzten Monaten vieles von dem Siebziger Krieg in den Zeitungen wieder abgedruckt worden ist, da habe ich mich darüber gewundert, daß ich gerade von jenem Brief Carlyles nichts entdecken konnte, obgleich er jetzt wieder besonders wichtig ist. Vielleicht ist aber auch bloß nichts vor meine Augen gekommen und ist doch schon irgendwo etwas darüber gestanden.[1]) In diesem Fall wäre es aber wenigstens nicht mit dem nötigen Nachdruck verbreitet worden. Denn sonst hätte es mir, der ich mich gerade besonders dafür interessierte, nicht völlig entgehen können. Als ich nun das Obige von Churchill las, da kam mir die Notwendigkeit des Abdrucks und der Verbreitung jenes Briefes wieder besonders in das Bewußtsein. Wahrscheinlich ist der Brief damals, im Jahre 1870 oder 1871, in das Deutsche übersetzt worden. Eine solche Übersetzung ist mir aber nicht zugänglich sondern nur das englische Original. Ich muß es also selbst übersetzen. Weil ich Mediziner bin, treibe ich damit Allotria. Und im Frieden hätte ich es sicherlich nicht getan. Aber jetzt im Krieg kostet mich das Selbstübersetzen weniger Zeit, als mich der Versuch kosten würde, ob ich vielleicht einen Kollegen, den es näher anginge als mich, zum Übersetzen

[1]) In denselben Tagen wie diesen Aufsatz unseres verehrten Mitarbeiters erhielten wir den Insel-Kriegsalmanach der auch eine Übersetzung des Briefes enthält. D. R.

veranlassen könnte. Und so gebe ich im Nachstehenden das, was mir im gegenwärtigen Zeitpunkt wichtig erscheint, in meiner eigenen Übersetzung. Mein medizinisches Fach ist ein solches, daß ich unsrem Heer nicht besonders viel direkt nützen kann. Und so will ich meine freien Stunden jetzt auf diese Weise für das Vaterland nutzbar machen. — Ich habe in der Übersetzung nichts ausgelassen. Denn Auslassungen könnten den Anschein der Parteilichkeit erwecken. — Für meine deutschen Landsleute wird die Übersetzung ja nützlich sein. Wenn aber diejenigen, welche es übernommen haben, im Ausland für die Klarstellung der Ursachen des Krieges zu wirken, und die also, wie es scheint, den Brief Carlyles noch nicht beachtet haben; wenn auch sie aus meiner Übersetzung den Eindruck gewännen, der Brief müsse jetzt wieder in das Bewußtsein der Menschheit gebracht und den Reden des heutigen Churchill gegenübergestellt werden; — für diesen Fall gebe ich die Stelle an, an der das englische Original am leichtesten zugänglich ist, nämlich: Thomas Carlyles Works. The Standard-Edition in 18 Volumes. Volume 7: Critical and miscellaneous essays. Volume 3, p. 629. London Chapman and Hall. — Diese Ausgabe ist zweifellos in vielen deutschen Bibliotheken. Und deshalb kann jeder, der die Verbreitung gerade des englischen Original-Textes für wichtig hält, ohne Mühe sich ihn verschaffen. — In jener Ausgabe steht eine Zusammenfassung des Inhalts des Briefes. Ich habe sie gleichfalls übersetzt und stelle sie hier voran:

Neue Phase des Französisch-Deutschen Kriegs.

Englische Unwissenheit über die wechselseitige Geschichte von Frankreich und Deutschland. Jetzt keine Frage von bloßer „Großmut" zwischen ihnen, sondern von praktischer Sicherheit. Ludwig XI. und Kaiser Max. Burgund wird französisch. Franz I. will Kaiser werden. Gebrochene Verträge und immer wiederkehrender Streit mit Karl V. Franz I. läßt die Wut und den Fanatismus der Türken los auf die Christenheit und das Deutsche Reich. Richelieus verderbliche Einmischung in den Dreißigjährigen Krieg. Ludwigs XIV. Plünderungen und Mordbrennereien in Europa. Belleisles und Ludwigs XV. schlaue Projekte mit Deutschland. Die Revolution und Napoleon I. Kein Volk hatte je einen so schlimmen Nachbarn, wie Deutschland an Frankreich. Jetzt endlich ist Deutschland in einer Lage, in der es sich sein Recht verschaffen kann. — Wiedergewinnung von schmählich geraubtem Besitz: Straßburg und Metz. Die „Ehre" von Frankreich. Sein letzter schändlicher Angriff auf Deutschland und sein schmählicher Ausgang. Nur Reue kann Frankreich zu dem machen, was es einst war. Vorläufig wird es mehr und mehr toll. Mit Lügen belastete Luftballons. Die einzige Hoffnung für Frankreich ist, daß es erkennt die Facta, die hereingebrochen sind, und daß diese gekommen sind durch seine eigene Schuld. Französische Genies und ihre halbverrückten Extravaganzen. Die „Insurrection gegen Trugbilder" ist unentbehrlich, wenn auch hart. Die viel schwierigere zweite Hälfte des Kampfs ist noch unentbehrlicher. Die germanische Rasse, nicht die gallische, hat jetzt die erste Rolle zu spielen in dem Weltdrama.

Gibt es nicht in unserer Zeit gerade so einen „Cartouche“[1]) unter den Völkern wie einen Messias? Lord Carteret[2]) seinerzeit hoffte Elsaß und Lothringen für Deutschland wiederzugewinnen. Bismarck, und Deutschland mit ihm, wird damit fertig werden. Die „Belagerung von Paris“. Bemerkenswertes Mißverständnis, das lange Zeit über Bismarck in England herrschte. Er ist kein Mann mit „Napoleonischen Ideen“. Das edle geduldige Deutschland, endlich in ein Volk zusammengeschweißt, wird Königin des Kontinents.

Der Text des Briefes selbst an den Herausgeber der Times lautet in meiner Übersetzung so:

Mein Herr! Es ist ja wohl ein liebenswürdiger und menschlicher Zug dieser billige Zeitungsjammer über das gefallene Frankreich. Aber es ist doch ein ganz unnützes, gefährliches und falsches Gefühl, wenn es sich richtet auf die Abtretung des Elsaß und Lothringens von Frankreich an die deutschen Eroberer. Und es beweist vonseiten Englands eine sehr tiefe Unwissenheit in bezug auf die wechselseitige Geschichte von Frankreich und Deutschland und das Verhalten Frankreichs gegen Deutschland seit langen Jahrhunderten. Die Frage für die Deutschen in dieser Krisis ist nicht eine der „Großmut“, „des heldenhaften Mitleidens und Verzeihens gegen den gestürzten Feind.“ Sondern es ist eine Frage solider Klugheit und praktischer Erwägung in dem Punkt: was wird der gestürzte Feind aller Wahrscheinlichkeit nach machen, wenn er einmal wieder auf seinen Füßen steht? In Deutschlands Gedächtnis ist traurig und lehrreich die Erfahrung von 400 Jahren in diesem Punkt eingegraben. Das Gedächtnis von England hat dies überhaupt fast nie in sich aufgenommen und hat jedenfalls jetzt nur noch eine geringe oder gar keine Spur davon. Z. B.: Kennt jemand bei uns auch nur ein wenig oder weiß er überhaupt etwas von den gegenseitigen Prozeduren, von der wechselseitigen Geschichte Ludwigs XI. und des Kaisers Max? Max in seinen alten Tagen verfaßte in symbolischem Ritterstil einen trefflichen Bericht über diese Geschichten. Sich selbst heißt er darin Weißkönig, Ludwig XI. den roten oder schwarzen König. Darin sind viele schöne Bilder von den besten Künstlern seiner Zeit. Wegen dieser Bilder hat ab und zu ein englischer Sammler ein Exemplar. Aber ich glaube, gelesen oder gar verstanden hat es nie jemand in England. Des alten Louis Streit mit dem Deutschen Kaiser zu jener Zeit war ähnlich dem jetzigen mit einem jüngeren Louis: Du verdammtes Haupt Deutschlands! Dir ist es jetzt gut in der Welt gegangen und mir nicht. Darum geht es auf dich mit Feuer und Schwert. Aber es endete erfolgreicher für den alten Louis

[1]) Der französische Straßenräuber Cartouche ist im Jahre 1721 hingerichtet worden.
[2]) Professor Albrecht Mendelssohn-Bartholdy hier, ein genauer Kenner der englischen Geschichte, hatte die Güte, mir dieses über Lord Carteret mitzuteilen: Carteret (Lord Granville) ist 1742 zuerst Staatssekretär des Auswärtigen geworden, hat als solcher Georg II. nach Deutschland begleitet und an seiner Seite die Schlacht von Dettingen mitgemacht, über die er auch den amtlichen Bericht verfaßte; im übrigen vertrat er sehr selbständig gegen seine Kollegen im Kabinett, die insulare Politik machen wollten, die Hannoveranischen Interessen des Königs und verwarf den Frieden von Worms; in den Vorverhandlungen dazu spielt die Abtretung Elsaß-Lothringens eine Rolle. Rosebery in seiner Biographie von Chatham urteilt über Carteret wie Carlyle: er war der Staatsmann, während sein Rivale Newcastle (siehe unten Seite 515) der Typus des intriganten Politikers ist. Newcastle war fast 45 Jahre lang Minister, obgleich überall verachtet und verspottet.

und seine Franzosen, als ich hoffe, daß es jetzt enden wird. Damals war das Ende, daß das alte, reiche und stolze Burgund nicht mehr mit seinem deutschen Mutterland, sondern mit Frankreich vereinigt worden ist, seiner gierigen Stiefmutter; und daß es französisch geblieben ist bis heute. — Karl V., der Enkel und Nachfolger von Max, war kaum glücklicher, als sein Großvater gegen den räuberischen König von Frankreich zu seiner Zeit gewesen war. Franz I. war nicht zufrieden mit der französischen Königskrone. Er wollte auch noch zum Kaiser in Germanien erwählt werden. Und er konnte nie seine Niederlage verwinden in dieser schlauen Unternehmung. Der junge Mann nahm jedoch eine glatte Miene an, schwur ewige Freundschaft mit dem jungen Karl, der über ihn gesiegt hatte; und wenige Monate nachher hatte er den guten kleinen Herzog von Bouillon, des Reichs und Karls Vasallen, so weit, daß dieser dem Reich die Huldigung versagte und in heißem Kampf mit Karl war. Der Rest seiner irdischen Existenz war ein ewiges Gezerre mit gebrochenen Verträgen und ewig wiederkehrender Krieg und Raub gegen Karl V.; zugleich eine Reihe von zudringlichen Einmischungen in deutsche Angelegenheiten. Jeden Zwist in Deutschland verschlimmerte und vergrößerte er. Eine schreckliche Wallfahrt hatten diese zwei zusammen, und eine schreckliche Zeit brachten sie für Deutschland und auch für Frankreich, aber für dieses doch in viel gelinderem Maße. Die Ungerechtigkeiten seiner allerchristlichsten Majestät Franz I. in seinen Verträgen mit Sultan Soliman will ich gar nicht in Anschlag bringen, wobei er auf die Christenheit und das deutsche Reich losließ den damals ganz teuflischen brüllenden Löwen, der auf der Höhe seines wütenden Blutdurstes und Fanatismus war und noch nicht versunken in seine jetzige Schlaffheit und Nichtigkeit. Keine heutige Phantasie kann sich diese Abscheulichkeit der allerchristlichsten Könige vorstellen, und wie sie die Christenheit quälten und heimsuchten mit unaufhörlichem Schrecken die zwei folgenden Jahrhunderte hindurch. — Richelieus Geschäft war ein doppeltes: zuerst, wie jeder anerkennen muß, das wichtige und berechtigte, daß er die Vasallen der Krone Frankreich zum Gehorsam gegen ihren Souverän brachte; dann aber das schlechte: daß er das Deutsche Reich plünderte, schwächte, quälte und in jeder Weise schikanierte. „Er war dort der Beschützer des Protestantismus?" — Und dabei verfolgte er unablässig seine eigenen Hugenotten, bombardierte sein eigenes Rochelle. Und in Deutschland unterhielt er einen dreißigjährigen Krieg, schürte eifrig dessen letzte Asche, bis er Deutschland in das äußerste Elend heruntergebrannt hatte. Nie war ein Volk so nahe am völligen Untergange wie Deutschland damals. Ein fluchwürdiger Richelieu für Deutschland. Und auch für Frankreich kein Segen, wenn man auf das Ende sieht und das Solide unterscheidet von dem Schein in dem Schicksal der Völker. Kein französischer Herrscher, selbst Napoleon I. nicht, war ein grimmigerer und grausamerer Feind Deutschlands und ihm nicht halb so verderblich für Deutschlands Seele und Körper wie Richelieu. Und doch hatte meines Wissens Deutschland ihm gar nichts getan außer diesem, daß es neben ihm existierte.

An Ludwigs XIV. arge Plünderungen und Mordbrennereien in Europa aus keinem andern Grund als seinem Ehrgeiz und seiner Begierde nach des Nachbars Gut an all dieses haben wir in unseren Tagen keine rechte Erinnerung mehr oder höchstens eine schwache und matte. Und unsere Gefühle in diesem Punkt sind sehr ver-

schieden von denen unserer guten Voreltern zur Zeit von Wilhelm III. und der Königin Anna. — Ich spreche nicht von Belleisles und Ludwigs XV. schlauem Plan, Deutschland in vier kleine Königreiche zu zerstückeln und diese dann fechten und tanzen zu lassen nach der Pfeife von Versailles. Denn für Frankreich selbst brachte dieses schlimme Frucht: Verlust von Amerika, Verlust von Indien, Unglück und Niederlagen in allen Weltteilen; zuletzt die Revolution und das uferlose Chaos, in dem das unglückliche Frankreich noch jetzt herumwirbelt und herumtaumelt. — Die Revolution und Napoleon I. und ihr Verhalten zu Deutschland sind noch in der Erinnerung der Menschen und Zeitungen. Doch das war durchaus nicht, wie oberflächliche Menschen und Zeitungen zu glauben scheinen, das erste, was Deutschland von Frankreich zu leiden hatte. Sondern es war das letzte in einer langen Reihe von Leiden, oder sagen wir besser: das vorletzte, und hoffen wir, daß dies jetzt wirklich das letzte sein möge: die Belagerung von Paris, die ausgedehnte Herrschaft von Blutvergießen, Anarchie, Delirium, Lügenhaftigkeit als die Frucht von Frankreichs letzter „marche à Berlin". Kein Volk hatte je einen so schlimmen Nachbarn wie Deutschland an Frankreich seit 400 Jahren; schlimm in jeder Art, unverschämt, räuberisch, unersättlich, unversöhnlich, immer angriffslustig. Nun aber ist in aller Geschichte kein unverschämter und ungerechter Nachbar so gründlich, plötzlich und schmählich zusammengehauen worden wie Frankreich jetzt von Deutschland. Deutschland hat, nach 400 Jahren von Mißhandlung und im ganzen auch von Mißgeschick gegenüber von diesem Nachbarn, zuletzt das große Glück gehabt, seinen Feind hübsch unter sich zu kriegen. Und ich denke wahrlich, Deutschland wäre ein törichtes Volk, wenn es nicht daran dächte, daß es zwischen sich und einem solchen Nachbarn einen schönen Grenzschutz aufrichten muß; jetzt, wo es dies tun kann.

Meines Wissens gibt es kein Naturgesetz und keine himmlische Parlamentsakte, auf Grund deren Frankreich allein unter allen irdischen Wesen keinen Teil von seinem Raub zurückgeben müßte, wenn der beraubte Eigentümer ihm den Raub wieder abnehmen kann. Niemand, außer Frankreich selbst in diesem Augenblick, kann glauben, es gebe ein solches Naturgesetz. Elsaß und Lothringen sind beide nicht auf so providentielle Weise an Frankreich gekommen, daß man sie ihm nicht wieder nehmen dürfte. Richelieus List, Ludwigs XIV. grandioser Säbel; dies sind die einzigen Rechtstitel Frankreichs auf die deutschen Länder. Richelieu schraubte sie los. Und der General Turenne wurde zufällig mitlosgeschraubt. Denn Turenne war ein richtiger Deutscher nach Blut und Naturell. Aber Franz I. hatte seinen Vorfahren, den kleinen Herzog von Bouillon, auf den Weg gebracht, den wir oben sahen. Und er machte ihn allmählich zum Franzosen. Ludwig der Große, mit seinem Turenne als oberstem der modernen Heerführer, vollbrachte den Rest der Operation, jedoch ausgenommen die Herunterbrennung der Pfalz in schwarze Trümmer, vom Heidelberger Schloß an bis zu der niedersten Hütte. Denn dies wollte Turenne nicht mitmachen. Und Ludwig XIV. mußte es deshalb durch einen anderen machen lassen. — Dann setzte man damals eine erpresserische Justiz in Aktion, eine Prozeßführung mittelst schlechter Praktiken. Des großen Ludwigs „chambres de réunion": die Metzer Kammer, die Breisacher Kammer waren berüchtigt; und man erhob über sie Klagen in England und überall sonst jenseits des Rheins. Der große Ludwig

antwortete blos mit erhabener Gebärde und ironischer Höflichkeit. Er nennt sich auf seinen Denkmünzen von 1687: excelsus supra omnes gentes Dominus. Aber die elendesten Advokatenkniffe waren seine Werkzeuge bei der Eroberung des Elsaßes. Und bei Straßburg ging das Kunststück nicht einmal durch Advokatenkniffe und noch weniger durch das Schwert. Sondern der große Monarch benützte den gemeinen Dietrich des Einbrechers. Im tiefsten Frieden nahm er Straßburg durch Bestechung. Die Behörden verrieten die Stadt und ließen die Franzosen in einer Nacht ein.

Auch das jungfräuliche Metz ist nicht durch Kriegsgewalt an Frankreich gekommen, wie überhaupt keines von den drei Bistümern. Es war bloß die Gewalttat eines betrügerischen Pfandleihers. Der französische König Heinrich II. nahm diese Plätze im Jahre 1552 sozusagen zum Pfand, als die Protestanten ihn anriefen in ihrer Not. Heinrich zog dort ein mit fliegenden Fahnen und Trommelschlag und „bloß als Stütze germanischer Freiheit, Gott sei mein Zeuge". Aber er tat nichts für den Protestantismus oder die germanische Freiheit. Die germanische Freiheit half sich in diesem Fall rasch selbst. Und dann verweigerte er mit eherner Stirn wie ein betrügerischer Pfandleiher die Rückgabe der Plätze: „er hatte alte Rechte auf sie", die ihm ganz unzweifelhaft waren, und konnte sie nicht zurückgeben. Und er wollte es niemals tun trotz allem Druck und Zuspruch. Der große Karl V. versuchte mit größter Energie, daß ihm fast das Herz darüber brach, ihn wieder hinauszuwerfen, wobei ihm der Protestantismus jetzt selbst beistand. Aber er konnte es nicht fertig bringen. Der jetzige Hohenzollern-König, ein bescheidener und friedfertiger Mann im Vergleich zu jenem, hat es fertig gebracht. Ich glaube, es ist ganz recht, vernünftig und weise, daß Deutschland diese Länder wieder mitheimbringt aus seinem beispiellosen Feldzug; und daß es seinen alten Wasgau, Hundsrück und die drei Bistümer stark befestigt und sonst militärisch kräftigt und so sich selbst für die Zukunft schützt vor französischen Visiten.

Die Franzosen klagen voll Betrübnis über den drohenden „Verlust der Ehre". Und jammernde Zuschauer flehen dringend: Entehret Frankreich nicht! laßt der Ehre Frankreichs ihren Glanz! Aber würde es Frankreichs Ehre retten, wenn es die Scheiben nicht bezahlen müßte, die es mutwillig an seines Nachbars Fenstern zerschlagen hat? Die zusammengeschlagenen Fenster haben Frankreich verunehrt. Eine hervorragende nationale Schande war Frankreichs letzter Überfall auf Deutschland. Ebenso hervorragend war die Schmach, in welcher dieser Überfall geendet hat. Frankreichs Ehre kann einzig und allein wiederhergestellt werden, wenn es dies tief bereut, und wenn es fest entschlossen ist, es nicht wieder zu tun, vielmehr in Zukunft das Gegenteil zu tun. So kann Frankreichs Ehre allmählich wieder ihren alten Glanz bekommen, einen ganz anderen als den Erst-Napoleonischen oder gar den Dritt-Napoleonischen oder sonstigen modernen. Dann kann Frankreich wieder zu unserer herzlichen Freude und dankbaren Anerkennung alle die schönen und graziösen Eigenschaften entwickeln, welche die Natur ihm verliehen hat.

Für jetzt, muß ich sagen, sieht Frankreich mehr und mehr rasend aus und erbärmlich und tadelnswert, bemitleidenswert und sogar verachtungswert. Es sträubt sich gegen die Erkenntnis der Fakta, die greifbar vor ihm liegen, und der Strafen, die es sich zugezogen hat. Ein Frankreich in anarchischem Ruin zersplittert, ohne

erkennbares Haupt. Haupt oder Führer nicht unterscheidbar von dem Pöbel unten. Minister, die aufsteigen in Luftballons ohne anderen Ballast als unsinnige öffentliche Lügen nnd Proklamationen von Phantasie-Siegen. Eine Regierung, die ganz und gar besteht aus Lügen, die lieber will, daß gräßliches Blutvergießen daure und wachse, als daß sie, schöne republikanische Kreaturen, aufhören sollten zu regieren. Ich weiß nicht, wann oder wo je ein Volk sich selbst so mit Schmach bedeckt hat. Wenn unter der Menge von gefühlvollen Zuschauern Frankreich einen wirklichen Freund hat, so soll dieser ihm raten, all das aufzugeben und nicht wieder damit anzufangen. Frankreich sollte wirklich erkennen, daß die Hilfe durch Lügen längst erkannt ist als ein Weg, der abwärts führt zu den Pforten des ewigen Todes, und daß sie allen Kreaturen verboten ist; daß Frankreichs einzige Hoffnung ist die Erkenntnis der Fakta, welche ihm zugestoßen sind, und die Erkenntnis davon, daß sie gekommen sind durch seine eigene Schuld; daß es, ein Klumpen vergoldeter Anarchie mit prächtigem Firnis, aus Bosheit insultiert und auf Leben und Tod herausgefordert hat einen Nachbarn, der nicht anarchisch ist sondern ruhig, human und vernünftig regiert, und daß es ihm demgemäß so ergangen ist, wie es gehen muß einem Haufen blutdürstiger Marktschreier gegenüber von einer mazedonischen Phalanx. Und jetzt liegt es da, niedergeworfen in arges Verderben und Ohnmacht, Gott und Menschen zum Zeugnis, wie viel Fäulnis, Anarchie und versteckte Bosheit in ihm steckt.

Frankreich muß erkennen das unerbittliche Faktum: es ist hilflos und machtlos und widerstandslos gegen die siegreichen Germanen; und seine Weisheit muß darin bestehen, daß es dieses Faktum aufnimmt in sein entsetztes Bewußtsein; daß es erkennt: besagtes Faktum ist verhaßt aber unerbittlich; und daß es sich darein fügt, je bälder desto billiger. Es ist eine harte Lehre für das ruhmredige Frankreich. Aber wir hoffen, Frankreich hat noch genug Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit, um ein Faktum anzunehmen als eine offenkundige, diamantharte Wirklichkeit, die ungestraft keinen Widerstand duldet und durch die Götter selbst nicht geändert werden kann.

Aber freilich das Maß der bewußten Verlogenheit, welches das offizielle und andere Frankreich neuerdings erfüllt hat, besonders seit dem letzten Juli, ist wunderbar und furchtbar. Und dabei ist dieses Maß noch gering im Vergleich zu der Selbsttäuschung und unbewußten Verlogenheit, die schon lange bei den Franzosen geherrscht hat. Diese ist noch gefährlicher und giftiger. Sie ist ein geheimes Gift. Für mich ist zurzeit das traurigste Symptom in Frankreich die Figur, welche seine Genies jetzt machen, seine höchsten literarischen Stimmen, die seine Propheten und Seher sein sollten, und welche diese Figur in der Tat schon seit einem Menschenalter gemacht haben. Diese glauben offenbar, neue himmlische Weisheit strahle aus von Frankreich über alle anderen Völker, die in tiefem Schatten sitzen. Frankreich sei das neue Zion des Universums. Und all das traurige, schmutzige, halbverrückte und zum großen Teil geradezu höllische Zeug, das die französische Literatur in den letzten fünfzig Jahren uns gepredigt hat, sei ein wahres Evangelium vom Himmel, voll von Segen für alle Menschenkinder. Ach! man versteht, daß Frankreich seine große Revolution gemacht hat; daß es seine schreckliche Schicksalsstimme erhoben

hat gegen eine Welt von menschlichen Trugbildern, verkündend mit der Posaune des Weltgerichts: Es soll keine Trugbilder mehr geben! — Ich habe es oft ein himmlisch-hölliſches Phänomen genannt, das merkwürdigste in unserer Welt in tausend Jahren; im ganzen eine hervorragende Revolution gegen den Teufel und seine Werke. Denn Trugbilder sind samt und sonders des Teufels und giftig und unerträglich für den Menschen. Für jene Revolution schätzen und ehren wir alle Frankreich. Und wahrlich alle Völker sind jetzt eifrig genug in der Nachahmung Frankreichs in diesem Punkt. Überall in der ziviliſierten Welt ist vor allem merkwürdig, daß die ganze Welt in tiefer, trüber, chaotischer Empörung ist gegen Trugbilder: der Entschluß, nichts mehr zu wollen von Trugbildern, coûte qu'il coûte. Dieser Kampf ist peinlich aber unentbehrlich. Wir können zu all diesem sagen, es ist gut so. Denn dieser Kampf ist die Vorbedingung. Aber ach! es ist noch nicht der Sieg. Es ist bloß der halbe Kampf, und die viel schwerere Hälfte kommt nach. Die ungemein viel schwerere Hälfte, ebenso oder noch mehr unentbehrlich, ist die, daß man statt der verjagten Trugbilder, welche des Teufels sind, die praktikabeln Realitäten anpackt, die wahrhaft sein sollen und von Gott. Die erste Hälfte des Kampfes ist zu meiner Befriedigung jetzt in Ordnung und kann nur mit Sieg endigen. Aber ich sehe schon: die Fortsetzung muß unter besserer Führung stehen als der Frankreichs. Sonst wird sie für immer unmöglich. Die germanische Rasse, nicht die gallische, muß jetzt die erste Rolle spielen in diesem ungeheuren Weltdrama. Und davon erwarte ich besseren Ausgang. Schlimmer als jetzt kann es nicht werden. Frankreich mit einer verzweifelten Anstrengung, jetzt von 81 Jahren, hat fertig gebracht für sich und die Welt nichts oder sogar weniger als nichts, in strikter Arithmetik nichts mit negativem Vorzeichen. Seine Propheten prophezeien Eitles; sein Volk wandelt in Finsternis und in der Irre.

Solche Propheten und solch ein Volk; — auf der Bahn des Trugs und Selbstbetrugs haben sie es weit gebracht. „Hingegeben in argen Irrtum", wie die Schrift sagt; — bis sie am Ende die Lüge für Wahrheit achten. Und jetzt in der Krisis, in der es ihnen an den Hals geht, und in ihrer größten Not haben sie immer noch bloß Selbstbetrug als Hilfe; Schein-Heroismus und Gaskonnade. Sie meinen, es sei heroisch. Sie meinen, sie seien der „Messias der Völker", ein unschuldiges, göttliches Volk, das für die Sünden aller Völker leide, und das uns alle erlösen solle. Wir wollen hoffen, daß dies mit dem „Messias der Völker" das non plus ultra ist.

Sie sollten sich lieber fragen: sind wir nicht eher der Cartouche[1]) der Völker als der Messias? Cartouche hatte auch glänzende Qualitäten. Er war viel bewundert und bedauert in seinen Leiden. Manche feine Dame bat ihn um eine Locke, als man den unerbittlichen und unentbehrlichen Galgen aufschlug. Aber schließlich gab es doch keine Rettung für Cartouche. Es ist besser, daß er der schweren Faust des deutschen Polizeioffiziers gehorchen muß, die ihn so bös am Kragen hat; daß er sein gestohlenes Gut hergeben muß und überhaupt aufhören, ein Cartouche zu sein; und daß er versuchen muß, wieder ein Ritter Bayard zu werden unter besseren Umständen als der alte, und ein Segen und eine Wohltat für alle seine Nachbarn, anstatt gerade das Gegenteil, so wie jetzt. Es mag für Frankreich sonderbar sein,

[1]) Siehe oben Seite 509 Anmerkung 1.

aber es ist so: Europa kommt nicht zu Frankreichs Befreiung zum Dank für die himmlische Erleuchtung, die es von ihm hat. Und selbst wenn Europa käme, so könnte es doch in diesem Augenblick den schrecklichen Kanzler von seinem Wege nicht abbringen. Metz und die Grenzlande dürften jetzt sehr schwer wieder aus dieses Kanzlers Händen herauszubringen sein. —

Vor hundert Jahren wünschte man in England lebhaft, daß Elsaß-Lothringen den Franzosen wieder abgenommen werde. Und man hoffte es nicht nur, sondern man gab sich auch darum Mühe. Dem Lord Carteret[1]), später Lord Granville genannt, kein Vorfahre in keiner Art seines jetzigen ministeriellen Namensvetters, viele hielten ihn für den weisesten Minister des Auswärtigen, den wir je hatten, mit Ausnahme von Lord Chatham; besonders war er der einzige Minister, der deutsch sprach und überhaupt etwas von deutschen Dingen verstand; — ihm lag sehr viel an diesem Objekt. Und er hatte gute Aussichten für die Erreichung des Ziels. Aber unser lieber teurer Herzog von Newcastle fegte ihn plötzlich daraus weg und überhaupt aus seinem ganzen Amt in mürrischen Überdruß, und zu viel Wein dazu, sagt Walpole, und in gänzliche Vergessenheit bei seinem Volk, welches außer Chatham niemanden hat, dessen Gedächtnis es mehr bewahren sollte.

Daß Bismarck und Deutschland jetzt in ihrer günstigen Lage das gleiche Verlangen stellen, dies überrascht mich nicht. Nach solcher Herausforderung und nach solchem Sieg ist der Entschluß vernünftig, gerecht und sogar bescheiden. Wenn man alles erwägt, was seit dem denkwürdigen Zusammenbruch bei Sedan sich ereignet hat, kann man nur sagen: es macht dem gesunden Sinn und der Mäßigung des Grafen Bismarck alle Ehre, daß er fest dabei bleibt; — daß er nicht mehr verlangt aber auch nicht weniger nimmt und langsam und ruhig auf dem vorteilhaftesten Wege wandelt. Die „Belagerung von Paris", welche aussieht wie die ungeheuerlichste und gräßlichste tragische Posse, die je unter dieser Sonne gespielt wurde; — Bismarck hofft offenbar, sie brauche nicht zu kommen zum ärgsten Bombardement, zu millionenfachem Hungertod, zur Brandsteckung von Paris und seinen Bauten und Asphaltstraßen durch Bomben und glühende Kugeln in einem Feuermeer. — Fleißig Tag für Tag sind diese Preußen, nie rastend und nie hastend. Sie kennen gut den Spruch: Langsam aber sicher! Ich glaube, Bismarck wird sein Elsaß bekommen und was er von Lothringen braucht; und ebenso glaube ich, das wird ihm ganz gut tun und uns und der ganzen Welt und nach und nach sogar Frankreich selbst.

Das anarchische Frankreich hat seine erste strenge Lehre bekommen, eine drastische Arznei für das kranke Frankreich, und es wird ihm gut tun, wenn es seine Lektion tüchtig lernt. Wenn es sie nicht lernen kann, muß es eine neue erhalten, und wenn nötig, noch einmal eine. Aber endlich muß es seine Lektion lernen. —

Ein bemerkenswertes Mißverständnis in Bezug auf Herrn von Bismarck herrscht noch in England. Fast alle englischen Zeitungen streben offenbar nach seiner richtigen Erkenntnis, aber sie haben sie noch nicht erreicht. Die ständige Parallele, die man vor zehn Jahren überall hören und lesen mußte, von dem unsinnigen Bismarck und seinem ditto König einerseits; Strafford und Karl I. gegen unser

[1]) Siehe oben Seite 509 Anmerkung 2.

langes Parlament andererseits; eine Parallele, die etwa gerade so passend ist wie diese, wenn man Alexander den Großen in Parallele stellt mit dem Herzog von Monmouth[1]), — diese ist jetzt verschwunden und man hört nichts mehr von ihr.

Die pathetische Niobe Dänemark, der man grausam ihre Kinder geraubt hat, die gestohlene Kinder und von der Niobe Dänemark sehr schlecht behandelt worden waren, ist auch beinahe verschwunden. Und sie wird vollends ganz verschwinden, wenn man den Fall gründlich kennen wird. Bismarck ist meines Erachtens kein Mann von Napoleonischen Ideen sondern von Ideen, die den Napoleonischen weit über sind. Er zeigt keine unwiderstehliche Ländergier und ist nicht gequält von „gemeinem Ehrgeiz". Sondern er hat Bestrebungen, die hoch über Derartigem stehen. Er scheint mir in Wirklichkeit zu streben mit starkem Können und geduldigen, großen, erfolgreichen Schritten nach etwas, was für die Deutschen und alle anderen Menschen von großem Segen ist. Daß das edle, geduldige, tiefe, fromme und solide Deutschland, endlich in ein Volk zusammengeschweißt, Königin des Kontinents werden soll an Stelle des windigen, prahlerischen, gestikulierenden, streitsüchtigen, ruhelosen und überempfindlichen Frankreichs; — dies dünkt mir das verheißungsvollste politische Faktum, das in meinen Tagen sich ereignet hat.

Ich bin Ihr ergebenster Thomas Carlyle.

Dieses hatte also geschrieben im November 1870 ein Greis, dem nur noch 3 Wochen zu 75 Jahren fehlten, und der darnach doch noch 10¼ Jahre gelebt hat. Weil der Brief vor 44 Jahren, als ich ihn bloß aus den Berichten der Zeitungen kennen gelernt hatte, auf mich einen starken Eindruck gemacht hat, so hatte ich ihn demgemäß jetzt auch nicht vergessen. Und weil ich ihn nicht vergessen hatte, so habe ich ihn jetzt übersetzt und hier abgedruckt. Während ich ihn nun in seinem vollen Wortlaut übersetzt habe, bekam ich diesen Eindruck: gegen Frankreich zu grob; für Deutschland zu viel Lob. So ist z. B. das über Richelieus „Verderblichkeit für Deutschlands Seele" zwar sehr gut gesagt. Aber die Seelen der Deutschen, die sich von Richelieu verderben ließen, waren eben zu dieser Verderbnis schon ein Jahrhundert lang präpariert und disponiert durch die Verrätereien, man kann fast sagen: der besten, jedenfalls der energischsten Deutschen zu Frankreich hin; z. B.: Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Culmbach; Moritz von Sachsen; Philipp der Großmütige; Sebastian Schärtlin von Burtenbach; Wilhelm von Grumbach. Darauf habe ich schon oben, Seite 507, bei den Blindheimern und Blenheimern hingewiesen.

Und andrerseits sind die Minister, die „in Luftballons aufsteigen, die mit Lügen belastet sind", — also vor allem Gambetta, nach dem 11. November 1870 bis zum Februar 1871, noch sehr ernsthafte Gegner geworden, die sich durch-

[1]) Der Herzog James Monmouth war ein unehelicher Sohn des englischen Königs Karls II. und der Lucy Walters. Nach dem Tode seines Vaters wollte er im Jahr 1685 gegen dessen Bruder, den König Jakob II., selbst König werden. Er brachte ein Heer zusammen, wurde bei Sedgemoore geschlagen und am 15. Juli 1685 enthauptet. Er soll ebenso schön wie tapfer gewesen und mag deshalb vielleicht von Manchen mit Alexander dem Großen verglichen worden sein.

aus nicht „mit Schmach bedeckt haben." Kein Deutscher, der jenen Winter miterlebt hat, wird behaupten, die Worte auf Gambettas Denkmal seien übertrieben:

Er hat der Welt gezeigt, was ein großes Volk ist, das nicht untergehen will.

Die Franzosen haben damals Carlyle einen Schotten des Alten Testaments geheißen. Und dies war ja wohl nicht unpassend. Denn seine Sprache erinnert einerseits an die seines schottischen Landsmanns, des Reformators John Knox; andrerseits an die der Propheten des Alten Testaments.

Heute, nach 44 Jahren, ist nun aber das Merkwürdige und Wesentliche dieses: Man sollte meinen, die Wirkung des groben Briefes des Schotten des Alten Testaments auf die Engländer müßte damals die gewesen sein, die mit dem deutschen Sprichwort ausgedrückt wird: allzu scharf macht schartig; oder mit dem französischen: qui trop embrasse mal étreint; oder mit dem englischen: too much cunning undoes. Weit gefehlt! Es kam so, wie es steht in der Biographie Carlyles von J. A. Froude, dem hochangesehenen Geschichtschreiber Englands:

Das Schreiben erschien Mitte November und beruhigte die hochgehenden Wogen, die sonst hätten gefährlich werden können, sofort. Wir machen uns nicht viel aus Gefahren, denen wir entgangen sind; aber die besser Unterrichteten allerwärts fühlten, daß Carlyle der Sache der Gerechtigkeit in Europa durch diesen Brief einen höchst wichtigen Dienst geleistet habe. Carlyles Brief hatte in der Tat vollständig seinen Zweck erfüllt. Man redete nicht mehr von englischer Einmischung, Monsieur Thiers kam, um Hilfe zu erbitten (wenn nicht materielle Unterstützung, so doch moralische); aber wir mußten ablehnen, und Frankreich wurde seinem Schicksal überlassen.

So gleichgültig waren also damals die Engländer gegen das, was ihr Marineminister Churchill jetzt heißt: „die grausamen Bedingungen, welche Deutschland im Jahr 1871 Frankreich aufgezwungen hat." — Und daß die Engländer mit dieser Gleichgültigkeit uns Deutschen sehr genützt und den Franzosen sehr geschadet haben, dies geht am deutlichsten hervor aus vielen Äußerungen Bismarcks, der dies am besten wissen mußte z. B.:

Anrede an die deutschen Studenten in Friedrichsruh am 1. April 1895. Ich möchte vor allen Dingen die jungen Herrn bitten: geben Sie sich dem deutschen Bedürfnis der Kritik nicht allzusehr hin, akzeptieren Sie, was uns Gott gegeben hat und was wir mühsam unter dem bedrohenden — Angriff kann ich nicht sagen aber — Gewehranschlag des übrigen Europa ins Trockne gebracht haben. Es war nicht so ganz leicht. Wären wir vor den europäischen Seniorenkonvent vor Abschluß unserer französischen Angelegenheit zitiert worden, wir wären lange nicht so gut weggekommen, wie es geschehen ist, und meine Aufgabe ist es gewesen, dies nach Möglichkeit zu verhindern.

Daß Bismarck vor den Studenten die Diplomaten mit dem studentischen Senioren-Convent oder: S. C. verglichen hat, war ein netter Zug. Er hat diesen Ausdruck auch sonst gerne so verwendet. Z. B.:

Ansprache auf dem Markt zu Jena am 31. Juli 1892, wo ja auch viele Studenten waren: Wir mußtem dem Krieg mit Österreich den mit Frankreich folgen lassen,

denn wir brauchten zu unsern Einrichtungen nicht bloß die Zustimmung Österreichs, sondern auch die des ganzen europäischen Seniorenkonvents.

In dem Seniorenkonvent des Winter-Semesters 1870/71 hätte der englische Senior selbstverständlicherweise besonders unangenehm werden können. Und daß er dies nicht geworden ist, dies hat nach der bestimmten Angabe des englischen Geschichtschreibers Froude wesentlich auch Carlyles Brief bewirkt.

Das Buch von Froude ist in London nach Carlyles Tod in den Jahren 1882 und 83 geschrieben worden und im Jahr 1884 dort im Buchhandel erschienen. Sein Verfasser war damals 64 Jahre alt. In England hat damals niemand seinen Sätzen widersprochen. Alles war offenbar mit Froude darin einverstanden, daß es so am besten war; und daß es wesentlich auch durch Carlyles Verdienst auf diese Weise gut abgegangen war.

Auch im Februar 1881, bei Carlyles Tod, konnte man nichts davon bemerken, daß der Fünfundachtzigjährige bei seinen Landsleuten in Mißkredit geraten wäre wegen seiner starken Germanophilie, an der er bis zu seinem Tode festgehalten hatte. Im Gegenteil: gerade bei seinem Tod wollten ihn seine Landsleute am meisten ehren. Darüber berichtet Froude dieses:

Carlyle hatte vorausgesehen, daß ein Versuch gemacht werden würde, ihm eine ehrenvollere Ruhestätte in der Westminster-Abtei anzubieten, und sich aus mehreren Gründen, unter anderen deshalb, weil er Teile des englischen Begräbnisritus nicht billigte, dem widersetzt. So wurde er denn nach eigener Bestimmung da beigesetzt, wo seine Eltern schliefen, und wohin er so oft während seiner Lebzeiten fromme Pilgerfahrten unternommen hatte: im alten Kirchhof zu Ecclefechan in Schottland.

Dekan Stanley schrieb mir nach Carlyles Tod und bot mir in den wärmsten Ausdrücken die Westminster-Abtei an. Als ich ihm sagte, es sei anders bestimmt, bat er darum, den Sarg auf seinem Wege nach Schottland wenigstens eine Nacht in der Abtei aufstellen zu dürfen. Aber auch dieses mußten wir ablehnen. Am nächsten Sonntag predigte Stanley selbst tiefbewegt über Carlyles Charakter und sein Werk und zitierte in seiner Predigt eine schöne Stelle, die ich ihm aus den letzten Tagebüchern gegeben hatte. Nachher spielte die Orgel, gleichsam als Englands Lebewohl, den großartigen und majestätischen Trauermarsch aus Saul.

Das Oratorium Saul ist bekanntlich von dem deutschen Georg Friedrich Händel aus Halle an der Saale. Dieser hat auch nach dem 27. Juni 1743 das Dettinger Tedeum (siehe oben Seite 507) für die Engländer komponiert, welches bei ihnen heute noch sehr beliebt ist. Man kann sagen, daß das Lebewohl aus dem Oratorium Saul ein deutsch-englisches war und damit für den germanophilen Schotten besonders passend.

Vor einigen Jahren las ich dann in deutschen Zeitungen, es stehen in englischen Zeitschriften Aufsätze, deren Motto und Sinn sei: Ceterum censeo Germaniam esse delendam. Das lautete also noch schärfer und gröber gegen Deutschland, als Carlyle seinerzeit gegen Frankreich gepredigt hatte. Denn deliren

wollte Carlyle ja Frankreich nicht. Sondern er hat ihm nur Moral in schottischem und alttestamentlichem Stil gepredigt. Ich war so an Carlyles Liebe zu Deutschland und an den Beifall, den diese seinerzeit in England gefunden hatte, gewöhnt, daß ich die delenda Germania für eine Übertreibung unserer deutschen Zeitungen gehalten habe. Jetzt im November 1914 muß ich aber wohl auch daran glauben, daß die Germanophilie aus Carlyles Zeiten umgeschlagen ist in ein wahres Delirium des Delirens gegen das „edle, geduldige, tiefe, fromme und solide Deutschland".

Die Gründe dieses Umschlags müssen die Engländer am besten kennen. Spuren sind vielleicht doch auch schon bei Carlyle erkennbar. Denn das „edle, geduldige" usw. Deutschland durfte doch wohl auch nach Carlyle bloß „Königin des Kontinents" werden. Siehe oben Seite 509 und 516.

Und wenn Carlyle einen Brief zu schreiben gehabt hätte erst zu einer Zeit, als Deutschland auch schon zur See etwas gelten wollte; — dann hätte vielleicht auch er diesen Willen für einen „teuflischen" und für „ein phantastisches Trugbild der Hölle" erklärt, im Stil des Puritanismus und des Alten Testaments. Denn wahrscheinlich kann kein Engländer aus dieser seiner Haut fahren und: Britannia rules the waves exclusively; ohne diesen Spruch kann wahrscheinlich kein Engländer leben.

Ob der Spruch des alten Cato in seiner englischen Anwendung auf Deutschland so wahr werden soll, wie er vor 2000 Jahren an Karthago wahr geworden ist? — dies wird heute im November 1914, 44 Jahre nach Carlyles Brief, niemand mit Sicherheit voraussagen können. Dies wird nur der Gott der Schlachten entscheiden können, den ja die frommen Engländer auch heftig anrufen. Aber etwas Ominöses an dem Spruch ist jedenfalls dieses: Vor 2000 Jahren hat der Spruch geheißen: Carthaginem esse delendam. Und als solcher ist er in Erfüllung gegangen. Nun hat aber England mit Carthago ein gemeinsames Merkmal, welches durch zwei geflügelte Worte beiden aufgeprägt ist als Ausdruck der communis opinio. Nämlich genau so sprichwörtlich wie die fides Punica im Altertum gewesen ist, genau so ist es das perfide Albion in der Neuzeit geworden. Und dies hat etwas Ominöses. Deutschland ist in Bezug auf die fides besser daran. Denn die deutsche Treue, von der man ja auch viel hört und liest, hat noch niemand ironisch auffassen können, so wie es bei der fides Punica gemeint war. Eine bemerkenswerte Analogie zwischen Hannibal vor 2000 Jahren und Lord Kitchener heute ist auch diese: Jener brachte Elephanten nach Italien, dieser Indier nach Flandern.

Schiller hat im Jahre 1801 diesen Vers gedichtet:

Seine Handelsflotten streckt der Brite
Gierig wie Polypenarme aus,
Und das Reich der freien Amphitrite
Will er schließen wie sein eignes Haus.

Ferner: ein französischer Dichter, dessen Namen ich vergessen habe, hat etwa um das Jahr 1780 diesen Vers gemacht:

Le trident de Neptun est le sceptre du monde.

Dieser Vers des Franzosen gefiel den englischen Ministern so gut, daß sie ihm für den einzigen Vers eine Pension auf Lebenszeit zahlten. Er wohnte in Paris und holte seine Pension am ersten jedes Monats pünktlich auf der englischen Botschaft ab. Wenn ihm da jemand begegnete, sagte er: Je touche mon vers. Das hieß: Ich hole das Geld für meinen Vers. Aus dieser Geschichte kann man den Schluß ziehen: die englischen Minister müssen es als ganz selbstverständlich betrachtet haben, daß Neptuns Dreizack ihnen sozusagen in Erbpacht gegeben sei. Und dieser Glaube wird auch heute noch, nach 100 und mehr Jahren, eine der stärksten Ursachen des jetzigen Krieges sein.

Der furor teutonicus, von dem Bismarck am 6. Februar 1888 im Reichstag sprach; — von diesem furor liest man jetzt in allen Zeitungen, deutschen, französischen, englischen, neutralen: er breche mit besonderer Stärke aus gegen die Engländer. Selbst in meiner friedlichen ländlichen Umgebung höre und sehe ich nichts anderes. Gestern traf ich einen Nachbarn, einen alten Bauern, auf seinem Acker, den er mit seinem Sohn pflügte. Er erzählte, wie es ihm im Siebziger Krieg gegangen sei, und wie es jetzt mit seinem Sohn in diesem Krieg sei. Der Sohn ist ein sehr fester Jüngling: ein Bärenkerl, wie man bei uns sagt. Und ich fragte verwundert: warum ist er denn nicht schon im Krieg? Da sagte der Vater: Der wird erst einberufen, wenn wir fertig sind mit der Feldarbeit. Ich fand das praktisch. Und nun dachte ich, der Vater werde sich in seiner ländlichen Phantasie den Sohn im nächsten Frühjahr in Frankreich kämpfend vorstellen, so wie es mit ihm selbst vor 44 Jahren gewesen war. Der Vater gebrauchte den anschaulichen Ausdruck: vor Paris habe ich meinen Kopf den Franzosen hingehalten. Da sagte ich: dort muß der Bub auch den seinen hinhalten. Aber er sagte mit dem zähen Eigensinn des fränkischen Bauern: Nein! mein Bub muß nach England. Ich sagte ihm: das ist aber nicht so einfach. Das Wasser hat keine Balken. Aber er blieb fest dabei: Mein Bub muß nach England. — Diese Richtung des furor teutonicus gerade auf England ist eigentlich schwer erklärbar. Denn mein ländlicher Nachbar hatte bis vor drei Monaten kaum etwas von den Engländern, viel aber aus eigener Erfahrung von den Franzosen gewußt. Mir scheint es aber auch hier so zu sein: der Instinkt für die fides Punica des perfiden Albion ist selbst bei dem schlichten Landmann jetzt stark geworden, dem doch das Meer und die „Seegeltung" und die industrielle Konkurrenz fern liegen. Aber: deutsche Treue gegen englische Falschheit! so denkt heute auch der deutsche Landmann fern von der See.

Vielleicht hat auch Goethe an die englische Falschheit gedacht, als er über böse Geister Faust, 1. 787, geheimnisvoll dieses dichtete:

Sie stellen wie vom Himmel sich gesandt
Und lispeln englisch, wenn sie lügen.

Lispeln sie angelice? oder anglice? Dachte Goethe an die Zweideutigkeit des deutschen Wortes? wegen deren unser katholisches Volk auch oft im Unklaren ist, wenn es einerseits den englischen Gruß betet und andrerseits seine Töchter zu den englischen Fräulein schickt. Goethe muß die Verse gedichtet haben zwischen 1790 und 1808. Denn in dem Faust von 1790 stehen sie noch nicht sondern erst in dem von 1808.

Würde Carlyle, wenn er heute noch leben könnte und wenn er die Rede des jungen Churchill hätte lesen können, auch heute noch dieses schreiben, wie er es drei Jahre vor dem Siebziger Krieg, im August 1867, geschrieben hat?

Kein Engländer wagt mehr die Wahrheit zu glauben. Seit 200 Jahren[1]) ist er eingehüllt in Lügen jeder Art. Ein feines Gift der Lüge durchdringt die Gesellschaft. Wir sind ein Volk, versunken in Heuchelei, durchdrungen von ihr bis auf die Knochen.

Oder wäre es so, wie ich es angedeutet habe oben auf Seite 519?

In den letzten Tagen las ich diesen Satz:

Paul Rohrbach. Warum es der deutsche Krieg ist? Stuttgart-Berlin 1914. Seite 12: Damit begannen im Jahre 1912 die berühmten. zweieinhalb Jahre hindurch fortgesetzten deutsch-englischen Ausgleichsverhandlungen, von denen man heute noch nicht sagen kann, ob die englische Regierung sie von Anfang an als eine bloße Falle für uns gemeint hat, um uns in Sicherheit zu wiegen, bis der Überfall um so plötzlicher und wirksamer ausgeführt werden könne, oder ob man ehrlich das Ziel einer gegenseitigen Interessenabgrenzung verfolgt hat, die beiden Teilen gerecht werden sollte.

Wenn ein erfahrener Politiker sich so zweifelnd ausspricht, so kann ich, der ich nichts von Politik verstehe, es noch viel weniger wissen.

Jetzt empfinde ich aber Gewissensbisse darüber, daß ich als Würzburger Mediziner so viele Allotria getrieben und geschrieben habe. Ich will deshalb zum Schluß noch etwas anfügen, was wenigstens für den Würzburger kein Allotrion ist, wenn auch für den Mediziner. Gerade an dem Tage, an dem mein ländlicher Nachbar seinen Buben so hartnäckig nach England haben wollte, fiel mir diese Merkwürdigkeit für Würzburg aus Carlyles Werken in die Hand:

Den Niagara hinab und was dann? Macmillans Magazine August 1867: In meiner Jugend — erzählte neulich einer meiner treuesten und gescheitesten deutschen Freunde, ein guter Beobachter und ein gleich guter Freund von seinem und meinem Vaterland; — zu meiner Knabenzeit vor 50 Jahren in Würzburg, wenn man da in einen Kaufladen ging, sagten einem kluge Leute: wenn du einen englischen Artikel finden kannst, kaufe ihn! Er ist ein paar Kreuzer teurer. Aber er wird sich als etwas Gutes, Zuverlässiges und Brauchbares erweisen, als ein nützlicher Diener und Freund auf lange. Kaufe ihn ja! — Und jetzt — fuhr er fort; — gerade das Gegenteil rät man einem in Würzburg: kaufe keinen englischen Artikel! Er ist ein paar Kreuzer billiger. Aber es ist nur ein geschickter Betrug gegenüber von der deutschen Ware. Kaufe deshalb den englischen Artikel ja nicht! — Beides waren gute Ratschläge. Der erste war vor 50 Jahren gut; der zweite ist es jetzt.

[1]) Daß Carlyle im Jahre 1867 gerade „seit zweihundert Jahren" gesagt hat, dies hängt damit zusammen, daß er die Stuartsche Restauration des Jahres 1660 immer als etwas besonders Lügenhaftes betrachtet hat.

Der Freund aus Würzburg hieß Joseph Neuberg. Er hatte Carlyles Friedrich den Großen in das Deutsche übersetzt und noch manches andere von Carlyle. Auch war er Carlyles Reisebegleiter auf seinen zwei Reisen nach Deutschland gewesen. — Es ist auffallend, daß Carlyle dies schon im Jahr 1867 geschrieben hat. Denn damals waren die englischen Artikel in Süddeutschland noch sehr geschätzt. In diesem Punkt wäre also Carlyle mit seinem Würzburger Freunde damals mehr ein Prophet für die Zukunft gewesen als ein Kritiker der damaligen Gegenwart. Denn das, was er also schon im Jahre 1867 geschrieben hat, war allerdings eine merkwürdige Prophezeiung in dieser Richtung: man liest und hört jetzt überall, die Engländer wollen hauptsächlich deshalb die Germania deliren, weil sie ihre Konkurrenz in Handel und Industrie vernichten wollen. Wenn dem so wäre, dann könnte man das, was Carlyle am 11. November 1870 den Franzosen gepredigt hat, nämlich daß sie uns Deutschen die Fenster zahlen müssen, die sie uns eingeschlagen haben; — auf die Engländer so anwenden: sie haben uns die Ladenfenster unserer Geschäftshäuser eingeschlagen, um diese Häuser zu ruinieren. Die Franzosen hätten im Übermut und Mutwillen zugeschlagen, so wie manchmal Studenten Fenster einschlagen; die Engländer aber in ruhigem, geschäftlichem Kalkül, weil sie gemeint hätten, es gehe nicht mehr anders. Würde Carlyle heute seinen Landsleuten die Pflicht des Ersatzes predigen auch für die eingeschlagenen Ladenfenster, wenn er mit 119 Jahren noch predigen könnte? Diese Frage kann niemand bestimmt beantworten. Aber daß Winston Churchills „grausame Bedingungen vom Jahre 1871" den damaligen Engländern merkwürdig gleichgültig waren; dies kann ich bestimmt behaupten auf Grund dessen, was ich oben abgedruckt habe.

Postskriptum.

Als ich das Vorstehende fertiggeschrieben hatte und es gerade abschicken wollte, kam mir durch einen Zufall noch die Nummer der Times vom 18. November 1914 vor Augen. Dies war der Jahrestag des Erscheinens von Carlyles Brief. Und in dieser Nummer vom 18. November 1914 standen jetzt ganz sonderbare Betrachtungen über das, was in der Nummer vom 18. November 1870 gestanden war. Ich habe sie jetzt auch übersetzt. Und wenn ich den Eindruck bekäme, daß man an dem Vorstehenden Interesse hätte, so würde ich diese Übersetzung und was mir dabei noch weiter eingefallen ist, in einiger Zeit auch den S. M. übergeben.

Die Gefahr für England und wie sie von Kapitän Joh. Sirius ausgenützt wurde.

Erzählung von A. Conan Doyle

(Verfasser von „Der Deutsche Einfall nach England" und von den Sherlock Holmes-Geschichten).

Ein Zufall spielte mir im Juli auf dem Bahnhof in München das in London erscheinende „Strand Magazine" in die Hände, die Ausgabe vom Juli 1914.

Zur Anpreisung war schon auf dem Umschlag auf den Hauptschlager hingewiesen: „Die Gefahr!", eine Geschichte von Englands Gefährdung, erzählt von A. Conan Doyle.

Der Verfasser ist auch in Deutschland wohlbekannt durch seine Sherlock Holmes-Geschichten, etwas weniger durch die Erzählung „Der Einfall der Deutschen in England", in der er schon vor Jahren die Deutschen als Barbaren schilderte. Auch die vorliegende Erzählung sollte die Engländer zu Vorsichtsmaßregeln aufrütteln, um für einen Krieg mit Deutschland gerüstet zu sein.

Da zum Schluß der Erzählung noch eine Sammlung von Äußerungen englischer Sachverständiger nachfolgt, denen sie zur Begutachtung vorgelegt wurde, so bietet das Ganze, das ich hier in Übersetzung vorlege, ein Bild der Denkweise eines großen Teils der maßgebenden Kreise in England.

Karlsruhe, im Dezember 1914. K. Fr. Eisenlohr.

Es ist sonderbar, daß die Engländer, die im Rufe stehen, ein praktisches Volk zu sein, niemals die Gefahr erkannten, der sie ausgesetzt waren. Jahre hindurch gaben sie nahezu 2000 Millionen für Heer und Flotte aus. Zahllose Panzerschiffe, von denen eines 40 Millionen kostete, liefen vom Stapel. Ungeheure Summen wurden für Kreuzer ausgeworfen und ihre Torpedo- wie ihre Unterseebootflotte war außergewöhnlich stark. Auch die Luftflotte war durchaus nicht vernachlässigt und besonders stark an Wasserflugzeugen. Ebenso war das Landheer vorzüglich und, obwohl an Zahl gering, das teuerste in Europa. Und dann, als die Schicksalsstunde kam, war diese gewaltige Macht völlig wertlos. Die Niederlage der Engländer hätte nicht größer und schneller sein können, wenn England kein einziges Panzerschiff, keinen einzigen Soldaten gehabt hätte. Und all dies konnte ich, Kapitän Johann Sirius, vollbringen, ich der Kapitän eines der kleinsten Staaten Europas, mit einer Flotte, deren Gesamtwert nur 36 Millionen Mark betrug.

Ich will Sie nicht mit der Erzählung der Grenzstreitigkeiten in unserer Kolonie, die durch den Tod zweier Missionare an Schärfe gewann, aufhalten. Mit diplomatischen Fragen beschäftigt sich ein Seeoffizier wenig. Es war bereits von England ein Ultimatum gestellt, als meine Tätigkeit begann. Admiral Horli war zum König befohlen worden und bat, daß ich ihn begleiten dürfe, da er zufällig wußte, daß ich die schwache Stelle Englands kannte und auch wissen werde dies auszunützen. Bei der Beratung waren wir nur zu viert, der König, der Minister des Auswärtigen, Admiral Horli und ich. Das Ultimatum war in 48 Stunden abgelaufen.

Ich verrate kein Staatsgeheimnis, wenn ich Ihnen sage, daß der König und der Minister für Nachgeben waren. Sie sahen keinen Weg, gegen den mächtigen Großstaat England sich aufzulehnen. Der Minister hatte bereits

die zusagende Antwort auf die englischen Bedingungen aufgesetzt und der König hatte sie vor sich liegen. Ich sah, wie ihm beim Lesen vor Scham und Ärger die Tränen über die Backen liefen.

„Ich fürchte, es gibt keine andere Möglichkeit, Majestät", sagte der Minister. „Unser Gesandter in London sendet uns soeben einen Bericht, wonach Volk und Presse einiger sind als je. Die Stimmung ist gewaltig gegen uns, besonders seit Malort die englische Flagge herunterriß. Wir müssen nachgeben."

Der König sah traurig Admiral Horli an. „Wie stark ist Ihre Flotte, Admiral?" frug er.

„Zwei Linienschiffe, vier Kreuzer, zwanzig Torpedoboote und acht Unterseeboote", war die Antwort des Admirals.

Der König schüttelte den Kopf.

„Es wäre Wahnsinn, sich zu widersetzen," sagte er.

„Bevor jedoch Majestät eine Entscheidung treffen," sagte der Admiral, „bitte ich Kapitän Sirius anzuhören, der einen wohlüberlegten Schlachtplan gegen England hat."

„Unsinn", sagte der König ungeduldig, „was soll es für einen Wert haben, oder bilden Sie sich vielleicht ein, die mächtige englische Flotte schlagen zu können?"

„Majestät," antwortete ich, „ich setze mein Leben daran, in einem Monat oder höchstens in sechs Wochen das stolze England auf die Knie zu zwingen, wenn Majestät meinem Rat folgen."

Die Zuversicht in meiner Stimme erregte die Aufmerksamkeit des Königs.

„Sie scheinen sehr viel Selbstvertrauen zu besitzen, Kapitän Sirius."

„Ich bin meiner Sache sicher, Majestät."

„Nun denn, so tragen Sie uns Ihren Plan vor."

„Ich schlage vor, unsere gesamte Flotte unter den Schutz der Forts von Blankenberg zu bringen und noch durch eine Barre gegen Angriffe zu schützen. Dort kann sie bleiben bis der Krieg zu Ende. Die acht Unterseeboote bitte ich dagegen zu meiner freien Verfügung unter meinen Befehl zu stellen."

„Ah, Sie wollen die englischen Schlachtschiffe mit Unterseeboten angreifen?"

„Majestät, ich werde mich nie an ein englisches Kriegsschiff heranwagen."

„Und weshalb?"

„Sie könnten mir einen Schaden zufügen, Majestät."

„Was, Sie als Seemann fürchten sich?"

„Mein Leben gehört dem Vaterland, das gilt nichts. Aber diese acht Schiffe — alles hängt von ihnen ab. Ich darf sie nicht aufs Spiel setzen. Nichts wird mich zu einem Kampf verleiten."

„Was wollen Sie aber dann tun?"

„Das will ich Majestät gerne vortragen." Und ich tat's, eine halbe Stunde sprach ich. Mein Vortrag war klar und überzeugend, denn manche stille Stunde hatte ich zur Ausarbeitung des Planes bis in jede Einzelheit verwandt. Ich fesselte meine Zuhörer, der König verlor mich keinen Augenblick aus den Augen, der Minister saß da wie versteinert.

„Sind Sie Ihrer Sache gewiß?"

„Durchaus, Majestät!"

Der König erhob sich.

„Geben Sie keine Antwort auf das Ultimatum", sagte er. „Geben Sie den Landständen bekannt, daß wir trotz der Drohung fest bleiben. Admiral Horli, Sie tun alles, was Kapitän Sirius zur Ausführung seines Plans verlangt. Kapitän Sirius, Sie haben freie Hand, führen Sie aus, was Sie gesagt haben. Ihr König wird wissen, wie er Ihnen zu danken hat."

Ich will Sie nicht mit den Maßnahmen aufhalten, die in Blankenberg getroffen wurden, Sie wissen das Ergebnis; Blankenberg war eine Woche nach der Kriegserklärung mit der Flotte zerstört. Ich will mich auf die Schilderung meiner eigenen Tätigkeit beschränken, die zu solch rühmlichem und erfolgreichem Ende führte.

Meine acht Unterseeboote, Alpha, Beta, Gamma, Theta, Delta, Epsilon, Jota und Kappa sind so weltberühmt geworden, daß die Leute glauben, sie seien irgend außergewöhnlich in Form und Leistungsfähigkeit. Das ist nicht der Fall. Vier von ihnen waren allerdings neuester Bauart, doch gab es ihnen ebenbürtige, wenn auch nicht überlegene. Dagegen waren Alpha, Beta, Gamma und Theta durchaus keine neuen Boote, entsprachen den Booten der alten F-Klasse der Britischen Flotte mit einer Wasserverdrängung von 800 Tonnen, mit schweren Ölmaschinen von 1600 PS und einer Oberflächengeschwindigkeit von 18 Knoten und untergetaucht von 12 Knoten. Sie waren 186 Fuß lang und 24 Fuß breit. Sie hatten einen Wirkungskreis von 4000 Meilen und konnten neun Stunden unter Wasser bleiben. 1915 galten sie für das Beste, was es gab, die neuen Boote übertrafen sie aber in jeder Richtung. Ohne Sie mit Einzelheiten aufzuhalten, will ich nur feststellen, daß sie etwa 25 Prozent besser waren als die alten und verschiedene Hilfsmaschinen besaßen, die bei den anderen fehlten. Auf meine Veranlassung führten sie statt acht der sehr großen Backdorf-Torpedos, die 19 Fuß lang sind, eine halbe Tonne wiegen und eine Ladung von 200 Pfund Schießbaumwolle haben, 18 aber kaum halb so große Torpedos. Meine Absicht war dabei, die Boote unabhängiger von ihrem Stützpunkt zu machen.

Selbstverständlich war ein Stützpunkt unbedingt erforderlich und meine Vorbereitungen galten in erster Linie diesem Punkt. Blankenberg war der letzte Platz, der in Frage kam. Wozu brauchte ich einen Hafenplatz? Ein Hafen wurde sicher überwacht oder gar genommen. Jeder andere Küstenort tat dieselben Dienste. So wählte ich schließlich eine Villa, nahezu 5 Meilen vom nächsten Dorf und 30 Meilen vom nächsten Hafen entfernt. Dorthin ließ ich heimlich bei Nacht Öl, Ersatzteile, weitere Torpedos, Akkumulatoren, Ersatzperiskope, kurz alles, was zur Ausbesserung erforderlich werden konnte, bringen. Die kleine weiße Villa eines kleinen Kaufmannes, der sein Geschäft aufgegeben hatte, war der Stützpunkt, von dem aus ich England bekriegte.

Die Schiffe lagen noch in Blankenberg. Die Besatzung arbeitete mit Eifer für die Verteidigung und sie brauchten nur nach der See zu sehen, um zu neuem Eifer angespornt zu werden. Die britische Flotte sammelte sich bereits. Das Ultimatum war noch nicht abgelaufen, doch war es klar, daß in dem Augenblick, in dem es abgelaufen war, der erste Schuß fallen

werde. Vier Flieger kreisten in gewaltiger Höhe und überwachten unsere Arbeiten. Vom Leuchtturm aus zählte ich 30 Linienschiffe und Kreuzer mit einer ganzen Anzahl Fischerbooten, mit denen die Engländer durch Minenfelder vordringen. Der Hafeneingang war buchstäblich übersät mit 200 Minen, der Erfolg zeigte jedoch, daß sie nicht genügten, den Feind abzuhalten, denn schon nach drei Tagen waren Stadt und Flotte zerstört.

Doch ich wollte ja nicht den Verlauf des ganzen Krieges Ihnen schildern, sondern nur soweit ich dabei beteiligt war und schließlich so glänzenden Erfolg hatte. Mein erstes war, die vier älteren Boote sofort zu dem gewählten Stützpunkt zu senden. Dort sollten sie untätig auf dem Grund zwanzig Fuß unter Wasser warten und nur bei Nacht auftauchen. Meine strengsten Befehle gingen dahin, auch bei günstigster Gelegenheit nichts gegen den Feind zu unternehmen. Ihre ganze Aufgabe war, unversehrt und unbemerkt zu bleiben und weitere Befehle abzuwarten. Nachdem ich dies dem Führer der kleinen Reserve-Flotte klargemacht, es war Kapitän Panza, nahm ich mit herzlichem Händedruck von ihm Abschied und übergab ihm noch ein Schreiben, in dem ich allgemeine Verhaltungsmaßregeln und Richtlinien für alle Fälle niedergelegt hatte.

Meine ganze Aufmerksamkeit richtete ich nun auf meine eigene Flotte, die ich in zwei Divisionen teilte, ich selbst übernahm Jota und Kappa, während Kapitän Miriam den Oberbefehl über Delta und Epsilon erhielt. Sein Tätigkeitsfeld sollte der Ärmelkanal sein, während ich mir die Meerenge bei Dover vorbehielt. Ich erklärte ihm meinen ganzen Kriegsplan. Dann sah ich nach, ob jedes Boot mit allem Erforderlichen ausgerüstet war. Ein jedes führte 40 Tonnen Öl für Überwasserfahrt und zum Betrieb der Dynamos für elektrischen Antrieb unter Wasser. Zudem hatte jedes 18 der vorerwähnten Torpedos und 500 Schuß für die Zwölfpfünder-Schnellfeuerkanone, die wir an Deck mitführten, und die bei Fahrten unter Wasser in einem wasserdichten Tank verschwand. Wir hatten Ersatzteleskope und einen Mast für drahtlose Telegraphie mit, der gegebenenfalls auf dem Aufsteigturm aufgestellt werden konnte. Wir führten Proviant für 16 Tage für die zehn Mann Besatzung, die jedes Boot hatte. Das war die Ausstattung der vier Boote, die berufen waren, den ganzen Wert der britischen Flotte zunichte zu machen. Bei Sonnenuntergang desselben Tages, — es war der 10. April, — fuhren wir zu unserer unvergeßlichen Fahrt aus.

Miriam war bereits nachmittags abgedampft, da sein Weg zu seinem Bestimmungsplatz so viel weiter entfernt war. Stephan, der Führer der Kappa, fuhr gleichzeitig mit mir ab, doch es war uns klar, daß unsere Arbeit sofort begann, sobald sich die Einsteigluke in den ruhigen Wassern des Blankenberger Hafens über uns schloß, und daß wir leicht uns niemals wiedersehen würden, obgleich wir in denselben Gewässern wirken sollten. Wir winkten uns von den Seitenfenstern unserer Beobachtungstürme aus noch gegenseitig zu. Dann gab ich den Befehl — wir waren bereits untergetaucht — „Volldampf voraus".

Am Kopf der Mole tauchte ich tiefer. Durch den Ausguck sah ich, wie das helle Grün des Wassers sich in dunkles Blau wandelte, während der Manometer vor mir 20 Fuß Tiefe anzeigte. Ich tauchte tiefer bis auf 40,

um unter den englischen Kriegsschiffen durchzufahren, obwohl ich damit Gefahr lief, an die Vertäuung unserer eigenen Minen zu geraten. Dann brachte ich es in normale Tiefe und das ruhige Summen meiner Maschine war Musik für mein Ohr, bei dem Bewußtsein mit einer Geschwindigkeit von 12 Meilen die Stunde an solch ein Werk zu fahren.

In dem Augenblick, als ich bei der Beobachtung der Tiefenzeiger war, hätte ich die Schatten der feindlichen Schiffe über mir wahrnehmen können, wäre der Turm über mir von Glas gewesen. Neunzig Minuten hielt ich Kurs westwärts, dann brachte ich, ohne die Wassertanks zu leeren, das Boot an die Oberfläche. Die See rollte und der Wind wuchs, so wagte ich es nicht, die Lucke lange geöffnet zu lassen. Aber über die Wellenkämme konnte ich einen Blick zurück nach Blankenberg werfen und sah die Schornsteine und Verdecke der feindlichen Flotte, dahinter den Leuchtturm und das Schloß, alles getaucht in die rote Glut der untergehenden Sonne. In diesem Augenblick erdröhnte ein Kanonenschuß und ein zweiter. Ich sah nach meiner Uhr, es war sechs Uhr, das Ultimatum war abgelaufen, wir waren im Krieg.

Kein Schiff war in der Nähe, so leerte ich denn die Tanks und brachte das Boot ganz an die Oberfläche, da die Geschwindigkeit so fast die doppelte ist, als bei Fahrt unter Wasser. Die ganze Nacht fuhren wir südwest mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von etwa 18 Knoten. Es war fünf Uhr morgens als ich, auf der schmalen Brücke stehend, fern im Westen die schwachen Lichter der Küste von Norfolk sichtete. „Nun John Bull", sagte ich bei deren Anblick, „du sollst eine Lehre erhalten und ich will dein Lehrmeister sein. Halte deine Augen offen und treibe weniger Parteipolitik, das ist mein Rat." Mitleid beschlich mich, als ich an die Massen hilflosen Volks dachte, Bergleute von Yorkshire, Weber von Lancashire, Metallarbeiter aus Birmingham, Hafenarbeiter und Handwerker aus London, über all diese sollte ich die Hungersnot bringen. Ich sah die abgemagerten Hände sich mir flehend um Brot entgegenstrecken und ich stieß sie hart zurück. Doch Krieg ist Krieg und der Narr zahlt den Preis.

Kurz vor Tagesanbruch sah ich west-süd-west auf unserer Steuerbordseite die Lichter einer größeren Stadt, es muß Yarmouth gewesen sein. Ich steuerte seewärts, denn die Küste ist dort gefährlich mit vielen Untiefen. 5 Uhr 30 waren wir beim Lowestoft-Leuchtschiff. Der Wächter gab Lichtsignale, die in dem Dunst, der über dem Wasser lag, in fahlem Schimmern dahinschwanden. Ziemlich viele Schiffe lagen in der Nähe, meist Fischerboote und kleine Küstendampfer, ein großer Dampfer am Horizont im Westen und ein Torpedojäger zwischen uns und der Küste. Er konnte uns nicht gefährlich werden, doch hielt ich es für besser, daß wir nicht gesehen würden, füllte meine Tanks und sank auf zehn Fuß Tiefe. Ich war erfreut festzustellen, daß wir in 150 Sekunden untertauchten. Die Rettung des Boots kann davon abhängen, wenn es von einem schnellfahrenden Schiff überrascht wird.

Wir waren nun nur noch wenige Stunden von unserem Bestimmungsplatz, wo wir kreuzen wollten, so legte ich mich etwas und überließ Bornal die Führung. Als er mich weckte, fuhren wir über Wasser und waren an der Küste von Essex bei Maplin Sands. Mit der erfreulichen Offenheit,

die für die Engländer bezeichnend ist, hatten sie durch ihre Presse uns mitgeteilt, daß sie die Meerenge bei Dover durch Torpedoboote abgesperrt hatten, um die Durchfahrt von Unterseebooten zu verhindern, was ungefähr dem Versuch gleichkommt, Aale in einem Fluß durch schwimmende Balken einzuschließen. Ich wußte, daß Stephan, dessen Bestimmungsort am Westende des Solent lag, ohne Schwierigkeit sein Ziel erreichen konnte. Mein Wirkungsfeld war die Themsemündung, und ich war am Ziel mit meiner kleinen Jota, meinen 18 Torpedos, meiner Schnellfeuerkanone, und vor allem mit einem klaren Plan, was zu tun sei und wie es auszuführen.

Als ich meinen Platz im Auslug wieder einnahm, sah ich durch's Periskop — wir waren untergetaucht — ein Leuchtschiff nur wenige Meter von uns am Eingang zum Hafen. Zwei Mann saßen auf der Reeling, aber keiner von ihnen sah den kleinen Stab, der so nahe bei ihnen aus dem Wasser ragte. Es war ein wundervoller Tag für Unterseebootsunternehmungen, die See bewegt genug, um uns schwer finden zu lassen und doch glatt genug, um einen guten Rundblick zu gewähren. Jedes meiner Periskope hatte einen Sehwinkel von 60 Grad, so daß ich mit ihnen einen Halbkreis übersehen konnte. Zwei englische Kreuzer dampften eine halbe Meile von mir von der Themse nordwärts. Ich hätte sie mit Leichtigkeit angreifen können, aber ich blieb bei meinem Plan. Weiter südlich steuerte ein Torpedojäger westwärts nach Sheerneß. Ein Dutzend kleiner Dampfer fuhr in der Nähe, keiner war beachtenswert. Ein großes Land wird nicht durch kleine Schiffe versorgt. Ich ließ den Maschinen gerade so viel Gang, als nötig war, um die Tiefe zu halten, und fuhr langsam durch die Bucht in Erwartung dessen, was kommen mußte.

Ich brauchte nicht lange zu warten, kurz nach 1 Uhr bemerkte ich südwärts eine Rauchwolke. Eine halbe Stunde später tauchte der Rumpf eines mächtigen Dampfers auf, Richtung nach der Themsemündung. Ich beorderte Bornal zum Torpedorohr auf Steuerbordseite und ließ auch das zweite für den Fall eines Fehlgängers laden. Dann ging ich langsam vor, denn obwohl der Dampfer sehr rasch fuhr, war es leicht für uns, ihm den Weg abzuschneiden. Ich war an einer Stelle, wo er ganz nahe vorbeikommen mußte und wäre am liebsten dort liegen geblieben, hätte ich nicht befürchten müssen, über Wasser zu kommen. So fuhr ich ihm langsam entgegen. Es war ein sehr großer Dampfer, mindestens 15000 Tonnen, über Wasser schwarz, unter rot, mit zwei gelben Schornsteinen. Er lag so tief im Wasser, daß es klar war, er hatte volle Ladung. Am Bug standen Männer, von denen mancher vielleicht zum erstenmal sein Mutterland sah, wohl keiner ahnte, welch ein Willkommgruß sie erwartete!

Mächtige Rauchwolken kamen aus seinen Schornsteinen und zwei weiße Wellenkämme bezeichneten sein Kielwasser. Er war nur noch eine Viertelsmeile entfernt. Mein Augenblick war gekommen, ich gab das Zeichen zu voller Fahrt und fuhr gerade auf ihn zu. Auf etwa hundert Meter gab ich das zweite Zeichen und hörte den Klang und das Zischen des ausfahrenden Torpedos. Gleichzeitig warf ich das Steuer scharf herum und fuhr in steilem Winkel ab. Einen Augenblick lagen wir nahezu auf der Seite. Dann nach einigen stoßenden und zitternden Bewegungen kam die Jota

wieder ins Gleichgewicht. Ich stellte die Maschinen, tauchte auf, öffnete die Lucke und die ganze Besatzung drängte sich, um den Erfolg zu sehen.

Das Schiff lag etwa 200 Meter von uns und es war leicht zu erkennen, daß es den Todesstoß erhalten. Das Heck sank bereits. Man hörte schreien und sah die Besatzung über Deck rennen. Ihr Name wurde sichtbar, es war die Adele, ein Londoner Schiff, wie wir später erfuhren, mit Ladung gefrorenen Hammelfleisches von Neu-Seeland. Es mag ihnen sonderbar erscheinen, aber der Gedanke, das Schiff könnte von einem Unterseeboot getroffen worden sein, kam niemand, alle glaubten, es sei auf eine schwimmende Mine gestoßen. Das Schiff sank rasch. Die Disziplin der Mannschaft war bewundernswert. Boot nach Boot wurde so ruhig abgelassen und besetzt, als ob es täglich geübt worden wäre. Und plötzlich, als eines der Boote auf die andern wartete, bemerkten sie uns, da wir in ihrer nächsten Nähe waren. Sie riefen und deuteten nach uns, während die Männer in den andern Booten aufstunden, um uns besser zu sehen. Ich kümmerte mich nicht darum, denn ich hielt es für sicher, daß sie wußten, daß ein Unterseeboot sie getroffen. Einer kletterte auf das sinkende Schiff zurück, offenbar um durch Funkspruch unsere Anwesenheit zu melden. Ich kümmerte mich auch darum nicht, sonst hätte ich ihn mit meinem Gewehr herunterholen können. Es mußte ja doch bekannt werden. Ich winkte ihnen mit der Hand zu und sie winkten zurück. Krieg ist etwas zu Gewaltiges, um persönlichen Haß aufkommen zu lassen und muß doch rücksichtslos durchgekämpft werden.

Ich sah noch nach dem sinkenden Schiff, als Vornal, der neben mir stund, plötzlich einen Warnungsschrei ausstieß, mich an der Schulter faßte und mir den Kopf drehte. Hinter uns kam ein mächtiges schwarzes Schiff im Kielwasser des andern, mit schwarzen Schornsteinen und der wohlbekannten Flagge der P. & O. Compagnie. Es war keine Meile mehr entfernt und ich berechnete, daß selbst wenn sie uns bemerkt hätten, sie uns nicht mehr entkommen konnten. Wir fuhren daher gerade auf sie zu. Sie sahen vor sich das sinkende Schiff und den kleinen dunklen Fleck auf sich zukommen und plötzlich erkannten sie die Gefahr. Ich sah einige Leute zum Bug des Schiffes eilen, Gewehrfeuer folgte. Ebenso gut könnte man einen Stier mit Papierkugeln abzuwehren versuchen, wie die Jota mit Gewehrschüssen. Ich hatte bei der Adele gelernt und schoß diesesmal das Torpedo aus sicherer Entfernung ab, auf etwa 250 Meter. Der Schuß traf mitschiffs und eine gewaltige Explosion folgte; wir waren außerhalb der Gefahrzone. Das Schiff sank fast sofort. Es tut mir leid um die Leute, von denen, wie ich hörte, mehr als 200 ertranken, darunter 70 indische Matrosen und 40 Passagiere. Es tut mir wirklich leid um sie, aber wenn ich an die gewaltigen Mengen Getreide denke, die ich auf den Meeresgrund versenkte, freue ich mich doch des wohlgelungenen Plans.

Es war ein schlimmer Nachmittag für die P. & O. Kompagnie. Das zweite Schiff war, wie wir später erfuhren, die Moldavia, 15000 Tonnen, eines ihrer besten Schiffe. Etwa 1/24 Uhr sprengten wir die Cusco, von derselben Linie (8000 Tonnen), gleichfalls aus dem Osten kommend, mit einer Ladung Korn. Weshalb sie trotz der Funkspruchbotschaft, die sie doch sicherlich warnte, kam, kann ich mir nicht erklären. Von den beiden

andern, die wir an diesem Tage vernichteten, der Maid of Athens (Robson-Linie) und der Cormorant, war keines mit Funkenapparat ausgerüstet und so rannten sie unversehens in ihr Verderben. Beides waren kleinere Schiffe, von 5000 bis 7000 Tonnen. Beim zweiten mußte ich auftauchen und ihr sechs Zwölfpfünder unter die Wasserlinie geben, bis sie sinken wollte. In beiden Fällen ging die Besatzung in die Boote und, so viel ich weiß, wurden alle gerettet.

Darnach kamen keine Schiffe mehr und ich erwartete auch keine. Zu der Zeit mußten schon Warnungen nach allen Windrichtungen gegangen sein. Doch konnten wir mit unserm Erfolg am ersten Tag zufrieden sein. Zwischen Maplin Sands und der Nore hatten wir fünf Schiffe mit einem Gesamttonneninhalt von etwa 50000 Tonnen versenkt. Der Markt von London mußte schon die Wirkung zeigen. Und die Seeversicherungsbörse, in welch einer Aufregung mußte die sein! Ich konnte mir lebhaft vorstellen, wie die Londoner Abendzeitungen ausgerufen wurden. Wir sahen den Erfolg, denn es war geradezu zum Lachen, wie abends die Torpedoboote gleich gereizten Wespen aus Sheerneß ausschwärmten. Nach allen Richtungen fuhren sie und wie eine Schar Krähen hoben sich Aroplane und Hydroplane als schwarze Punkte vom roten Abendhimmel ab. Jeden Fleck der ganzen Themsemündung durchsuchten sie, bis sie uns wirklich zuletzt entdeckten. Auf einem Torpedojäger entdeckte uns einer mit seinem Glas und kam mit Volldampf auf uns los. Ich glaube er wäre glücklich gewesen, uns zu rammen, selbst wenn es seinen eigenen Untergang bedeutet hätte, aber das stund nicht in unserem Programm. Ich tauchte unter und fuhr ost-süd-ost, ab und zu an die Oberfläche auftauchend. Schließlich kamen wir an die Küste von Kent und sahen die Scheinwerfer unserer Verfolger weit weg am westlichen Horizont. Dort lagen wir ruhig die ganze Nacht, denn ein Unterseeboot ist bei Nacht nicht viel mehr wert als ein schlechtes Torpedoboot. Außerdem waren wir alle abgespannt und brauchten Ruhe. Vergeßt nicht ihr Führer, wenn ihr eure Pumpen und Maschinen putzt und schmiert, daß auch die menschliche Maschine Wartung bedarf!

Ich stellte den Mast für drahtlose Telegraphie auf und erhielt auf Anruf gleich Antwort von Kapitän Stephan. Er lag, wie er sagte, bei Ventnor, und hatte wegen eines Maschinenfehlers sein Ziel nicht erreichen können, doch war der Fehler bereits behoben.

Für den kommenden Morgen hatte er die Blockade von Southampton in Aussicht genommen. Er hatte ein großes Schiff von Indien zerstört. Mit guten Wünschen brachen wir unser Zwiegespräch ab; er brauchte die Ruhe so gut wie wir. Vier Uhr morgens war ich wieder auf und rief alle Mann auf, für eine genaue Prüfung des Boots. Das Boot ging vorn etwas hoch, infolge des Verlustes der vorderen Torpedos, die wir abgefeuert hatten. So ließen wir dem Gewicht der Torpedos entsprechend Wasser in die Tanks. Ebenso sahen wir die Luftpumpen auf Steuerbordseite und die Führung für das Periskop nach, die bei der Erschütterung infolge der ersten Explosion etwas gelitten hatten. Wir hatten kaum diese Arbeiten beendet, als der Morgen graute.

Ich zweifle nicht daran, daß manches Schiff, das auf die ersten War-

nungsbotschaften hin in französischem Hafen Zuflucht gesucht, im Schutze der Nacht den Kanal gekreuzt und sicher in den Hafen eingelaufen war. Ich hätte auch sie angreifen können, aber ich wollte nicht mich in Gefahr bringen und Nachtfahrten sind für Unterseeboote immer gefährlich. Ein Dampfer aber hatte sich in der Zeit verrechnet und die Morgendämmerung zeigte ihn uns gerade vor Warden Point. Sofort waren wir hinter ihm her. Es war keine Kleinigkeit, denn es war ein Schnelldampfer, der doppelt so rasch fahren konnte als wir, aber wir erreichten ihn, als er gerade beidrehen wollte. Er sah uns im letzten Augenblick, da wir über Wasser fuhren, sonst hätten wir nicht schnell genug fahren können, um ihn zu erreichen. Er drehte, und der erste Torpedo ging fehl. Der zweite aber traf ihn am Heck. Himmel, welch ein Krach! Das ganze Heck schien zu bersten. Ich fuhr bei und sah ihn sinken. Er ging in sieben Minuten unter und nur die Schornsteine und Masten ragten noch aus dem Wasser und einige der Besatzung klammerten sich daran. Es war die Virginia der Bibby-Linie (12 000 Tonnen) wie die andern mit einer Ladung Lebensmittel aus dem Osten. Weithin war die See mit Getreide bedeckt. „John Bull muß seinen Gürtel etwas enger schnallen, wenn das so weiter geht," meinte Bornal, während wir dem Schauspiel zusahen.

Und gerade in diesem Augenblick waren wir in der größten Gefahr, in die wir überhaupt kommen konnten. Ich zittre noch heute, wenn ich bedenke, wie leicht damals unsere Ruhmesfahrt ein frühes Ende erfahren hätte. Ich hatte die Lucke offen und beobachtete mit Bornal die Boote der Virginia, als neben uns ein Zischen und gewaltiges Aufplatschen des Wassers, das uns beide überschüttete, uns aufsehen ließ. Sie können sich unsere Gefühle vorstellen, als wir nur wenige hundert Meter über uns gleich einem Habicht einen Flieger über uns kreisen sahen. Mit seinem Schalldämpfer war er nicht zu hören und wäre die Bombe nicht ins Wasser gefallen, wir hätten nicht gewußt, wer uns vernichtet. Er kreiste in der Absicht, eine zweite zu werfen, aber wir gaben Volldampf, tauchten unter und verschwanden in den Wellen. Ich tauchte bis wir gut 50 Fuß Wasser über uns hatten, denn ich wußte wohl, wie tief unter Wasser ein Flieger sehen kann. Immerhin er verlor bald unsere Spur und als wir in der Nähe von Margate hoch kamen, war nichts mehr von ihm zu sehen, es sei denn, daß er bei denen war, die wir über Herne Bay kreuzen sahen.

Kein Schiff war zu sehen, außer einigen Küstenbooten und kleinen Dampfern, die nicht unserer Beachtung wert waren. Einige Stunden lag ich unter Wasser, nur das Periskop klar. Plötzlich schoß es mir durch den Kopf. Sicher hatten alle Schiffe mit Lebensmitteln Weisung erhalten, in französischem Gewässer zu warten und bei Nacht überzufahren. Ich war dessen so sicher, als ob ich die Botschaft selbst abgefangen hätte. Gut, wenn die dort waren, war das auch mein Platz. Ich leerte die Tanks und tauchte auf, denn es war kein Kriegsschiff in der Nähe. Ihr Auslug von der Küste und ihr Nachrichtendienst war gut geregelt, denn wir waren noch nicht nach Nord Foreland gekommen, als drei Torpedojäger hinter uns her waren, alle aus verschiedenen Richtungen. Sie hatten ungefähr ebensoviel Aussicht mich zu fangen, wie etwa drei Hunde hinter einem Delphin. Rein aus Übermut, — ich weiß, es war nicht recht — wartete

ich bis sie tatsächlich in Schußweite waren. Dann tauchte ich unter und wir sahen uns nicht mehr.

Wie ich schon sagte, ist dort die Küste flach und die Seefahrt für ein Unterseeboot gefährlich. Das schlimmste ist, mit der Spitze des Bootes in eine Sandbank hineinzufahren und nicht mehr loszukommen. Das hätte auch uns passieren können, wenn wir auch mit Hilfe unserer neuen Einrichtungen aus dem Boot und ans Ufer gekommen wären. Immerhin, dank unserer vorzüglichen Karten, konnte ich Kurs im Kanal halten und die offene Straße gewinnen. Dort tauchten wir gegen Mittag auf, da wir aber nicht weit von uns einen Hydroplan bemerkten, verschwanden wir wieder für eine halbe Stunde. Als wir zum zweiten Mal auftauchten, war die Luft rein und die Küste von England begrenzte den westlichen Horizont. Wir fuhren an Goodwins vorbei und gerade den Kanal hinab, bis wir vor uns eine Linie schwarzer Punkte sahen. Wie ich wußte, war es die Absperrung von Calais nach Dover durch Torpedoboote. Zwei Meilen davor tauchten wir unter und kamen sieben Meilen südwestlich wieder an die Oberfläche, ohne daß eines von ihnen sich hätte träumen lassen, daß wir nur etwa 30 Fuß unter ihnen durchgefahren.

Als wir auftauchten, fuhr ein großer Dampfer unter deutscher Flagge etwa eine halbe Meile von uns. Es war der Dampfer Altona vom Norddeutschen Lloyd auf der Fahrt von New York nach Bremen. Ich tauchte vollends empor und zeigte unsere Flagge. Es war erfreulich, das Erstaunen der Besatzung zu beobachten und den Ausdruck der Überraschung auf ihren Gesichtern über unsere unerhörte Kühnheit in diesen mit englischen Schiffen übersäten Gewässern. Sie begrüßten uns herzlich und sandten den Flaggengruß, als sie an uns vorbeidampften. Darnach steuerte ich nach den französischen Gewässern.

Es war genau, wie ich erwartet hatte. Drei große englische Dampfer lagen vor dem Hafen von Boulogne vor Anker. Es waren die Dampfer Caesar, King of the East und Pathfinder, keiner unter 10000 Tonnen. Ich vermute, sie hielten sich in französischem Gewässer sicher, doch was kümmerte ich mich um die drei Meilen-Grenze und um Völkerrecht! Nach Ansicht meiner Regierung war England blockiert, Lebensmittel Kontrebande und Schiffe mit solcher Ladung mußten zerstört werden. Die Juristen konnten sich hinterher die Köpfe darüber zerbrechen. Meine Aufgabe war, mit allen Mitteln den Feind auszuhungern. In einer Stunde waren die Schiffe versenkt und die Jota fuhr an der Küste der Picardie entlang, nach neuen Opfern ausschauend. Der Kanal war übersät mit englischen Torpedobooten, die wie ein Mückenschwarm hin und herschwirrten. Wie die sich einbildeten, uns schaden zu können, kann ich nicht verstehen, höchstens durch Zufall, wenn wir gerade unter einem Boot aufgetaucht wären. Weit gefährlicher waren für uns die Flieger, die da und dort kreuzten.

Da die See ruhig war, mußte ich manches Mal bis zu 100 Fuß untertauchen, ehe ich sicher war, außer Sichtweite zu sein. Nachdem ich die drei Dampfer versenkt hatte, sah ich zwei Flieger den Kanal entlang fliegen und wußte, daß sie jedes Schiff abhalten werden, das des Weges kam. Ein gewaltiger weißer Dampfer lag vor Havre, aber er dampfte ab, ehe ich ihn erreichen konnte. Vielleicht wurde er von Stephan oder einem der

andern über kurz oder lang erledigt. Aber diese verflixten Flieger verdarben uns die ganze Jagd für diesen Tag. Keinen einzigen weiteren Dampfer bekamen wir in Sicht, außer den ungezählten Torpedobooten. Ich tröstete mich damit, daß wenigstens auch keine Lebensmittel auf diesem Wege nach London kamen. Das war ja schließlich der Zweck meines Daseins. Wenn ich es ohne Verlust meiner Torpedos erreichen konnte, um so besser. Bis dahin hatte ich 10 davon abgefeuert und neun Dampfer versenkt, also meine Munition nicht verschwendet. Die folgende Nacht fuhr ich nach der Küste von Kent zurück und lag bei Dungeneß in seichtem Wasser auf Grund.

Bei Tagesanbruch waren wir fix und fertig, denn ich hoffte, einige Schiffe abzufangen, die die Themse in der Dunkelheit zu erreichen versucht und sich in der Zeit verrechnet hatten. Und richtig, da kam ein großer Dampfer unter amerikanischer Flagge den Kanal herauf. So lange der Dampfer Kontrebande nach den britischen Inseln brachte, war es für mich einerlei, welche Flagge das Schiff führte. Torpedoboote waren gerade nicht zur Stelle, so tauchte ich denn ganz auf und feuerte einen Schuß über seinen Bug. Da es schien, als ob er weiterfahren wollte, so traf ich ihn mit einem zweiten Schuß gerade über der Wasserlinie. Er hielt und ärgerlich gestikulierte ein Mann von der Kommandobrücke herab. Ich fuhr heran und legte bei.

„Sind Sie der Kapitän?" frug ich.

„Was in — — —". Ich will seinen Ausdruck nicht wiederholen.

„Sie haben eine Ladung von Lebensmitteln an Bord?" sagte ich.

„Es ist ein amerikanischer Dampfer, Sie blindes Huhn!" rief er. „Können Sie denn die Flagge nicht sehen? Es ist die Vermondia von Boston."

„Tut mir leid, Kapitän", antwortete ich. „Ich kann mich wirklich nicht mit Erklärungen aufhalten. Meine Schüsse rufen sicher die Torpedoboote bei und wahrscheinlich bringt mir auch Eure Funkenstation Unannehmlichkeiten. Bootet die Besatzung aus."

Ich mußte ihm zeigen, daß es mir Ernst war, so fuhr ich denn etwas ab und jagte ihm einige Kugeln gerade in die Wasserlinie. Als ich ihm sechs Löcher beigebracht, war er eifrig bei der Arbeit, die Boote auszusetzen. Ich feuerte alles in allem 20 Schuß ab, kein einziges Torpedo, denn er legte sich sehr bald auf die Seite. So lag er zwei oder drei Minuten, ehe er sank. Acht Boote, vollbesetzt, lagen um ihn, als er unterging. Ich glaube, daß alle gerettet wurden, aber ich konnte mich nicht aufhalten, um darnach zu fragen. Von allen Seiten kamen wieder die alten, so unnützen Kriegsschiffe angekeucht. Ich füllte die Tanks, fuhr unter ihnen durch und tauchte 15 Meilen südlich wieder auf. Ich wußte, daß großes Geschrei über diese Tat erhoben werde, wie es auch kam, aber was half das den Hungernden, die sicher schon die Bäckereien in London umlagerten, daß sich die Bäcker nur durch die Erklärung retten konnten, daß sie kein Mehl zum backen haben.

Nun war ich begierig, wie Sie sich denken können, zu wissen, was in der Welt vorging, und was man in England darüber dachte. Ich fuhr daher an ein Fischerboot heran und verlangte ihre Zeitungen. Leider hatten sie keine, außer einem Wisch, in dem nichts stund, als über Wetten. Bei einem zweiten Versuch kamen wir an eine Yacht von Eastbourne, die bei

unserem plötzlichen Auftauchen zu Tode erschracken. Wir hatten Glück und erhielten von ihnen den Londoner Courier vom gleichen Morgen.

Es war wirklich interessant, so interessant, daß ich es der ganzen Besatzung vorlesen mußte. Sie kennen ja die englische Art der Überschriften, die einem auf den ersten Blick alle Neuigkeiten geben. Kaum ein Wort über mich und meine Schiffe. Wir kamen auf der zweiten Seite. Die erste enthielt ungefähr folgendes:

„Eroberung von Blankenberg!
Zerstörung der feindlichen Flotte.
Brand der Hauptstadt.
Schlepper zerstören ein Minenfeld.
Verlust von zwei Schlachtschiffen.
Ist der Krieg nun zu Ende?"

Es war wirklich gekommen, wie ich es mir gedacht. Die Stadt war im Besitz der Engländer. Und sie bildeten sich ein, nun sei das Spiel gewonnen. Abwarten!

Auf der Rückseite, nach dem prunkvollen Ruhmesartikel, stund eine kleine Notiz, ungefähr folgenden Inhalts:

„Feindliche Unterseeboote.

Einige feindliche Unterseeboote sind in der offenen See und haben unserer Handelsflotte ziemlich bedeutenden Schaden zugefügt. Das gefährdete Gebiet war am Montag und in der Hauptsache auch am Dienstag die Themsemündung und die westliche Zufahrt zum Solent. Montags wurden zwischen Nore und Margate fünf große Dampfer versenkt, Adela, Moldavia, Cusco, Cormorant und Maid of Athens, Einzelheiten darüber folgen nach. Bei Ventnor wurde am gleichen Tag der Dampfer Verulam von Bombay zerstört. Am Dienstag die Virginia, Cäsar, King of the East und Pathfinder zwischen Foreland und Boulogne. Die drei letzten lagen in französischen Gewässern und die Regierung der Republik hat energischen Protest erhoben. Am selben Tag wurden bei den Needles The Queen of Sheba, Orontes, Diana und Atalanta vernichtet. Durch Funkspruch wurden alle Schiffe mit Lebensmittel als Ladung von der Fahrt durch den Kanal abgehalten, leider sind aber nach allem offenbar mindestens zwei feindliche Unterseeboote an der Westküste. Vier Viehtransportschiffe wurden gestern Abend bei Liverpool in den Grund gebohrt, während drei Dampfer nach Bristol bei Lundy Island gesprengt wurden, Hilda, Mercury und Maria Toser. Die Handelsschiffe wurden, soweit irgend möglich, nach sicheren Gewässern geleitet. Inzwischen dürfen wir uns damit trösten, daß ein Unterseeboot nicht länger als zehn Tage ohne Neuaufnahme von Betriebsmitteln bleiben kann und daher muß, da wir den Stützpunkt erobert, diese Räuberei bald ein Ende finden. Der Verlust ist freilich für Eigentümer wie für die Versicherungen gleich schmerzlich."

Soweit die Schilderung des Courier über unser Unternehmen. Eine andere Stelle war aber noch vielsagender:

„Der Preis für Weizen, der eine Woche vor Kriegserklärung auf 35 Schilling stund, betrug gestern 52. Mais stieg von 21 auf 37, Futtergerste von 19 auf 35, Auslandszucker von 11 Schillingen 30 auf 19 Sch. 60."

„Gut so, Kinder", sagte ich, als ich dies meinen Leuten vorlas. „Ich

kann euch versichern, daß diese paar Zeilen mehr zu sagen haben, als die ganze Seite von der Einnahme Blankenbergs. Nun wollen wir aber den Kanal hinab fahren und die Preise noch ein wenig höher treiben."

Der ganze Verkehr nach London hatte aufgehört — kein geringer Erfolg für die kleine Jota — und wir sahen zwischen Dungeneß und der Isle of Wight keinen Dampfer, der ein Torpedo wert gewesen wäre. Dort rief ich durch Funkspruch Stephan an und um sieben Uhr lagen wir wirklich Seite bei Seite in leicht bewegter See, süd-süd-ost von Hengstbury Head, etwa fünf Meilen weg. Die ganze Besatzung war oben und begrüßte sich jauchzend vor Freude, die Freunde wieder zu sehen. Stephan hatte vorzüglich gearbeitet. Ich hatte ja bereits durch die Zeitung von den vier Schiffen erfahren, doch hatte er seither nicht weniger als sieben versenkt, denn viele von denen, die nach London sollten, hatten versucht nach Southampton zu kommen. Von diesen sieben hatte eines, ein Getreidedampfer von Amerika, 20 000 Tonnen, ein zweites war ein Getreideschiff vom Schwarzen Meer, zwei andere waren große Dampfer von Südafrika. Ich beglückwünschte Stephan von ganzem Herzen zu seinem großen Erfolg. Dann mußten wir beide untertauchen, da uns ein Torpedojäger entdeckt hatte und mit Volldampf heranfuhr. Bei den Needles tauchten wir auf und lagen die ganze Nacht beisammen. Da wir kein Boot hatten, konnten wir uns nicht besuchen, doch lagen wir so nahe beisammen, daß wir von Schiff zu Schiff miteinander reden konnten und unsern Plan schmieden.

Er hatte mehr als die Hälfte seiner Torpedos verfeuert und ich desgleichen, doch wollten wir beide nicht zu unserem Stützpunkt zurück, solange unser Öl reichte. Ich erzählte ihm meine Erfahrungen mit dem Bostoner Dampfer und wir beschlossen in Zukunft die Schiffe soweit möglich mit dem Geschütze zu versenken. Ich erinnere mich an einen Ausspruch von Horli. „Was hat eine Kanone für einen Wert auf einem Unterseeboot." Nun wir wollten es ihm zeigen. Beim Schein meiner elektrischen Lampe las ich Stephan die Zeitung vor und wir kamen beide zum Schluß, daß nur noch wenige Dampfer den Weg durch den Kanal nehmen werden. Der Satz, daß die Handelsschiffe nun sicherere Häfen aufsuchen, konnte nur bedeuten, daß die Schiffe nun um Nordirland herum nach Glasgow fahren würden. Hätten wir nur zwei Boote mehr um diese Zufuhr abzuschneiden! Himmel, was hätte England machen können gegen einen Feind mit dreißig bis vierzig Unterseebooten, da wir uns nur zwei weitere wünschten um England zwingen zu können! Nach längerer Beratung kamen wir zu dem Schluß, daß ich am nächsten Morgen von einem französischen Hafenplatz aus an die Regierung ein Chiffretelegramm richten solle, mit der Bitte, die vier zweitklassigen Boote an die Nordküste von Irland und Westküste von Schottland zu beordern. Nachdem wollten wir, Stephan und ich, den Eingang in den Kanal überwachen, während die beiden andern in der irischen See wirken sollten. Nach diesem Beschluß fuhr ich den folgenden Morgen in aller Frühe über den Kanal und kam nach dem kleinen Ort Etretat in der Bretagne. Dort gab ich mein Telegramm auf und fuhr in der Richtung nach Falmouth, hierbei unter den Kielen von zwei englischen Kreuzern durch, die nach Etretat fuhren, da sie durch Funkspruch erfahren hatten, daß wir dort waren.

Halbwegs über dem Kanal hatten wir eine Störung durch Kurzschluß und mußten mehrere Stunden an der Oberfläche fahren, um Gleitkontakte auszuwechseln und Dichtungsringe zu erneuern.

Es war eine aufregende Zeit, denn, wäre ein Torpedoboot gekommen, wir hätten nicht untertauchen können. Das Unterseeboot der Zukunft wird sicher Ersatzmaschinen für solchen Notfall haben. Immerhin dank der Geschicklichkeit unseres Ingenieurs Morro brachten wir alles in Ordnung und konnten weiter. Die ganze Zeit sah ich einen Hydroplan zwischen uns und der englischen Küste. Es war das Gefühl, das eine Maus haben muß, die, in einem Grasbüschel versteckt, einen Habicht über sich kreisen sieht. Na, alles ging gut, die Maus wurde eine Wasserratte, wedelte voll Hohn mit dem Schwanz gegen den alten blinden Habicht und tauchte unter in eine feine, grüne, sichere und ruhige Welt, wo ihr keine Gefahr drohte.

Es war Mittwoch nacht, daß wir nach Etretat hinüberfuhren. Erst Freitag nachmittag erreichten wir unser neues Wirkungsfeld. Einen einzigen großen Dampfer sah ich auf unserem Weg. Der Schrecken, den wir verbreitet, hatte den Kanal freigehalten. An Bord dieses großen Dampfers war ein kluger Kapitän. Seine Taktik war vorzüglich und brachte ihn in Sicherheit nach der Themse. Er kam mit einer Geschwindigkeit von 25 Knoten im Zickzack den Kanal herauf, von seinem Kurs mit allen möglichen, unberechenbaren Wendungen abweichend. Bei unserer geringen Geschwindigkeit konnten wir ihn nicht einholen und ebensowenig seinen Kurs erraten, um ihm den Weg abzuschneiden. Sicher hatte er uns nicht gesehen, aber er dachte mit Recht, daß wo immer wir auch sein mochten, er auf diese Weise am besten durchkam. Er verdiente seinen Erfolg.

Doch nur in einem weiten Kanal war dies möglich. Hätte ich ihn in der Themsemündung begegnet, die Geschichte wäre anders abgelaufen. Als ich mich Falmouth näherte, versenkte ich ein Dreitausend-Tonnenboot von Cork mit einer Ladung Butter und Käse. Es war mein einziger Erfolg an drei Tagen.

Diesen Abend (Freitag, den 16. April) rief ich Stephan an, erhielt aber keine Antwort. Da ich nur wenige Meilen von unserm vereinbarten Treffpunkt war, beunruhigte mich sein Schweigen, zumal er sicher nach Einbruch der Dunkelheit nicht mehr kreuzte. Es konnte nur sein Apparat in Unordnung sein. Aber leider sollte ich bald den wahren Grund aus der „Western Morning News" erfahren. Die Kappa lag mit ihrem trefflichen Führer im englischen Kanal versunken.

Es ging aus der Schilderung hervor, daß er, nachdem wir uns getrennt, nicht weniger als fünf Schiffe zum Sinken gebracht, da alle durch Kugelschüsse und alle an der Südküste von Dorset oder Devon versenkt waren. Wie ihn sein Schicksal ereilte, zeigte ein kurzes Telegramm mit der Überschrift: „Ein feindliches Unterseeboot versenkt." Es war von Falmouth und lautete etwa wie folgt:

„Der Postdampfer der P. & O. Macedonia fuhr gestern in unsern Hafen mit fünf Schüssen in der Wasserlinie. Nach ihrem Bericht wurde er zehn Meilen südöstlich von Lizard von einem feindlichen Unterseeboot angegriffen. Statt ein Torpedo abzufeuern fuhr das Boot aus unbekanntem Grund an der Oberfläche heran und feuerte aus einem Selbstlade-Zwölf-

pfünder fünf Schüsse ab, offenbar in der Überzeugung, daß die Macedonia unbewaffnet sei. Aber, gewarnt vor den feindlichen Unterseebooten im Kanal, war die Macedonia als Hilfskreuzer ausgerüstet worden. Sie erwiderte das Feuer aus zwei Schnellfeuerkanonen und zerschoß den Beobachtungsturm des Unterseeboots. Die Kugeln müssen ganz durchgeschlagen haben, denn es sank sofort, die Lucken geöffnet. Die Macedonia konnte sich nur durch Pumpen über Wasser halten."

Das war also das Ende der Kappa und ihres tapfern Führers. Der schönste Nachruf für ihn war in einer versteckten Notiz desselben Blattes enthalten und lautete unter der Überschrift „Mark Lane" wie folgt:

„Weizen 66, Mais 48, Futtergerste 50."

Nun Stephan nicht mehr war, mußte ich für zwei handeln. Mein Plan war rasch gefaßt und kurz beisammen. Den ganzen Tag (Samstag) fuhr ich der Küste von Cornwall entlang und um Lands End; meine Beute waren zwei Dampfer. Aus Stephans Schicksal hatte ich die Lehre gezogen, daß es besser war, große Dampfer mit Torpedos zu versenken. Ich wußte, daß als Hilfskreuzer für die englische Regierung nur Schiffe über 10000 Tonnen verwendet wurden, so war ein Angriff auf alle kleineren auch mit dem Geschütz ungefährlich. Beide Dampfer, Yelland und Playboy — letzteres ein amerikanisches Schiff —, waren durchaus ungefährlich, so tauchte ich ungefähr 100 Meter von ihnen auf und brachte sie rasch zum Sinken, nachdem ich vorher der Besatzung erlaubt, sich in die Boote zu retten. Einige andere Dampfer lagen seewärts ab, aber ich hielt es für wichtiger, meinen neuen Plan zu verfolgen, als ihretwegen von meinem Kurs abzuweichen. Immerhin, kurz vor Sonnenuntergang kam solch eine glänzende Beute in Sicht, daß ich nicht widerstehen konnte. Jeder Seemann erkennt auf den ersten Blick die wundervolle Königin der See mit den vier gelben Schornsteinen, den schwarzen Seiten und rotem Rumpf und dem hohen, weißen Mastkorb. Mit ihren 45000 Tonnen und einer Geschwindigkeit von 23 Knoten fuhr sie so leicht dahin, als wie ein Fünf-Tonnen-Motorboot. Es war die königliche Olympic der White Star-Linie, einst der größte und immer noch der schönste Dampfer. Welch wundervolles Bild, die blaue See schäumend um ihren Bug und der rote Abendhimmel mit dem Abendstern als Hintergrund für ihre feinen Linien.

Sie war etwa fünf Meilen von uns, als wir untertauchten, um ihr den Weg abzuschneiden. Als wir an sie kamen, feuerten wir unser Torpedo ab und trafen sie gut. Durch den Wasserwirbel wurden wir selbst gedreht. Ich beobachtete durch das Periskop, wie sie sich auf die Seite legte und wußte, sie hatte ihren Todesstoß erhalten. Sie sank langsam und es war genügend Zeit, die Besatzung zu retten. Als wir etwa drei Meilen abkamen, tauchten wir auf und die ganze Bemannung kam herauf, um das wundervolle Schauspiel zu sehen. Sie sank mit dem Bug voraus und plötzlich erfolgte eine gewaltige Explosion, die einen der Schornsteine in die Luft warf. Wir hätten das Recht gehabt, zu jubeln, aber keiner von uns dachte daran. Wir sind alle echte Seeleute und es ging uns zu Herzen, solch ein Schiff untergehen zu sehen, wie ein zerschelltes Ei. Ich gab einen kurzen Befehl und alle waren wieder auf ihrem Posten, wir fuhren Nordwest. Als wir Lands End umfahren, rief ich meine zwei Waffengenossen an und wir trafen

uns den nächsten Tag bei Hartland Point, dem Südende von der Bidford Bai. Für den Augenblick war der Kanal frei, aber die Engländer konnten es nicht wissen, und ich rechnete damit, daß der Verlust der Olympic alle Schiffe für mindestens ein oder zwei Tage fernhalte.

Als Delta und Epsilon längsseits von mir lagen, empfing ich die Berichte von Miriam und Bar, den beiden Führern. Jeder hatte 12 Torpedos abgeschossen und 22 Schiffe waren von ihnen versenkt worden. Ein Mann war an Bord der Delta durch einen Maschinenfehler ums Leben gekommen und an Bord der Epsilon hatten zwei Brandwunden erhalten. Ich nahm die Verwundeten zu mir an Bord und gab jedem der Boote einen meiner Leute. Ich verteilte außerdem meinen Ölvorrat, meine Ersatzteile und Torpedos unter ihnen, obwohl wir bei den leichtkippenden Fahrzeugen große Schwierigkeiten hatten beim Umladen. Doch um zehn Uhr waren wir fertig und die beiden Boote waren nun für weitere zehn Tage ausgerüstet. Ich selbst, mit nur noch zwei Torpedos, fuhr nordwärts nach der Irischen See. Eines meiner Torpedos brauchte ich noch den gleichen Abend für ein Viehtransportschiff, das nach Milford fuhr. Spät in der Nacht, in der Höhe von Holyhead, rief ich meine vier Nordboote an, aber ohne Erfolg. Die Tragweite ihres Funkenapparats war sehr gering. Gegen drei Uhr nächsten Nachmittags bekam ich schwach Antwort. Es war eine große Beruhigung für mich, zu erfahren, daß sie meine telegraphischen Befehle erhalten und auf ihrem Platz waren. Noch vor Abend trafen wir uns im Schutz von Sanda Island bei Kintyre. Ich war stolz wie ein Admiral, als ich meine fünf Walfischboote alle in einer Reihe nebeneinander liegen sah. Panzas Bericht war glänzend. Ohne jeden Zwischenfall hatten sie bereits 20 Schiffe versenkt. Ich befahl der Beta, ihr Öl und Torpedos unter die andern drei zu verteilen, so daß sie für weiteres Kreuzen gut ausgerüstet waren. Dann fuhren Beta und wir heimwärts und kamen Sonntag, den 25. April, nach unserm Stützpunkt. Bei Kap Wrath erwischte ich von einem kleinen Schiff eine Zeitung.

„Weizen 84, Mais 60, Futtergerste 62."

Was galten Schlachten und Beschießungen im Vergleich damit!

Die ganze Küste von Norland war eng blockiert und selbst der kleinste Hafen von den Engländern besetzt. Weshalb sollten sie aber mein bescheidenes Landhaus für verdächtig halten, ein Landhaus, wie es mehr als 10000 an der Küste entlang gab. Ich war erfreut, als das heimische weiße Haus vor uns in meinem Periskop zum Vorschein kam. In der Nacht landete ich und fand mein Lager unversehrt. Vor Morgen meldete sich auch die Beta, denn wir hatten zur Orientierung die Fenster erleuchtet.

Es ist nicht meine Sache, von den Briefen zu berichten, die mich in meinem kleinen Hauptquartier erwarteten. Sie sollen für immer als Familienschatz aufbewahrt werden. Unter andern war ein Gruß meines Königs. Er bat mich um einen Besuch in der Hauptstadt, aber vorerst beschloß ich, der Aufforderung noch keine Folge zu leisten. Ich hatte zwei Tage zu tun oder besser gesagt Nächte, denn wir tauchten während der Tagesstunden unter. Am dritten Morgen, um vier Uhr, stachen die Beta und mein kleines Flaggschiff wieder in See mit der Themsemündung, wie am Anfang, als Ziel.

Ich hatte keine Zeit gefunden, unsere Zeitungen an Land zu lesen und las sie nun unterwegs. Die Engländer hielten alle Hafenplätze besetzt, doch sonst hatten wir nicht gelitten, da wir vorzügliche Bahnverbindungen nach dem übrigen Europa haben. Die Preise hatten sich wenig geändert und die Industrie arbeitete wie vorher. Man sprach von einer Landung der Engländer, doch das war barer Unsinn, denn sie mußten inzwischen erfahren haben, daß es Selbstmord gewesen wäre, angesichts der Unterseeboote Truppentransporte vorzunehmen. Wenn sie einen Tunnel hätten, könnten sie ihre trefflichen Kolonialtruppen herüberwerfen, bis dahin aber war es für Europa einerlei, ob sie überhaupt vorhanden waren oder nicht. Mein eigenes Land war daher in guter Verfassung und hatte nichts zu fürchten. Großbritannien dagegen fühlte bereits meine Hand an seiner Kehle. Da in gewöhnlichen Zeiten vier Fünftel der Lebensmittel importiert werden, gingen die Preise sprungweise in die Höhe. Die Vorräte im Lande gingen zu Ende und nur wenig kam herein, sie aufzufrischen. Die Versicherungsprämien beim Lloyd waren so gestiegen, daß Lebensmittel für die große Masse unerschwinglich wurden, bis sie zum Verkauf kamen. Ein Brot, das für gewöhnlich 50 Pfg. kostete, galt bereits eine Mark 20 Pfg. Ochsenfleisch kostete 3 M. 20 Pfg. das Pfund und Hammelfleisch 2 M. 75 Pfg. Alles andere war entsprechend gestiegen. Die Regierung hatte tatkräftig eingegriffen und bot eine große Summe für Korn zum sofortigen Anbau. Es konnte aber nicht vor fünf Monaten reifen und lange vorher werde die halbe Bevölkerung, wie die Zeitungen ausführten, verhungert sein. Man appellierte an die Vaterlandsliebe des Volkes und versicherte, daß die Stockung im Handel vorübergehend sei und man sich nur etwas gedulden müsse. Aber bereits machte sich eine erhöhte Sterblichkeit bemerkbar, besonders unter den Kindern, die unter dem Mangel an Milch litten, da das Vieh aus Mangel an Fleisch geschlachtet wurde. Es gab ernstlichen Aufruhr in den Kohlengegenden und in Midlands und gleichzeitig eine Erhebung der Sozialisten in London Ost, die schon den Charakter eines Bürgerkriegs angenommen hatten. Bereits erklärten bedeutende Zeitungen, daß England in einer unhaltbaren Lage sei, und daß ein baldiger Friedensschluß allein das größte Verhängnis, das die Welt je gesehen, abwenden könne. Es war nun meine Aufgabe, zu beweisen, daß sie recht hatten.

Am zweiten Mai war ich wieder bei Maplin Sands, im Norden der Themsemündung. Die Beta hatte ich nach dem Solent gesandt, um diesen zu blockieren und in die Lücke der verunglückten Kappa zu treten. Und nun war ich wirklich dabei England zu erdrosseln; London, Southampton, der Kanal von Bristol, Liverpool, der Nord-Kanal, die Zufahrt nach Glasgow, alle waren durch meine Boote bewacht. Die großen Dampfer löschten ihre Ladung, wie wir später erfuhren in Galway und West Irland, wo Lebensmittel billiger waren als je. Tausende schifften sich von England nach Irland ein um dem Hungertod zu entgehen. Aber die ganze Bevölkerung kann nicht verpflanzt werden. Die Hauptmasse des Volkes war Mitte Mai tatsächlich am Verhungern. Um diese Zeit war Weizen auf 100, Mais und Futtergerste auf 80 gestiegen. Selbst die Widerspenstigsten hatten eingesehen, daß es nicht so weitergehen konnte.

In den großen Städten jammerten hungernde Mengen vor den Behörden um Brot, Beamte wurden überall angegriffen und oft sogar ermordet vom fanatischen Pöbel. Der setzte sich zum großen Teil aus verzweifelten Frauen zusammen, die ihre Kinder vor ihren Augen hatten verhungern sehen. Auf dem Lande dienten Wurzeln, Rinde und Kräuter aller Arten als Nahrung. In London mußten die Wohnungen der Minister ständig durch starke Wachen geschützt werden und ein Bataillon der Garde lag ständig um das Parlamentsgebäude. Das Leben des ersten Ministers und des Staatssekretärs des Auswärtigen wurden immer wieder durch Anschläge bedroht. Und doch hatte die Regierung bei der Kriegserklärung die Zustimmung aller Parteien gehabt. Die wirklich Schuldigen waren die, die nicht vorher einsehen und verstehen konnten, daß, wenn England seine Nahrungsmittel nicht im Lande bauen oder durch einen Tunnel einführen konnte, all seine ungeheuren Auslagen für Heer und Flotte umsonst waren, wenn sein Gegner nur ein paar Unterseeboote und Männer hatte, die sie zu gebrauchen verstanden. England war schon oft unklug, kam aber bisher immer noch ungestraft durch. Dieses Mal mußte es den Schaden tragen. Man kann nicht erwarten, daß einen das Glück jedesmal rettet.

Ich müßte meine Schilderungen wiederholen, wollte ich all unsere Taten in jenen zehn Tagen nach der zweiten Abfahrt von unserem Stützpunkt beschreiben. Während meiner Abwesenheit hatten die Schiffe wieder Mut bekommen und fingen an wieder zum Vorschein zu kommen. Am ersten Tag erledigte ich vier. Danach mußte ich weiter hinaus und fing wieder einige in französischen Gewässern. Einmal kam ich knapp davon. In eines der Ventile war Sand geraten und es versagte während wir unter Wasser fuhren. Nur unser Überschuß an Auftrieb rettete uns. Am Ende der Woche war der Kanal wieder rein und die Beta und mein eigenes Boot fuhren wieder westwärts. Dort empfingen wir ermutigende Botschaft von unsern Gefährten bei Bristol, die andrerseits wieder von der Delta bei Liverpool gehört hatten. Unsere Aufgabe war völlig gelöst. Wir konnten nicht jede Einfuhr von Lebensmitteln unterbinden, hatten es aber erreicht, daß der Preis für das Wenige, das herein kam, so stieg, daß er für die ohne Vermögen unerschwinglich wurde. Vergeblich beschlagnahmte die Regierung und teilte aus, wie ein General die Garnison einer Festung verpflegt. Diese Aufgabe war zu groß, die Verantwortung zu ungeheuer. Selbst der stolze unbeugsame Engländer konnte das nicht länger aushalten.

Ich erinnere mich sehr gut, wie die Nachricht mich erreichte. Ich lag zu der Zeit bei Selsey Bill, als ich ein kleines Kriegsschiff den Kanal herabkommen sah. Es war nie meine Absicht ein Schiff, das herab fuhr, anzugreifen. Meine Torpedos und selbst meine Kugeln waren zu kostbar dafür. Doch die Bewegungen des Schiffs erregten meine Aufmerksamkeit, es kam langsam im Zickzack auf mich zu.

„Es sucht mich," dachte ich. „Doch was wollte das närrische Ding, wenn es mich entdeckte?"

Ich lag gerade an der Oberfläche und machte mich bereit zum untertauchen, für den Fall es mich angreifen wollte. In diesem Augenblick, — es war ungefähr eine halbe Meile entfernt, — drehte es und zu meiner

Überraschung wehte die rote Flagge mit dem blauen Kreis, unsere eigene liebe Flagge, von seiner Gaffel. Für einen Augenblick dachte ich, es sei eine schlaue List des Feindes mich beizukriegen. Ich ergriff mein Glas und rief Vornal bei. Da erkannten wir beide das Schiff. Es war der Kreuzer Juno, der allein unversehrt geblieben war. Wie konnte er hier in den feindlichen Gewässern die Flagge zeigen? Dann verstand ich, wandte mich zu Vornal und wir lagen uns in den Armen. Es konnte nur Waffenstillstand oder Frieden bedeuten!

Und es war Friede. Wir erfuhren die frohe Botschaft als wir aufgetaucht und an der Seite des Kreuzers lagen und der laute Jubel, der uns begrüßte, schließlich zu Ruhe kam. Der Befehl ging dahin, uns sofort in Blankenberg einzufinden. Dann fuhr der Kreuzer weiter durch den Kanal, die anderen aufzusuchen. Wir kehrten über Wasser nach dem Hafen zurück, dampften durch die ganze englische Flotte, als wir durch die Nordsee kamen. Die Besatzung drängte sich an die Seiten um uns zu beobachten. Ich sehe heute noch ihre finstern zornigen Gesichter. Manche ballten die Fäuste und fluchten, als wir an ihnen vorbeifuhren. Es war nicht weil wir sie besiegt hatten, — ich muß das zu ihrer Rechtfertigung sagen; der Engländer trägt keinen Haß gegen einen tapfern Feind, das hat der Burenkrieg bewiesen, — sondern weil es nach ihrer Ansicht eine Feigheit war, Handelsschiffe anzugreifen und Kriegsschiffen auszuweichen. Es ist ebenso, wie der Araber einen Flankenangriff als eines Mannes unwürdig betrachtet. Krieg ist kein Spiel im großen, meine lieben Engländer. Es ist ein verzweifeltes Ringen um die Oberhand, und man muß seinen Geist anstrengen, um die schwache Stelle seines Feindes ausfindig zu machen. Ihr habt kein Recht mich darum zu tadeln, weil ich eure schwache Seite gefunden habe. Das war meine Pflicht. Vielleicht haben dies jene Offiziere und Matrosen, die an jenem Maimorgen die kleine Jota voll Haß an sich vorbeifahren sahen, mit der Zeit eingesehen und lassen mir nun, nachdem das erste Gefühl der Erbitterung über die unverschuldete Niederlage überwunden, Gerechtigkeit widerfahren.

Meinen Einzug in Blankenberg laßt euch von andern erzählen, sie mögen ausführlich die tolle Begeisterung der Menge, den großartigen Empfang durch die Behörden, der jedem einkommenden Boot zuteil wurde, euch schildern. Die Leute hatten ohne Zweifel die Schenkung verdient, die ihnen der Staat verlieh und die jedem von ihnen ein sorgloses Dasein sicherte. Es war ein Heldenstück an Ausdauer, so lange bei der steten Anspannung der Nerven, zusammengepfercht diese unnatürliche Luft zu atmen, und es wird für lange Zeit unerreicht bleiben. Das Vaterland darf mit Recht auf solche Seeleute stolz sein.

Die Friedensbedingungen waren nicht hart, denn wir durften uns nicht England zum dauernden Feind machen. Wir wußten wohl, daß wir den Krieg nur durch besondere Verhältnisse gewonnen hatten, welche uns ein zweites Mal sicher nicht mehr begünstigten, und daß in ein paar Jahren die Macht des Inselandes mächtiger sein werde, als je zuvor, infolge der Lehre, die es erhalten. Es wäre Blödsinn, sich einen solchen Gegner zu schaffen. Ein gegenseitiger Flaggsalut war vereinbart worden. Die Grenze in der Kolonie war durch Schiedsspruch geregelt und wir verlangten keine

Kriegsentschädigung, außer daß England für uns jede Entschädigung übernahm, die ein internationaler Gerichtshof Frankreich oder den Vereinigten Staaten zusprach, für Schaden, den ihnen unsere Unterseeboote zugefügt. Das war das Ende des Krieges.

Sicher wird England auf solche Weise kein zweites Mal geschlagen werden. Seine einfältige Kurzsichtigkeit erklärt sich zum Teil aus der Einbildung, der Feind werde ein Handelsschiff nicht beschießen. Der natürliche Menschenverstand hätte ihm sagen müssen, daß der Feind den Weg wählen wird, der ihn am ersten zum Ziel führt, daß er nicht lang überlegen wird, was er tun darf, sondern daß er handeln wird und erst später über die Berechtigung der Handlung disputieren. Die Ansicht der ganzen Welt geht heute dahin, daß, wenn die Blockade ausgesprochen, gegen die so die Blockade zu brechen suchen, jedes Mittel erlaubt ist, und daß es ebenso berechtigt war, alle Lebensmittel von England fern zu halten, als im Krieg der Belagerer einer Festung diese von jeder Zufuhr abschneidet.

Ich kann diese Schilderung nicht besser schließen, als mit der Wiedergabe der ersten Absätze eines Leitartikels der Times, der kurz nach der Friedenserklärung erschien. Er möge zugleich darstellen, wie die gesunde öffentliche Meinung Englands die Lehre aus dem Kriege zog.

„Bei dem ganzen unseligen Geschäft," sagt der Verfasser, „das uns einen bedeutenden Teil unserer Handelsflotte und das Leben von mehr als 50000 Einwohnern kostete, bleibt uns ein Trost. Es ist die Tatsache, daß unser Gegner eine Macht war, die nicht stark genug ist, um die Früchte ihres Sieges voll zu ernten. Hätten wir die Niederlage durch einen Großstaat erlitten, es hätte sicher den Verlust aller unserer Kronländer und Kolonien bedeutet und außerdem wäre uns noch eine bedeutende Kriegsentschädigung auferlegt worden. Wir waren völlig der Gnade unserer Besieger ausgeliefert und hatten keine Wahl, wir mußten die Bedingungen annehmen, ob sie schwer oder leicht waren. Norland hatte ein feines Verständnis dafür, daß es seinen augenblicklichen Vorteil nicht mißbrauche, und war großzügig in seinen Forderungen. In der Hand eines andern Gegners hätte unsere Herrlichkeit ein Ende gehabt.

Selbst jetzt sind wir noch nicht über dem Graben. Ein anderer Staat kann heimtückisch einen Kampf heraufbeschwören, ehe wir uns erholt und das Versäumte nachgeholt, und kann mit Leichtigkeit dieselben Waffen anwenden. Gegen diese Möglichkeit hat die Regierung bereits in Eile gewaltige Vorräte von Lebensmitteln auf Staatskosten im Lande aufgestapelt. In wenig Monaten kommt die neue Ernte ein. Im ganzen dürfen wir beruhigt in die Zukunft sehen, obwohl immer noch einzelnes zu Besorgnis Anlaß gibt. In diesem Sinne wird ohne Zweifel die neue Regierung tatkräftig eingreifen, die an die Stelle derer getreten ist, die uns in diesen Krieg geführt, ohne vorauszusehen, wie wehrlos wir gegen einen solch ungewöhnlichen Angriff waren.

Bereits liegen die Wege klar vor uns. Das Erste und Wichtigste ist jetzt, daß unsere Volksvertreter einsehen, daß es entscheidendere Fragen gibt, als theoretische Spitzfindigkeiten über Freihandel oder Schutzzoll, und daß alle Theorie der Tatsache weichen muß, daß ein Land in einer gefährlichen Lage ist, so lange es nicht im eigenen Lande genügend Lebens-

mittel schaffen kann, um seine Einwohner am Leben zu erhalten. Ob dies besser durch Schutzzölle oder durch Prämien für heimische Erzeugnisse oder durch beides zugleich erreicht werden kann, ist nun zu prüfen. Alle Parteien sind sich aber im Grundgedanken einig und, wenn damit auch eine Preissteigerung oder Verschlechterung in der Ernährung unserer Arbeiterklassen verbunden sein wird, so werden sie doch gegen solch schreckliche Heimsuchung, wie sie noch frisch in unser aller Erinnerung lebt, gesichert sein. Der Beweis ist erbracht, es muß sein! Die Steigerung des Wohlstandes der Landbevölkerung und der Rückgang, wie wir hoffen, der Landflucht werden die Vorteile sein, gegenüber den zu erwartenden Nachteilen.

Zum zweiten muß sofort mit dem Bau von zwei, nicht nur von einem, zweigleisigen Tunneln unter dem Kanal begonnen werden. Dieser Plan ist allerdings in unserm Blatt nie befürwortet worden; wir müssen aber nun zugeben, daß eine solche Bahnverbindung, wenn gleichzeitig für Einfuhr über Marseille vorgesorgt worden wäre, uns diese Niederlage erspart hätte. Wir bleiben auch heute noch dabei, daß wir uns nicht ganz auf den Tunnel verlassen dürfen, denn unser Feind könnte sich unter Umständen mit andern Kontinentalmächten verbinden; aber im Krieg mit nur einer Macht im Norden Europas wäre er von unschätzbarem Wert. Es sind auch ohne Zweifel Gefahren damit verbunden, aber im Vergleich mit denen ohne Tunnel sind sie ohne Bedeutung. Der Bau einer größeren Handelsflotte aus Unterseebooten für Beifuhr von Lebensmitteln könnte eine weitere Sicherheit gegen eine Gefahr bieten, wie die letztüberstandene, die ein dunkles Blatt in der Geschichte unseres Landes bildet."

Was Marinesachverständige über die Erzählung Conan Doyles denken.

Admiral Lord Charles Beresford: Wir haben bereits in einer Richtung Vorsorge getroffen, um den Gefahren der Verpflegung zu begegnen, indem wir einige unserer Handelsschiffe bewaffneten, aber volle Sicherheit werden uns erst große Kornspeicher schaffen. Herrn A. Conan Doyles Erzählung wird diese wichtige Frage in Fluß bringen.

Admiral Algernon de Horsey, Ritter des Bathordens: Es ist eine sehr fesselnde, aber wie die meisten sagen würden, phantastische Erzählung eines erdachten Krieges, die aber immerhin, so unwahrscheinlich der Erfolg erscheinen mag, eine genaue Prüfung verdient. — Ich war immer der festen Überzeugung, daß ein genügend starkes Landheer und Fürsorge, um im Kriegsfall die Zufuhr der Lebensmittel aufrecht zu erhalten, unbedingt nötig sei, und daß, wenn hierfür nicht vorgesorgt wird, unsere Existenz auf dem Spiele steht. Selbst Lord Haldane stellte als Kriegsminister die Behauptung auf: „Alles was unser Feind zu tun braucht, ist, uns unsere Lebensmittelzufuhr abzuschneiden." Der verstorbene John Colomb hat ganz richtig im Parlament unsere Lage als die einer unverproviantierten Meeresfestung bezeichnet. In den Zeitungen habe ich immer die große Bedeutung der Verpflegung betont und verschiedentlich die drei folgenden Wege vorgeschlagen:

1. Errichtung von Kornspeichern, um stets einen Vorrat für drei Monate auf Lager zu halten.

2. Vorsorge, daß die Landleute jeweils ihre Ernte ein Jahr als eisernen Bestand zurückhalten.

3. Mindestens eine Verdopplung unserer Weizenanpflanzungen durch Getreidezölle herbeizuführen.

Sorgen wir nicht für eine Ernährungsmöglichkeit des Volkes auch in Kriegszeiten, so laufen wir ständig Gefahr, daß uns Weltmacht und Kolonien verloren gehen.

Admiral Compton Domvile, Ritter des Bathordens: Ich habe mit großem Interesse die Erzählung Conan Doyles gelesen, muß aber sagen, daß ich sie für sehr unwahrscheinlich halte und der Verfasser mich mehr als irgend ein anderer an Jules Verne erinnert. Ein Unterseeboot, das so lange sich auf offener See hält, ohne den Ölvorrat und anderes zu erneuern, was für gewöhnlich in einem Begleitschiff mitgeführt wird, gibt es nicht und ein Begleitschiff würde einen solchen Raubzug unmöglich machen. Ein anderer Punkt ist der, daß ein Hafen an der Ostküste bei einem Kriege mit einer Macht Osteuropas nicht für die Zufuhr in Betracht kommt.

Schiffe vom Westen würden ohne Zweifel den Hafen von Milford anlaufen, der befestigt ist und bei der engen Zufahrt, starker Flut und gefährlichen Felsen Unterseebooten die Arbeit sehr erschweren würde; und Schiffe vom Süden würden in Plymouth landen. Die Bahn durch Frankreich zu benützen und den Weg eines Tunnels, würde zweifellos Frankreich in den Krieg mithineinziehen. Es ist mir nicht zweifelhaft, daß ein Tunnel leichter zu zerstören wäre, als die Unmenge der Getreideschiffe, wie es die Erzählung schildert.

Unterseeboote sind ohne Zweifel in den letzten Jahren sehr vervollkommnet worden und ihr Wirkungsfeld ist, wie die letzten Manöver zeigten, bedeutend größer als früher, aber ich glaube doch nicht, daß sie solch Außerordentliches leisten können, wie es hier geschildert wird[1]).

Admiral C. C. Penrose Fitzgerald: Conan Doyles geistreiche Schilderung, wie ein paar Unterseeboote England durch Aushungern zum Frieden zwingen, wird ein wertvoller Beitrag zu Gunsten des Plans für den Kanaltunnel und für Schutzzollpolitik sein, da die große Menge die große Unwahrscheinlichkeit in technischer Hinsicht nicht erkennen wird. — Ich glaube nicht, daß irgend ein zivilisierter Staat unbewaffnete und unverteidigte Handelsschiffe vernichten wird[2]). Die Gefahr liegt meines Erachtens wo ganz anders und zwar in der kurzsichtigen Politik, die nicht für eine genügend große Anzahl Kreuzer, oder wenigstens angenähert genügend, sorgt, um unsere Handelswege beschützen zu können.

Die Frage der Lebensmittelversorgung bildet unzweifelhaft den Kern der Sache; und alles, was das öffentliche Interesse hierauf zu lenken vermag, ehe ein Krieg über uns kommt, ist zu begrüßen, einerlei ob es sich um Schutzzoll, Kanaltunnel, oder staatliche Kornspeicher handelt.

Admiral William Hannam Henderson: Ich stimme Herrn Conan Doyle völlig bei, daß die Entwicklung der Unterseeboote das Bild eines Seekriegs geändert hat. Doch halte ich es nicht für wahrscheinlich oder möglich, daß mit größeren in der Themsemündung solche Taten ausgeführt werden können, wie er sie beschreibt. Ich gebe dagegen zu, daß nichts am Eingang zum Kanal und zur Irischen See dem entgegenstünde und das wäre eine Bedrohung unserer Lebensmittelversorgung, wie wir sie bisher noch nie erfahren, und der man, wie es scheint, nicht begegnen kann. Ich glaube nicht, daß mit einer Zwölfpfünderkanone viel, wenn überhaupt irgendwelcher, Schaden angerichtet werden kann; ein Schiff bräuchte nur mit Volldampf weiter zu fahren, um deren Gebrauch bei der Verfolgung durch ein Unterseeboot unmöglich zu machen. Ihre einzige wirkungsvolle Waffe ist das Torpedo. — Eine bedeutend größere Anzahl von Booten wäre erforderlich, um auch nur einen Teil der geschilderten Taten zu vollbringen. Große Schiffe sinken nicht so rasch. Ich glaube auch nicht, daß neutrale Gewässer mißachtet werden und neu-

[1]) In der Erzählung ist mit Unterseebooten, wie sie uns die nächste Zukunft bringen wird, gerechnet. Conan Doyle.

[2]) Mit aller Hochachtung, ich glaube wir müssen mit dem rechnen, was möglich ist, nicht mit dem, was wir hoffen oder denken. Conan Doyle.

trale Schiffe versenkt. Das wird unbedingt verhindert werden und nur auf den Angreifer selbst zurückfallen. Kein Staat würde das erlauben und ein Offizier, der es doch wagte, würde erschossen.

Selbst wenn die Verluste größer wären, halte ich sie nicht für genügend, die Beifuhr von Lebensmitteln zu unterbinden. Unterseeboote können nur bei Tag wirken. Die Bedrohung des Handels durch Unterseeboote trifft alle Staaten; das Gegenmittel ist das Verbot, ein Schiff auf offener See zu kapern, ausgenommen innerhalb des Blockadegebiets.[1])

Admiral William Kennedy, Inhaber des großen Kreuzes vom Bathorden: Ich habe Herrn Conan Doyles Erzählung mit Interesse und großer Freude gelesen.

Die Geschichte ist sehr geistreich ausgedacht und wenn ich mir auch nicht vorstellen kann, daß solch eine kleine Macht den ganzen Einfuhrhandel Großbritanniens lahmlegen könnte, so ist es doch leicht möglich, daß wenige Unterseeboote unter kühner Leitung großen Schaden anrichten könnten, ehe sie gefaßt würden.

Der Verfasser setzt dabei voraus, daß unsere Unterseeboote die ganze Zeit untätig wären.[2])

Die Folgerung aus der Geschichte ist, daß wir große Kornlager im Lande haben sollten, und hier stimme ich ihm von ganzem Herzen bei.

Der Kanaltunnel ist eine andere Frage und die Ansichten darüber sind sehr verschieden. Da ich meine Ansicht hierüber bereits in der Times dargelegt, brauche ich nur zu wiederholen, was ich dort gesagt, Gott hat uns zum Inselstaat geschaffen, so laßt uns dabei bleiben.

B. Eyres Monsell, Offizier der Königl. Flotte und Mitglied des Parlaments: Herrn Conan Doyles Erzählung wird nach meiner Ansicht von großem Wert sein, da sie den Lesern die gewaltige Bedeutung unserer Lebensmittelversorgung im Kriegsfall klar zum Bewußtsein bringen wird. Sie fragen, ob ich die in der Erzählung geschilderte Gefahr für wirklich vorhanden ansehe. Ich denke wohl, daß sie besteht, wenn ich auch glaube, die Unterseeboote müßten unglaubliches Glück haben. Außerdem muß man bedenken, daß die Unterseeboote nach Völkerrechtsbegriffen Seeräuberei betrieben, wenn sie kurzerhand neutrale Schiffe versenkten. Dies würde ohne Zweifel manche Großmacht in den Krieg mit unserem Feind verwickeln, wenn sie sich wirklich nicht schon durch die Gefahr an einen mächtigen Kriegsstaat zu geraten, abhalten ließen.

Bekämpft kann eine drohende Gefahr durch Unterseeboote, wie wohl die große Mehrzahl der Sachverständigen annimmt, nur durch Flugzeuge werden.

Ich bin sehr erfreut, daß diese Frage der Lebensmittelversorgung aufgeworfen wurde, denn es ist eine Lebensfrage für das englische Volk.

Admiral Edward Hobart Seymour, Inhaber des großen Kreuzes vom Bathorden: Die Erzählung ist, wie alle Erzählungen Conan Doyles, lebensfrisch und eindrucksvoll. Wir haben es allem Anschein nach sehr nötig, das Volk aufzurütteln. Was die Unterseeboote vollbringen, können sie vollbringen, wenn sie vom Glück begünstigt sind, und von diesem Gesichtspunkt aus ist die Schilderung aufgenommen.

Bei dem Gedanken, England auszuhungern, muß man berücksichtigen, daß die ganze Westküste nach dem Ozean offen liegt, so daß die Landungsmöglichkeiten sehr ausgedehnt sind und daß der Kurs der Schiffe nach England hierhin geändert werden kann, da die offene See für Unterseeboote bedeutend ungünstiger ist, als der Kanal.[3])

---

[1]) Nur für England bedeutet der Seehandel Leben oder Tod. — Conan Doyle.
[2]) Ich kann mir nicht vorstellen, wie Unterseeboote mit Unterseebooten bekämpft werden könnten. Conan Doyle.
[3]) Ich denke Kapitän Sirius hat sich gegen diese letzte Möglichkeit wohl vorgesehen. Conan Doyle.

Der Opiumkrieg[1]).

Von Karl Alexander von Müller.

Im Jahr 1843, am 3. März, fuhren vor dem Münzgebäude in der englischen Hauptstadt London fünf geräumige Frachtwagen vor, bewacht von einer Abteilung des 60. Regiments und von einer großen und fröhlichen Menschenmasse begleitet. Jeder dieser fünf Wagen war von vier stattlichen Pferden gezogen und von oben bis unten mit Kisten beladen. Eine davon mochte auf der Reise, die sie hinter sich hatte, einigen Schaden gelitten haben; man konnte in ihr Inneres sehen, und da jubelte denn die Volksmenge immer laut auf, so oft sie gewahr wurde, daß dies durch und durch solid angefüllt war mit alten, wunderlich aussehenden Silbermünzen, fest und zuverlässig ineinandergepackt wie noch einmal der Inhalt eines englischen Plumpuddings. Diese Wagen enthielten aber die erste Rate des chinesischen Tributs aus dem Opiumkrieg, und wenn der königlich großbritannische Finanzminister, der nun diesen Posten „Chinesisches Geld" Jahr für Jahr in sein Einnahmebuch schrieb, den Zug unter dem Jubel des Volkes in der Münze verschwinden sah, so mochte er sich wohl an den pfiffigen Spruch des alten römischen Kaisers erinnern, daß man dem Geld gottlob nicht anriechen kann, wie es erworben worden ist und wie viel Tränen und Blut und Menschenelend oft an einem einzelnen Stück hängen. Denn sonst hätte dem Volk von London aus diesen Wagen doch vielleicht ein seltsamer Geruch entgegenwehen mögen, der ihm das Jubeln am Ende gar verleidet hätte.

Du möchtest erfahren, lieber Leser, was es mit diesem Opiumkrieg für eine Bewandtnis hatte? Er war ohne Zweifel einer der gelungensten Geschäftskriege, den ein Vorfahre Sir Edward Greys je geführt hat. Ein wahres Schulbeispiel ist er, zu welcher friedlichen und erhebenden Sorte moralischer Eroberungen eine kaufmännische, durch und durch unmilitaristische Weltherrschaft zu führen vermag. Es kann uns militaristischen Deutschen in der Tat nur wohltun, uns an einem solchen Muster höherer Zivilisation und Sittlichkeit zu erbauen.

Wir alle wissen, daß es heute eine der gewaltigsten Umwälzungen und vielleicht eine der großen Tragödien der Gegenwart ist, wie das alte unnahbare China, mit seinen vierhundert Millionen Einwohnern, in den wirbelnden Strom des modernen abendländisch-amerikanischen Lebens, mit Eisenbahnen, Fabriken, Zeitungen und Parteiwesen, hineingezogen wird; und wir ahnen, daß vom Ausgang dieser Umwälzung ein gut Teil

[1]) Vgl. Mac Carthy, A History of our own Times, Bd. 1. — Spencer Walpole, A History of England, Bd. 5. — State Papers, Bd. 27, 29, 30. — Annual Register 1840—42.

der künftigen Schicksale unseres Erdballs abhängen mag. Von dieser Bewegung war natürlich vor drei Menschenaltern noch nichts zu spüren. Da lag das uralte ungeheure Reich der Pagoden und Mandarinen noch ungestört von außen, allein mit sich beschäftigt, vom Altaigebirge und vom Amur bis zum Gelben Meer und zu den Grenzen von Siam, ein riesiger Raum, vielgestaltig, üppig an Bodenschätzen und von einer menschlichen Fruchtbarkeit ohnegleichen, eine seltsam abgeschlossene, unfaßbare Welt für sich. Seine Schriftwerke, Gesetze und Einrichtungen waren so alt, daß die fernsten europäischen Vergangenheiten daneben aussahen wie von gestern. In ihnen aber dünkte dem chinesischen Volk alles aufgespeichert, was dem menschlichen Geist irgend erreichbar ist, und es schien ihm weiser, seinen Blick beschaulich auf diese sichere Vergangenheit, als begehrend in die grenzenlose, ungewisse Zukunft zu richten. Wer Staatsbeamter werden wollte, mußte erst in strengen Prüfungen erweisen, daß er ein genauer Kenner alles Alten sei, und so war eine kluge, ergebene, etwas müde Weisheit im ganzen Land, die in ihrem Kreis fleißig genügsam sich beschied und hochmütig überlegen all das unreife und wilde Treiben draußen von sich abwies. Fremde Völker erkannte sie neben sich gar nicht als Staaten an, sie wollte am liebsten nichts von solchen wissen noch sehen, ihr einziger Wunsch ihnen gegenüber war der des Diogenes vor Alexander dem Großen: Man möge ihr nur aus der Sonne gehen und sie in ihrer schönen, großen chinesischen Tonne in Frieden lassen.

Aber der unruhige Lebensdrang der westlichen Völker pochte immer wieder an das geheimnisvolle, verschlossene Haus, und Beziehungen des Handels ließen sich, wenigstens an den Grenzen, auf die Dauer nicht abhalten. Neben den Amerikanern war es vor allem die englisch-ostindische Kompanie, die sich für ihr Mutterland und dessen Kolonien das alleinige Handelsrecht mit China erworben hatte und seit dem Ende des 18. Jahrhunderts mit wachsendem Eifer und Erfolg betrieb. Der Engländer aber war damals, nachdem er seine Hauptnebenbuhler der Reihe nach zu Boden geschlagen hatte, schon unbestritten der erste Kaufmann der Welt, — recht das Gegenstück zum Chinesen, nicht minder sicher in seiner eigenen Überlegenheit, aber gewaltig um sich greifend, begierig nach Macht und Herrschaft und Reichtum. Auch er kümmerte sich wenig um alle anderen außer sich selber, aber er wollte nicht nur Ruhe von ihnen, sondern daß jeder ihm zu Willen sei und ihm bei seinen Geschäften helfe und ihm seine Schätze zur besseren Verfügung überlasse, und deshalb breitete er das Netz seines Handels rundum aus, um alle darin einzufangen. Der wichtigste Gegenstand seines Handels mit China aber war das Opium, der gefährliche Mohnsaft.

So rächen sich an den Völkern ihre Sünden oft auf eine seltsam verschlungene Weise. Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts war das Laster des Opiumrauchens, wie es scheint durch die Araber, in China eingedrungen, und dieses hat seiner seitdem, trotz aller Anstrengungen seiner Regierung, nicht mehr Herr werden können. Wer kennte nicht, etwa aus der grausigen, selbsterlebten Schilderung des Engländers de Quincey, die wunderbare Wirkung dieses berauschenden Schlafgiftes, das als Arznei mehr Segen, als Genußmittel mehr Elend über die Erde gebracht hat, als irgend ein anderes. Die beschauliche, träumerisch-sinnliche Natur des Orientalen scheint seiner Lockung von je besonders ausgesetzt, und der Chinese ist hierin, wir sahen es ja schon, der orientalischste der Orientalen. Anfangs zog noch die geringe Menge des natürlichen Mohnvorrats in China der traurigen Leidenschaft eine bestimmte Grenze. Als aber die englischen Kaufleute der ostindischen Gesellschaft dieses Bedürfnis erspähten, erkannten sie rasch ihren Vorteil. Sie begannen in ihren Ländereien in Bengalen eigene Mohnkulturen anzulegen, erwarben sich dafür das alleinige Monopol und seit 1773 überschwemmten sie China alljährlich mit mehreren tausend Kisten Opium, deren jede ihnen zwischen 2400 und 4800 Mark eintrug. Nur wer einmal in seinem Leben das ausgemergelte, leichenhafte Gespenst eines Opiumrauchers gesehen hat, kann sich vorstellen, welche Verheerungen dieses blühende Geschäft im chinesischen Volk anrichtete. Denn das zauberische Gift der süßen Opiumträume ist ansteckend; man erinnert sich, welche strengen Maßnahmen die nordamerikanische und europäische Regierungen sofort ergriffen haben, als es in ihre Hafenstädte einzudringen drohte.

So wie jetzt die verantwortlichen Amerikaner und Europäer, dachten damals aber auch die Chinesen. Nachdem sie eine Weile dem Unheil zugesehen hatten, faßten sie sich zusammen und verbaten sich im Jahr 1796 ausdrücklich, daß die Fremden ihnen das zerstörende Gift weiter ins Land brächten; sie untersagten den Opiumhandel im ganzen Reich. Aber was kümmerte das den Engländer? „Wie sollte denn etwas ungesund sein," sagte er gelassen, „was meinen Geldbeutel so rund und gesund macht?" Und da die chinesische Regierung sich nur unkräftig zur Wehr setzte, so vermehrte er jetzt im Gegenteil seinen nutzbringenden Handel erst recht von Jahr zu Jahr. Vollends seit 1834 das alleinige Handelsrecht der ostindischen Gesellschaft aufgehoben wurde, und damit auch die Gewalt, die die chinesische Regierung über diese noch ausüben konnte, verschwand (während die Chinesen selbst natürlich an ihre alten Beschränkungen gebunden blieben), schoß der Weizen üppig in die Höhe. Aus den 4100 Opiumkisten, deren Einfuhr der Kaiser von China 1796 verboten hatte, waren nach vierzigjähriger Geltung dieses Verbotes, 1837, 30000 geworden. Neunzehntel

aller englischen Kaufleute in China lebten damals unter dem öffentlichen Schutz der ihnen eingeräumten Handelsvorteile von diesem widerrechtlichen Geschäft. Man schätzte es auf 20—30 Millionen Mark, was jährlich an Geld für diese kostbare Ware nach Britisch-Indien zurückfloß.

Da wollte die chinesische Regierung schließlich doch einmal wissen, wer nun eigentlich in ihrem Land der Herr sei und über die Gesundheit ihrer Untertanen und die Verwendung ihres Volksvermögens entscheide. Sie befahl ihren Beamten, nun ernstlich alle gegebenen Mittel zur Unterdrükkung dieses Handels anzuwenden, und wies ihre Zollbehörden an, die nächsten Opiumladungen in Beschlag zu nehmen. Und da sie die Engländer schon kannte, die nicht viel auf sanfte Flötentöne geben, so verstärkte sie zugleich ihre Macht an der Küste und sandte einen Mann von großer Energie, Lin, mit diktatorischer Gewalt nach Kanton, den Hauptsitz des Handels. Der verlangte dort von allen Kaufleuten, den britischen ebenso wie den chinesischen, daß sie ihm sämtliche vorhandenen Opiumvorräte auslieferten, damit er die gesetzwidrig eingeführte Ware vernichte; denn sie sei ein Giftschaden für die Gesundheit, den Wohlstand und die Sittlichkeit des Volkes. Die englischen Kaufleute waren durch dies rasche Vorgehen überrumpelt und in Schach gesetzt. Es fragte sich jetzt, wie weit die britische Regierung für den Schutz ihres Opiumhandels eintreten würde.

Der oberste englische Beamte in China war damals der Kapitän Charles Elliot, der Sohn von Hugh Elliot, dem ehemaligen englischen Gesandten in Berlin, ein tatkräftiger und kluger Mann. Er hatte seit Längerem wohl bemerkt, wie das Gebaren der englischen Opiumhändler unter den Augen der chinesischen Behörden immer frecher und rücksichtsloser geworden war, und hatte deshalb wiederholt in London um Verhaltungsmaßregeln gebeten, die ihm aber wohlweislich nie erteilt wurden. Auf die Kunde von Lins Vorgehen eilte er herbei und durchbrach ohne weiteres auf einem Kriegsschiff die chinesische Blockade. Da er aber den Ernst der chinesischen Maßregeln und die augenblickliche gefährdete Lage seiner Landsleute erkannte, ließ er alles Opium in englischem Besitz — es waren 20 283 Kisten — gegen Schuldscheine an seine Person, als an den obersten britischen Machthaber, aushändigen und übergab es dann selbst den chinesischen Behörden zur Vernichtung.

Damit schien der erste gefährliche Zeitpunkt überwunden, und Lin war, wie es heißt, schon geneigt, die getroffenen strengen Anordnungen allmählich wieder abzubauen. Aber so leicht ist mit den Engländern nicht fertig zu werden. Die geben wohl einmal, wie kluge Kaufleute, im einzelnen Fall mit Verlust nach, wenn sie sehen, es will eben diesmal nicht anders gehen, aber auf ein gutes Geschäft dauernd zu verzichten, kommt ihnen schwer in den Sinn, im Gegenteil! Das erfuhr Lin alsbald, als er Elliot, zur Sicherung

des Erreichten, einen Vertrag vorschlug, daß alle Schiffe, die künftig noch Opium verfrachteten, der Beschlagnahme und alle Personen, die noch beim Opiumhandel betroffen würden, dem Tod vor chinesischem Gericht verfallen sein sollten. Da erwiderte der Brite stolz: „Mit einer derartigen Forderung hat die chinesische Regierung jedes Gefühl der Sicherheit endgültig zerstört", befahl allen englischen Untertanen, Kanton sogleich zu verlassen und erbat sich aus Indien bewaffnete Hilfe.

Inzwischen hatte die Zerstörung der großen Opiumvorräte den Preis der Ware in China beträchtlich erhöht; die dem Gift Verfallenen setzten alles daran, ihr Lebenselixier dennoch zu erhalten; der Opiumhandel verhieß niemals reicheren Gewinn als jetzt. Was verschlug es da, wenn englische Schiffe von chinesischen Häfen ausgeschlossen waren? Man verlud das kostbare Gift auf amerikanische Boote, und der offene Betrieb, so wird berichtet, war niemals so üppig und umfangreich wie jetzt der schmugglerische. „Man sieht nun deutlich die Frage, um die es sich bei unserem Streitfall handelt," sagte Elliot: „ob China mit uns einen ehrlichen und wachsenden Handelsverkehr haben, oder ob es die Schuld tragen will, daß seine Küsten der offenen Freibeuterei anheimfallen". Und als mittlerweile die erbetene Hilfe aus Indien eintraf, benützte er die nächste Gelegenheit, eröffnete das Feuer auf einige chinesische Dschunken und erklärte Hafen und Fluß von Kanton für blockiert.

Die Chinesen, klug und etwas müde wie sie waren, hätten einen richtigen Waffengang mit diesem Gegner immer noch am liebsten vermieden. Sie gingen mit ihrem Entgegenkommen bis zur unwürdigen Feigheit. Der unmittelbare Anlaß zu Elliots Vorgehen war folgender gewesen. Bei einem Streit in der Nähe von Hongkong war ein Chinese von englischen Matrosen erschlagen worden, und die chinesische Regierung hatte im ersten Zorn die Auslieferung der Totschläger verlangt und sie mit allerlei Zwangsmitteln zu erreichen gesucht. Als jetzt aber zufällig ein Engländer in einem chinesischen Gewässer ertrank, schlugen sie Elliot, um ihn wieder zu besänftigen, vor, er möge nur erklären, daß dieser Tote der geforderte Mörder sei, dann wollten sie sich gern beruhigen. Aber solcher Sanftmutsköder verfängt bei Briten gar nicht. Kurz und gut, als diese sich stark genug dazu fühlten, im Januar 1840, fingen sie mit dem Krieg an.

Es kann uns hier nicht beikommen, diesen nun in seinem näheren Verlauf zu schildern. Wie meistens ging im einzelnen das Kriegsglück mehrmals auf und ab, und wie meistens mischte sich im einzelnen des Vorgehens auch hier Recht und Unrecht auf beiden Seiten. Die Chinesen, die immer auch ihr Teil asiatischer Grausamkeit und Falschheit haben, gingen oft weiter als ihre Sache gefordert hätte; und bei den Engländern — denn es

gibt ja so wenig ein Volk, das lauter schlechte, wie eins das lauter gute Eigenschaften hätte — traten neben der brutalen Selbstsucht und Erwerbsgier auch die edleren Kräfte ihres Wesens ins Spiel. Das englische Volk zuhause wußte, als der Waffenlärm zu ihm hinüberdrang, von den Chinesen fast noch etwas weniger, als heute von den Deutschen, daß sie nämlich eine barbarische und verächtliche Nation seien, die sich einbilde, besser zu sein als andere und am Ende gar als die englische selber. Es hörte, daß sie England wider dessen Willen schnöde überfallen, daß englische Männer und englischer Handel im fremden Land gefährdet seien und daß das britische Reich jetzt seine Flagge zu ihrem Schutz gehißt habe. Da läßt kein Engländer seinen Landsmann im Stich. Wenn aber einer von der Opposition die kitzliche Frage an die Regierung richtete, wie es denn eigentlich mit dem tieferen Grund dieser Feindseligkeiten stünde; ob England denn ein Recht habe, einem selbständigen Staat und Volk einen Handel, den diese sich ausdrücklich verbäten, aufzudrängen — einen Handel obendrein, dessen notwendige Folge sei, dieses Volk an Geist und Körper zu verderben; und wie es denn unter solchen Umständen mit der moralischen Seite der englischen Sache beschaffen sei: da hatte Lord Palmerston schon, mit genau derselben Stirn wie heute Sir Edward Grey, die Antwort darauf zurechtgelegt: Von Moral sei doch hier auf keiner Seite überhaupt die Rede, es handle sich durchaus um gar nichts andres, als um eine ganz reine, glatte, runde Geschäfts- und Geldfrage; um den Schutz des Mohnbaus in Indien und die Eifersucht der Mohnbauer in China und um die törichten Theorien einiger chinesischer Nationalökonomen, die ihre Edelmetalle lieber bei sich im Lande behalten wollten, als sie den Engländern für das Opium auszahlen; dies brauche sich England doch nicht gefallen zu lassen. Das leuchtete denn jedermann, dem Dummen wie dem Pfiffigen, ein, und ganz England war mit dem Krieg wohlzufrieden.

Dieser selbst aber war für das Inselreich schließlich kein sehr schweres Spiel; es war am Ende doch der Zusammenstoß des eisernen mit dem irdenen Topfe. Zwar fochten die Chinesen tapferer, als man ihnen heute gewöhnlich zutraut. „Wenn sie fanden, daß sie uns nicht länger widerstehen konnten," berichtete ein englischer Offizier über die Einnahme einer Stadt, „schnitten sie ihren Weibern und Kindern die Hälse ab oder trieben sie in Brunnen und Weiher, und dann töteten sie sich selbst. In vielen Häusern lagen acht bis zwölf Leichen, und ich selber habe gesehen, wie ein Dutzend Weiber und Kinder sich in einem kleinen Teich ertränkten, am Tag nach der Schlacht." Der General aber, der diese Stadt verteidigt hatte, ließ, als es zum Letzten ging, seine Diener Feuer an sein Haus legen, setzte sich gelassen mitten hinein und verbrannte schweigend zu Tode. Doch all dieser

leidende Mut und mancher kleine Einzelerfolg halfen den Chinesen auf die Dauer nichts. Wer's mit den Engländern aufnimmt, der muß nicht nur bis zum Äußersten entschlossen sein, sondern er muß auch die Kraft haben und gerüstet sein, ihnen einen gewaltigen Schlag auf den Kopf oder in den Magen zu versetzen, etwas anderes spüren sie gar nicht, und kleine Wunden kitzeln sie bloß ein wenig. Den Kapitän Elliot, der die Sache nicht mehr recht vorwärts brachte und sich sogar in Friedensverhandlungen mit den Chinesen einließ, ohne darin den künftigen Opiumhandel zu sichern, ersetzten sie durch einen entschlosseneren Führer, namens Pottinger. Sie nahmen den Chinesen die Insel Chusan an der Ostküste, dann die Städte Ningpo und Amoy und rückten gegen Nanking vor, bis die chinesische Regierung schließlich nach zwei Jahren des Mordens den Mut verlor und demütig um Frieden bat (1842). Da verlangten dann die Engländer fürs erste, daß man ihnen für alle Zeit und Ewigkeit die Insel Hongkong abtrete — und erhielten sie. Sie verlangten fürs zweite, daß fünf Häfen, Kanton und Amoy und Fuchau und Ningpo und Shanghai, dem britischen Handel schrankenlos geöffnet und daß britische Konsuln dort eingesetzt würden — und erhielten auch dieses. Und zum Dritten verlangten sie, außer den 25 Millionen, die die Stadt Kanton schon vorher als Ersatz für die zerstörten Opiumvorräte hatte bezahlen müssen, noch eine weitere Kriegsentschädigung von 97 1/2 Millionen — und erhielten, wie wir eingangs schon sahen, auch dieses.

So gewannen die Engländer ihren Opiumkrieg, und die beiden Häuser des Parlaments, der alte Herzog von Wellington an der Spitze, sprachen über diesen glücklichen Ausgang ihre Freude und Anerkennung aus. Damit aber dem I sein Tüpfel nicht fehle, folgte zum Schluß noch ein kleines ergötzliches Nachspiel in der Familie selbst. Nämlich die britischen Kaufleute, deren Opiumvorräte vernichtet worden waren, fanden die 25 Millionen Entschädigung von Kanton ihrem Schaden nicht entfernt gerecht. Sie meinten, ihre zwanzigtausend Kisten seien unter Brüdern so zwischen 48 und 96 Millionen Mark wert gewesen; sie hätten der englischen Regierung doch eigentlich den Anlaß zum ganzen Krieg gegeben, und es wäre nur billig, wenn man ihnen aus der stattlichen Kriegsentschädigung auch noch den Rest ihres Schadens ersetze. Die Regierung aber zog eine Note aus der Tasche, die sie, nachdem der Stein schon im Rollen gewesen war, einmal an Elliot gesandt hatte und in der stand, daß sie eine Verletzung der chinesischen Gesetze keineswegs billigen könne und für keinen Schaden, der daraus entspringe, gut stehe. Der Opiumhandel, um den sie zwar allerdings selber den Krieg geführt und der jetzt auch wieder erfolgreich fortgesetzt werden könne, sei damals aber doch zweifellos gegen das chinesische

Gesetz gewesen, und aus diesem Grund könne sie jetzt keinen roten Heller mehr herausgeben. Nachdem sie so den Standpunkt klargelegt, gab sie aber aus Großmut schließlich doch noch ein wenig nach und zahlte den Händlern noch eine kleine Schäbigkeit, die ihr nicht wehe tat. Diese aber gestanden, daß sie nun zum Schluß auch noch unter die Geprellten gehörten und daß die britische Regierung in solchen Dingen allen über sei und bei diesem Krieg das beste Geschäft gemacht habe.

Englands indische Reichsgründung; ihr Werdegang und ihre Bedeutung für den Weltkrieg.

Von Felix Salomon, Professor der Geschichte an der Universität Leipzig.

Wer in diesen großen schweren Zeiten nicht bei den Entscheidungen draußen mitwirkt und das Nachsinnen als Lebensgewohnheit übt, dem drängt sich immer von neuem quälend und bohrend die Frage auf: wie ist es zum Ausbruche dieses furchtbaren Ringens gekommen? Ein nicht zu unterschätzender geistiger Aufklärungsdienst ist von den Heimgebliebenen mit den Federn geleistet worden; so viel ist heute klar und steht unerschütterlich fest: eine große Schuld am Kriege trägt England. An diese Erkenntnis knüpft sich aber sofort die weitere Frage, warum hat England es zum Kriege kommen lassen? Hierüber gehen die Meinungen auseinander; es ist möglich, daß eine volle Übereinstimmung niemals erzielt werden wird. Für die wissenschaftliche Betrachtungsweise bieten sich folgende Anhaltspunkte: In keinem Falle wird für die Beurteilung der Haltung Englands ein einzelnes Moment als bestimmend angesehen werden dürfen; eine große Mannigfaltigkeit von Faktoren hat die Entscheidung herbeiführen helfen. Weiter aber empfiehlt es sich bei der Frage nach dem Ursprunge des Krieges zwischen dem, was sich vor unseren Augen abspielt und den tieferliegenden Strömungen zu unterscheiden, die sich erst aus dem Studium des geschichtlichen Werdeganges ergeben. Mit solchem Studium haben wir es hier ausschließlich zu tun; es soll uns zu Beobachtungen helfen, die bisher noch zu wenig gemacht worden sind[1]). Schon an anderer Stelle[2]) habe ich meine Meinung dahin ausgesprochen: der Krieg sei aus den Machenschaften des britischen Imperialismus hervorgegangen; hieran will ich anknüpfen, um eigene frühere Angaben zu ergänzen. Nie soll der

[1]) Einen wertvollen Hinweis in der von mir verfolgten Richtung gibt: Friedrich Keutgen, Britische Reichsprobleme und der Krieg. Hamburg 1914. S. 15—16.
[2]) In meiner Schrift: „Wie England unser Feind wurde." Leipzig, K. F. Koehler.

Historiker auf dem Wege zur Erkenntnis bei einem Schlagwort haltmachen, denn Schlagworte sind meist vieldeutig. Vieldeutig ist auch das Wort Imperialismus; ich möchte heute einmal vor anderem die Bedürfnisse und Interessen der britischen Außengebiete darunter verstanden wissen. Es leuchtet ein, daß es von Wert und Bedeutung für uns sein muß, uns darüber zu klären, inwiefern britische Reichsinteressen in diesem Sinne einen Anlaß zum Kriege gegeben haben können, und welche unter ihnen es im besonderen gewesen sind. Erst darnach läßt sich Auskunft geben, wo wir auch mit ihnen Abrechnung zu halten haben, und in welcher Weise dies geschehen kann. Gibt es Interessengegensätze zwischen uns und den großen Siedelungs-Kolonien, die einen Krieg rechtfertigen könnten? Ganz gewiß nicht! Gibt es Interessengegensätze zwischen uns und Indien? Erst recht nicht. So ist es also nicht zu verstehen; die Interessen britischer Außengebiete, die den Krieg herbeiführen halfen, haben unmittelbar mit uns gar nichts zu tun. Den Ausgangspunkt zum Verständnis des uns beschäftigenden Zusammenhanges bildet Englands eigenes Verhältnis zu seinen Außengebieten, das heißt *seine* Schätzung ihrer Interessen und Bedürfnisse. Hier ist aber gleich noch eine wesentliche Unterscheidung zu machen: Es ist zwischen einem Größer-britischen und einem indischen Imperialismus zu unterscheiden; unsere Betrachtungen gelten ausschließlich dem indischen, denn er ist es ganz besonders gewesen, der in der Entstehungsgeschichte des Krieges eine wesentliche Rolle gespielt hat. *Ich behaupte: das Studium des indischen Imperialismus und seines Einmündens in die heutige Weltlage macht uns vieles begreiflich, was sonst unerklärlich bleibt*; der Inhalt dieser Seiten bezieht sich deshalb auf Werden und Wesen des indischen Imperialismus. Um ein gewaltiges Gebiet rasch zu umfassen, gliedere ich scharf. Ich frage erstens: wie ist die britische Herrschaft in Indien entstanden? Zweitens: welche Bedeutung hat sie für England, für den Krieg, und hierdurch für uns gewonnen? Drittens: Welche Abrechnung haben wir zu halten?

Wie ist die britische Herrschaft in Indien entstanden? Indien, das alte Wunderland hat auch auf die Geschichtsschreibung berauschend eingewirkt; in einem berühmten Buche über „Englands Ausdehnung" verkündet Seeley: Gleichsam in einem Anfall von Geistes-Abwesenheit seien die Engländer in Indiens Besitz gelangt; er schreibt dem Zufall, dem Wunderbaren eine bestimmende Rolle zu. Er ist von seinen Landsleuten berichtigt worden; der Werdegang trägt in der Tat wenig Wunderbares an sich. Man könnte eher sagen, die Entwicklung vollzog sich in logischer Konsequenz. Eine erste Epoche in der Geschichte der britischen Herrschaft in Indien führt uns von 1600 bis etwa 1660: Es ist die Epoche des Experimentierens, der

Grundlegung, insofern als auf dem hier begonnenen weiter gebaut wurde, aber nicht in dem Sinne, daß schon die Entscheidung für die Zukunft gefallen wäre. Im Begehren nach den Schätzen des Wunderlandes waren die Engländer gar nicht die ersten; sie waren auch nicht die ersten unter denen, die nach Sperrung des Landweges durch die Osmanen, den Seeweg nutzten, um an das Ziel zu gelangen; Spanier und Portugiesen waren ihnen vorangegangen. Es bedurfte der Niederlage der spanischen Armada (1588), um den Engländern im Gegensatze gegen Spanien den Weg zu öffnen; auch dann währte es noch mehrere Jahre bis 1600, daß eine Kompagnie von Kaufleuten das Privileg erhielt, sich in Indien zu betätigen. Vom 31. Dezember 1600 datiert der Freibrief, der die ostindische Kompagnie begründet, „zur Ehre der Nation, zur Bereicherung des Volkes, zur Ermunterung des Unternehmungsgeistes der Untertanen, wie zur Vermehrung von Handel und Schiffahrt". Die Kompagniegeschichte gibt bis 1760 den engeren Rahmen ab, in dem sich die englischen Schicksale in Indien abspielen. Die ideelle Grenzsperre, die Spanien mit seiner Berufung auf eine den Besitzstand regelnde päpstliche Bulle errichtet hatte, war von da an durchbrochen; dafür trafen die Engländer an Ort und Stelle auf ein sehr reales Hemmnis, das ihnen das Leben schwer machte: schon hatten die Holländer sich gerade dort niedergelassen, wo die Engländer sich am raschesten zu bereichern dachten. Die Gewürzinseln wurden von den Holländern ausgebeutet, die diese Inseln noch heute in Händen haben; sie sahen in den Engländern, trotz der Gemeinsamkeit des Glaubens und der Freundschaft ihrer Regierungen in Europa, nichts als lästige Eindringlinge. Wir lesen in einer zeitgenössischen Quelle: „Es ist unmöglich, den natürlichen Haß eines Holländers gegen einen Engländer in irgend einem anderen Teile der Welt so gut wie in Indien kennen zu lernen". Die Holländer waren die Stärkeren; ein schreckliches Blutbad (1623) verdrängte die Engländer aus dem Inselgebiete und veranlaßte sie nun erst den Kontinent zu ihrer Niederlassung zu wählen. Von 1624—1643 wurden die ersten Faktoreien angelegt; sie lagen weit voneinander ab; Madras an der Ostküste Vorderindiens, ist der uns bekannteste Name. Auch dort ging es nur langsam vorwärts, zumal die Kompagnie gleichzeitig mit Antipathien in der Heimat zu rechnen hatte. Denn wo blieben die wertvollen Schätze, auf die man gerechnet hatte? Wie stand es mit den Mineralien und den kostbaren Rohstoffen? Die Kompagnie importierte Baumwolle und seidene Gewebe und wagte es, dem zu Hause allmächtigen Tuchgewerbe Konkurrenz zu machen; dessen Vertreter waren um so erboster, als sie bei dem indischen Klima ihre Wollwaren unmöglich im Austausch in Indien absetzen konnten. Gegen Mitte des Jahrhunderts war alles in allem das Ergebnis des indischen Unternehmens so wenig

befriedigend, daß allen Ernstes erwogen wurde, ob man nicht das ostindische Geschäft an die holländischen Konkurrenten verkaufen sollte.

Die zweite Epoche führt von 1660—1760. Es ist die Epoche der großen Entscheidungen. Wie sind sie herbeigeführt worden? In England begann ein günstigerer Wind für die Kompagnie zu wehen; der stets geldbedürftige Karl II. protegierte sie; aus der Mitgift, die ihm die Ehe mit einer portugiesischen Prinzessin einbrachte, übergab er Bombay der Kompagnie. Jetzt nahm auch der Handel der Kompagnie im Einklang mit den wirtschaftstheoretischen Anschauungen der Zeit zu; ein Importartikel von gewaltigster Bedeutung begann eine Rolle zu spielen. Im Jahre 1664 war es, daß die Kompagnie als Kuriosität dem König zwei Pfund Tee zum Geschenk machte; von 1715 an diente eine Faktorei in Canton dem ständigen Tee-Import. Das war chinesischer Boden, aber die Bedeutung Indiens lag auch schon darin, daß es den Verkehr mit den Nachbarländern vermittelte. Die Zahl der Ostindienfahrer wuchs begreiflicherweise. Also verkündet ein vielgelesener national-ökonomischer Schriftsteller, Charles Davenant, bereits um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert: „Das Land, das in den vollen Besitz Ostindiens gelangt, wird der ganzen Handelswelt die Gesetze geben." Alles das trug indessen außerordentlich wenig zur Entscheidung bei, im Vergleich mit zwei Vorgängen, die kurze Erwähnung finden müssen. Ein innerindischer Vorgang: das alte Mogulreich, das seit Mitte des 16. Jahrhunderts den Rahmen für Indiens staatliche Verhältnisse abgab — eine Fremdherrschaft über dem bunten Völkergemisch Indiens — geriet in Niedergang und Zerfall. Beides wurde so offensichtlich, daß Projektenmacher seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts sich mit Eroberungsplänen Indiens beschäftigten, deren Ausführung sie als durchaus nicht schwer hinstellten. Dieser Zerfall drohte seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu einer furchtbaren Anarchie, zu einem Kampfe aller gegen alle zu führen. Die Verhältnisse schrien nach einem neuen, Ordnung stiftenden Gebieter; da stellten sich neben den Engländern die Franzosen mit dem Anspruch darauf ein, ebenfalls eine Herrschaft in Indien zu begründen. Ihr Anspruch fußte auf ihrer gebietenden Macht in Europa, und auf ihren großen Fähigkeiten in der Beherrschung fremder Völkerschaften. Die Franzosen lehrten durch ihr Beispiel, wie ein europäisches Volk mit einer verschwindenden Minderheit ein Regiment über die indischen Völkermassen einzurichten vermöchte. Nun hing alles weitere davon ab, ob die Franzosen oder die Engländer die Oberhand behaupten würden. Der zweite Vorgang also, der hier eine Rolle spielte, ist die kriegerische Auseinandersetzung zwischen England und Frankreich in jenen Jahren gewesen, in denen die deutsche Geschichte von den Kriegen und Siegen

Friedrichs des Großen berichtet. Die Franzosen hatten die besseren Aussichten, der Ausgang entschied gleichwohl für die Engländer; die Franzosen verloren nahezu alles, was sie besessen hatten. Wie kam das? Es war, um den Bescheid auf die kürzeste Formel zu bringen, folgendes maßgebend: Nationale Kraft und organisches Wachstum auf englischer Seite erwiesen sich der staatlichen Führung und Züchtung auf der französischen überlegen. Daneben soll das persönliche Verdienst des Siegers von Plassey, des Lord Clive, den Friedrich der Große als den vom Himmel gesandten General pries, nicht vergessen werden; wenn es seit 1760 feststand, daß unter den europäischen Mächten nur noch England eine Aussicht auf die Erbschaft des Großmoguls hatte, so war es dieser Mann, der diesen Tatbestand schuf.

Es folgt die Epoche des Aufbaus und der Vollendung des britischen Imperiums in Indien (1760—1860). In Indien sah es nach dem Siege Lord Clives wirr und wüst aus; die Mogulherrschaft war nicht mehr anerkannt, eine neue war noch nicht an die Stelle gesetzt. Der Krieg hatte gewaltige Besitzveränderungen mit sich gebracht; die Engländer waren Herren Bengalens geworden; der Eingang ins Gangesdelta und ins Innere Indiens war ihnen erschlossen. Calcutta war der natürliche Platz für die künftige Hauptstadt. Aus einer handeltreibenden Kompagnie war eine Landesherrin hervorgegangen; es war offensichtlich, dabei konnte es nicht sein Bewenden haben. Der Staat mußte eingreifen, aber dagegen erhoben sich viele Stimmen in England; die öffentliche Meinung hatte das richtige Gefühl, daß man vor einer Wegscheide stände, und daß das alte England ein Risiko sondergleichen auf sich nähme, wenn man auf diesen Bahnen weiterginge. Mit dem wachsenden Handelsgewinn hatte man sich gern abgefunden; nach einem britischen Imperium in Indien begehrte das englische Volk nicht. Was aber tun? Ein voller Verzicht war auch nicht mehr möglich; man suchte einen Mittelweg. Der Staat sollte die Verantwortung übernehmen; die Kompagnie, der der Handel verbleiben sollte, hätte sich seinen Verfügungen unterzuordnen; auf weitere Eroberungen sollte verzichtet werden. Die organisierende Tätigkeit kam nach einem vergeblichen Versuche Frankreichs, das Verlorene während des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges zurückzugewinnen, zum Abschluß. Pitts ostindische Bill von 1784 schuf im wesentlichen die Einrichtungen, wie sie heute bestehen; gleichzeitig wurde als Grundsatz festgelegt, daß Englands Politik in Indien eine Politik der Reform und des Friedens sein sollte. Da erschien Napoleon Bonaparte. Ich glaube nicht, daß dieser, wie dies oft gesagt worden ist, von Anfang an England als seinen Hauptgegner ins Auge faßte und die Wurzeln der englischen Macht in Indien zu durchschneiden suchte; Englands Machtstellung wurzelte damals noch gar nicht in Indien.

Napoleon begann als Phantast, dem in einem Zeitalter allgemeiner Umwälzungen alles möglich erschien; er wollte sich ein großes Mittelmeer-Reich gründen, besetzte Ägypten, und warum nicht von hier aus den Versuch wiederholen, die Engländer aus Indien zu vertreiben? So schuf er sich die Gegnerschaft Englands; sie fand ungeahnte Erwiderung, zumal in Indien. Napoleons auf Indien gerichtete Bestrebungen bilden in der Geschichte der britischen Herrschaft in Indien einen Markstein; sie waren es, die erst die Politik eines indischen Imperialismus ausgelöst haben. Bis dahin wünschte man es bei einem Kranze von Handelsniederlassungen zu belassen; jetzt wurden Schritte unternommen, die zur Reichsbildung führten. Napoleons Gegenspieler in Indien war Lord Wellesley, der ältere Bruder des uns bekannteren Herzogs von Wellington; sein Ziel war Englands Herrschaft in Indien für alle Zeit zu sichern. Hierzu galt es einmal die aufrührerischen Stämme zu bändigen; zweitens den britischen Besitzstand zu konsolidieren, d. h. einen Zusammenhang zwischen den getrennten Niederlassungen herzustellen. Beides war mit einer ungeheuren Ausdehnung des Einflusses und des Territoriums verbunden. Äußerlich bekundete sich die Veränderung darin: der Großmogul wurde zu einem Pensionär des englischen Staates; in einem amtlichen Aktenstück wird 1799 zum ersten Male von einem britischen Reiche in Indien gesprochen. Die Stimmung der englischen Bevölkerung war umgeschlagen, aber noch einmal wurde sie von Bedenken gepackt; Lord Wellesley wurde aus seiner triumphierenden Laufbahn abberufen. Nochmals verlautete: man wünsche nicht weiterzugehen. Es war zu spät; die Zeit kam, wo die Verhältnisse stärker wurden als die Menschen. Es gab nur noch eine Wahl zwischen einem Zurück unter Preisgabe aller bisherigen Errungenschaften oder einem Vorwärts, das erst mit der Ausdehnung des Imperiums über ganz Indien endete: man ließ es entweder geschehen, daß die noch selbständigen Gewalten die Oberhand zurückgewannen, oder man unterwarf auch sie noch, um Indiens Schicksal zu besiegeln. Die Prokonsuln, die in Lord Wellesleys Fußtapfen traten, sorgten für die Vorwärtsrichtung (1814—1852). 1849 war die Eroberung der Indusebene beendet; 1852 ist auf dem vorderindischen Festlande im großen und ganzen der heutige Zustand hergestellt; ein Kontinent, etwa so groß wie Europa westlich der Weichsel war englischer Besitz geworden. Die Stimmen der Bedenklichen waren von denjenigen übertönt, welche die Dinge mit anderen Augen sahen, seitdem die Kompagnie auch auf ihre wirtschaftlichen Privilegien hatte verzichten müssen. Indien wurde für den wirtschaftlichen Wettbewerb aller Engländer freigegeben. 1858 wurden die letzten Reste der Kompagnie aufgehoben.

Welche Bedeutung hat das britische Imperium in Indien für England, für den Krieg und hierdurch für uns gewonnen?

Indiens ursprünglicher Zweck war, England reich und immer reicher zu machen; er ist nie aus den Augen verloren worden. Aber die Natur stellte die ersehnten Schätze nicht freigiebig zur Verfügung; erst menschlicher Fleiß mußte sie schaffen. Hierzu gehörte ein geordnetes Wirtschaftsleben, und dieses bedingte eine geordnete Regierung und Verwaltung. Unter diesem Gesichtspunkte wurde Indien für England zu einem Studiengebiet für eine bisher unbekannte Praxis. England das Land des Parlamentarismus und der Selbstverwaltung, die Engländer, das Volk, in dessen herrschsüchtiger Art es von Haus aus nicht gelegen war, fremden Rassen gerecht zu werden, mußten die Methoden des aufgeklärten Absolutismus und ihre Anwendung auf orientalische Völkermassen lernen. Wie weit und mit welchen Mitteln dies gelang, das ist nicht hier auszuführen[1]); Bismarck rühmte das Ergebnis: „Wenn England", sagte er, „alle seine Geistesheroen aus der Vergangenheit verlöre, das, was es für Indien getan, würde seinen Namen auf ewig unsterblich machen." Je mehr Mühen Indien verursachte, desto mehr sollte es dann aber auch einbringen. Der Wunsch, Indien zum Grundpfeiler der britischen Wirtschaftsmacht zu machen, näherte sich der Erfüllung, als in England das Zeitalter der Vorherrschaft des Tuchgewerbes durch die Blütezeit des Baumwollgewerbes abgelöst wurde. Jetzt konnte Indien den begehrten Rohstoff einführen; ganz glücklich war die englische Kaufmannswelt, als gleichzeitig die alte vermittelnde Rolle Indiens im Wirtschaftsverkehr mit China dahin führte, daß der chinesische Markt, der jetzt im Tee das Nationalgetränk für England lieferte, außerdem ein höchst ergiebiges Absatzgebiet für diese englischen Fabrikate wurde. Einen Jubel erweckte in Lancashire die Hoffnung, jeder der 300 Millionen Chinesen könnte sich eine baumwollene Kopfbedeckung anschaffen. Es wäre indessen falsch, anzunehmen, daß der materielle Nutzen für Indiens Wertung entscheidend wurde; eine der bedeutsamsten Wirkungen Indiens auf England ist vielmehr darin zu sehen, daß Indiens Besitz eine Geistesrichtung nährte, die den Engländern ursprünglich fremd gewesen ist. Ihnen war staatliches Machtbewußtsein fremd; der Puritanismus, der in der Geschichte des Größerbritischen Imperialismus eine Triebkraft bildet, verweist im Dienste der Religion auf die Ausdehnung des Volkstums, nicht der Staatsmacht; erst Indien schuf ein staatliches Machtbewußtsein. Es schlug im Ringen

[1]) Ich gehe deshalb auch nicht auf die Frage ein, ob heute ein indischer Aufstand zu erwarten ist. Wie wenig hierüber prophezeit werden kann, läßt uns als bester Kenner dieser Verhältnisse wissen: Sten Konow, Die indische Frage. Hamburg 1914.

gegen Napoleon Wurzel; es nahm Napoleonischen Geist und Napoleonische Methoden in sich auf; es ist nicht anders: Der indische Imperialismus gewann Napoleonisches Gepräge! Napoleon hatte in Erdteilen zu denken gelehrt; die Engländer ahmten es nach, um sich ihre indische Machtstellung zu sichern. Und das ist der Ausgangspunkt für alles Weitere, was zu berichten bleibt. Indien verlangte nach einer Sicherung der Seestraßen, die zu seinen Gestaden führten; daraus erwuchs der Wunsch nach der Seeherrschaft zunächst auf dem Wege über das Kap. Hieraus ergab sich die Besitznahme des Kaps der Guten Hoffnung und die Besiedelung der Kapkolonie, für die anfangs kein anderes Interesse maßgebend war. An die Besitznahme des Kaps schloß sich die Anlage einer Etappenstraße, der Erwerb von Stützpunkten für die Flotte, die bis in den Indischen Ozean hineinführten. Alsdann war auf die Sicherung des Landweges zu achten, der über Ägypten ging, denn die unter Napoleon eingetretenen Gefahren sollten sich nicht wiederholen. Diese Sicherung hatte eine ganz neue Aufgabestellung an Englands auswärtige Politik zur Folge: es meldete sich die Sorge für die Aufrechterhaltung der Türkei, zu deren Bestand Ägypten zählte. Falls fortan der türkische Besitzstand irgendwo zur Liquidation kam, mußte England rechtzeitig zur Stelle sein, um Hand auf Ägypten zu legen, bevor es eine andere Macht tat. England wich dieser Notwendigkeit längere Zeit aus und wollte von Teilungsplänen der Türkei, wie sie Zar Nikolaus I. und Napoleon III. zuflüsterten, den Engländern als ihren Anteil Ägypten zuweisend, nichts wissen; erst 1882 trat der Zeitpunkt ein, wo Ägypten unter die Fittiche des englischen Staates genommen wurde unter dem Gesichtspunkte der Sicherung Indiens. Alles das ist noch wenig im Vergleich mit der gewaltigsten Aufgabe, welche Indien England auferlegte; es galt Indiens Sicherung gegen das Andringen einer europäisch-asiatischen Großmacht durchzuführen: Indien brachte England den Gegensatz gegen Rußland ein. Hier ist eine rasche geographische Orientierung geboten. Indien ist auf der Landseite von der Natur geschützt als hätte diese das Märchenland vor der Habsucht der Fremden bergen wollen; die gewaltigen Gebirgsmassen des Himalaja und weite Steppen machen den Zugang für Heeresmassen zur Unmöglichkeit. Nie hätten die Engländer Herren Indiens werden können, wenn sie nicht mit ihren Schiffen von der Seeseite aus gekommen wären. Ein einziges Einfalltor gab es von der Landseite her; es war im Nordwesten; dort lag Afghanistan. Alle Eroberer, die sich mit Waffengewalt Bahn gebrochen, waren von hier aus eingedrungen: nun begreift es sich, welche Gefahr für England darin lag, daß sich Rußlands Ausdehnungsdrang den Grenzen Afghanistans näherte. Neue Schutzmaßnahmen waren

zu treffen, abgesehen von der Reihe von Kriegen, die zwischen England und Rußland Afghanistans wegen geführt wurden. Das Wichtigste war, um uns der Ausdrucksweise des Vizekönigs Lord Curzon zu bedienen: Es wurde jenseits der Festungswälle, welche die Natur für Indien geschaffen, ein Glacis von verschiedener Breite und Ausdehnung angelegt. „Wir brauchen es nicht zu besetzen", erläuterte Lord Curzon, „aber wir dürfen nicht zulassen, daß es von einem Feinde besetzt werde. Wir sind ganz zufrieden damit, daß es in der Hand von Verbündeten und Freunden bleibt, aber wenn feindseliger Einfluß hereinschleicht und sich unter unseren Wällen einnistet, so sind wir zur Intervention geneigt, weil sonst unsere Sicherheit bedroht wäre. Das ist das Geheimnis der ganzen Lage in Arabien, Persien, Afghanistan, Tibet und Siam." Die Anlage des Glacis benötigte, daß England darauf ausging soviel wie möglich von den in Betracht kommenden Gebieten unter sein Protektorat zu bringen; wie dies geschah, und wie die Landgrenze Indiens im weitesten Sinne durch den gewaltigen Kreisbogen von Arabien bis Siam bezeichnet wurde, hat Karl Stählin ausgezeichnet dargelegt[1]). Hier genüge der Hinweis auf das Ergebnis: Englands indisches Reich dehnte sich mit seinen Verpflichtungen und Verantwortlichkeiten derart aus, daß England zu einer asiatischen Großmacht wurde. Disraeli sah dies bereits voraus, als er im Jahre 1866 hochmütig übertreibend zum Grafen Bißthum sagte: „Es ist uns namenlos gleichgültig, was aus Deutschland wird. Unsere Hauptinteressen liegen in Asien, nicht mehr in Europa. Antwerpen ist auf dem Festlande vielleicht der einzige Punkt, der uns nahe geht." Ungeheuer viel will dieser Tatbestand, der vielen von uns kaum zum Bewußtsein gekommen ist, sagen. Wie kommt es doch, daß England und Deutschland trotz gemeinsamer germanischer Abstammung und gemeinsamer Religion sich heute wie zwei Menschen gegenüberstehen, die sich nicht mehr verstehen? Die tiefstliegende Erklärung liegt eben darin, daß England keine germanische Macht mehr ist, sondern gleich Rußland eine europäisch-asiatische wurde. Und diese europäisch-asiatische Großmacht ist es, die den Krieg gegen uns heraufbeschworen hat, insofern nämlich die Interessenfragen, die die Weltlage, aus der der Krieg hervorging, schufen, von Asien her in Erscheinung traten. Der englisch-russische Gegensatz war für uns ein Vorteil: er schien unüberbrückbar. Er spitzte sich seit 1880 stetig zu. In den neunziger Jahren war es ein atembeklemmendes Schauspiel, zu beobachten, wie die beiden Mächte sich gleichsam auf Sprungweite einander näherten. Im Norden auf dem Pamir, dem „Dach

[1]) In seinen Studien: „Die Politik der englischen Landgrenze von einst und jetzt." Historische Zeitschrift. 3. Folge 2. Band. „Das äußere und das innere Problem im heutigen Britisch-Indien." Heidelberg 1908.

der Welt", trennte nur noch ein ganz schmaler Streifen afghanischen Gebiets die indo-britische von der russischen Grenze. Dabei lag der Vorteil auf seiten Rußlands, das überall seine Gegenmaßnahmen getroffen, zumal in Persien sich Einfluß erworben, und jetzt darauf ausging, vom fernen Osten her, vom Stillen Ozean und von China aus seine asiatische Machtstellung zu festigen. Und dieses Rußland verstand auch das noch: bei Eintritt der ostasiatischen Mächte, Chinas und Japans, in die Weltpolitik, einigte es sich mit Frankreich und zugleich mit Deutschland über die ihm zweckmäßigen Maßnahmen. Damals — im Herbst 1896 — geschah es, daß der Zar unserem Kaiser den Erwerb eines Stützpunktes in Ostasien nahegelegt hat. Mir scheint: hier liegt unmittelbar der Ausgangspunkt für Englands Bemühungen, eine neue Ordnung der Dinge herzustellen; die Sorge um seine asiatische Machtstellung war das Leitmotiv. Erst wurde der Versuch einer Annäherung an uns gemacht; wir sollten vermutlich — ich überschreite hier die Grenzen des Historikers, indem ich den Tatbestand zu konstruieren suche — gegen Vorteile in Ostasien oder sonstwo, auf Rußland in Europa drücken und damit einen Stillstand der russischen Vorwärtsbewegung in Asien herbeiführen helfen. Chamberlain machte darauf aufmerksam, — so wird es erzählt — daß wenn wir nein sagten, England suchen würde, sich mit Frankreich und Rußland zu verständigen. Wir wichen aus wohlerwogenen Gründen aus, und nun folgte ein Stück der geriebensten Diplomatie, die je vollbracht worden ist: erst die Schwächung Rußlands durch den von England eingefädelten Krieg mit Japan; dann das englische Freundschaftswerben in Petersburg, der Abschluß des Abkommens von 1907 und hiermit verbunden schließlich die Ablenkung Rußlands auf den nahen Orient unter eventueller Preisgabe der Türkei. Das alles im Zusammengehen mit Frankreich und mit Reizung aller Leidenschaften gegen uns, damit das Schwergewicht der internationalen Gegensätze um so sicherer nach Europa zurückverlegt würde. Die folgende Entwicklung der Weltlage von 1907 an bis zum Kriegsausbruch habe ich bereits unter dem Gesichtspunkte der deutsch-englischen Gegnerschaft geschildert[1]); hier will ich nur ergänzend bemerken: ein Zusammenstoß Rußlands mit Deutschland und seinem österreichischen Bundesgenossen bot unter dem Gesichtspunkt des indischen Imperialismus eine für England lockende Perspektive: Rußlands nochmalige Schwächung war da ganz ebenso nützlich wie eine Schwächung und Schädigung Deutschlands, der bösen Flottenmacht und des schlimmen Konkurrenten im Welthandel. Wir können nicht anders sagen: Englands Plan ist gelungen. Seine Verwertung Japans setzt dem ganzen diplomatischen Bau die Krone auf; wir empörten uns,

[1]) In meiner vorhin genannten Schrift.

daß England die gelbe Rasse gegen uns aufhetzte, wobei wir übersahen, daß unser germanischer Vetter sich zu einer halbasiatischen Macht ausgewachsen hatte; aber auch das ist dabei zu erwägen: die gelbe Rasse soll vielleicht nicht bloß gegen uns Dienste leisten, sondern ebenso Rußland nochmals einen Hemmschuh anlegen, falls dieses einmal daran denken sollte, von England abzuschwenken. Indien führte uns auf die tieferen Strömungen, die die kriegerische Weltlage schufen; es hilft uns schließlich auch den Zustand erklären, in dem England in den Krieg eingetreten ist, und die Art und Weise wie es ihn führt. Wir beobachten ein erstaunliches Mißverhältnis zwischen Englands Ansprüchen und seiner eigenen Kraftentfaltung; es ist dieses nicht zum mindesten daraus abzuleiten, daß der indische Imperialismus eine Disharmonie zwischen den Reichsinteressen geschaffen hat. Den Anforderungen einer asiatischen Großmacht zu genügen, hätte England sich zu einer Militärmacht entwickeln müssen; hiergegen bäumte sich sowohl das Alt-Engländertum auf, wie auch die Stimmung in den großen Siedelungskolonien, die den Weg zur freien Demokratie wiesen. Die Regierenden willfahrten den Gegnern des Militarismus und setzten gleichzeitig ihre Machtpolitik in Asien fort; was dabei herausgekommen ist, spielt sich vor unseren Augen ab: fremde Truppen müssen herhalten, um das Reich verteidigen zu helfen.

Und was lernen wir zu guter Letzt für unser Deutschland? Wo hat unsere Abrechnung einzusetzen? Ich meine: *Dort, wo England die Weltverhältnisse zu bestimmen begonnen hat, um seinen Bedürfnissen als europäischer und asiatischer Macht zugleich zu genügen.* In seinem Verlangen, die Seewege nach Indien für sich zur Verfügung zu haben, wurzelt das Unerträgliche seines Anspruches auf die Seeherrschaft; in seinem Bemühen, seine europäische Politik nach seinen weitreichenden Verpflichtungen in anderen Teilen der Welt einzurichten, wurzelt der Anspruch, ein europäisches Gleichgewicht nach seinen Wünschen herzustellen. Es kommt dabei wirklich auf das heraus, was englische Gelehrte als Englands Anliegen im Weltkriege ausgegeben haben, sobald die richtige Auslegung für ihre Worte gefunden wird: Die Engländer kämpfen „für Recht und Freiheit"! *Gewiß, sie kämpfen für das Recht des Stärkeren und für die Freiheit zu tun, was ihnen beliebt.* Dem muß und soll ein Damm entgegengesetzt werden. Leopold von Ranke kennzeichnete in seinem großen Stile den weltgeschichtlich bedeutsamen Augenblick, in dem England in den Kampf mit der Armada eintrat und sich die Wege für seine imperialistische Mission öffnete mit den Worten: „Die Geschicke der Menschheit lagen auf der Wagschale." Er erlebte es nicht, in welchem Maße England die Mission als germanische und protestantische Macht, auf die er anspielte, verleugnete. Heute dürfen

Rankes tiefe Worte für Deutschlands Vorgehen in Anspruch genommen werden: Der deutsche „Militarismus" vertritt mit Deutschlands eigenen Interessen Menschheitsinteressen. Er kämpft für freies nationales Wachstum und staatliche Selbständigkeit gegen das Überwuchern universalistischer Tendenzen und asiatischer Machttriebe.

Englands Perfidie 1870.

Die Times hat (7. Juli 1870) „gegen den neuen Thronkandidaten persönlich durchaus nichts einzuwenden, aber bei allen guten Eigenschaften scheint ihr doch die auf den Prinzen gefallene Wahl als eine unglückliche, die leicht zu künftigen Verlegenheiten führen könne. In Frankreich sei man nun einmal höchst mißtrauisch gegen Preußen."

Standard vom selben Tage: „Wir wollen nicht untersuchen, ob die französische Regierung das Recht hat, eine derartige Sprache zu führen, aber ganz gewiß ist es, daß diese Sprache in ihrem Munde nur natürlich klingt. Dem französischen Volke muß die Erhebung eines Mitgliedes der preußischen Königsfamilie auf den spanischen Thron als eine Beleidigung und eine Drohung erscheinen. Die Sache wäre vielleicht geduldet worden, wenn die spanische Regierung die französische um Rat gefragt hätte, aber diese Überrumpelung, diese anscheinende Intrige ist durchaus geeignet, das französische Volk ohne Unterschied der Partei aufzureizen."

Daily News und Telegraph äußern (16. August) „in Ausdrücken ernster Besorgnis die Hoffnung, Preußen möge dem Kriege bis zu Ende den Charakter des Verteidigungskrieges lassen und nicht seine militärischen Vorteile über die Grenzen hinaus verfolgen, welche für Erwerbung und Garantie dauernder politischer Sicherheit notwendig seien, indem durch ein solches Verfahren die Sympathien Europas auf seiten Frankreichs in die Wagschale fallen müßten."

Die Times vom selben Tage: „Unser Auswärtiges Amt sollte in diesem Augenblicke nicht nur mit Paris und Berlin, sondern auch mit den beiden Hauptquartieren in unmittelbarem Verkehr stehen und einen gemeinschaftlichen Boden zur Einigung suchen. England ist der einzig mögliche Vermittler in diesem Falle, und es ist seine Pflicht, von seiner Stellung den besten Gebrauch zu machen."

Daily News vom 27. August: „Was England anbetrifft, so haben wir keinen Grund, mit unserer Überzeugung zurückzuhalten, daß kein Bündnis natürlicher und freier von allen Hindernissen sein kann, als das zwischen einem starken, einigen Deutschland und Großbritannien. Gerade das preußische Militärsystem macht Preußen zur stärksten Defensivmacht in Europa. Ein starkes, einiges Deutschland ist ein Gegengewicht gegen Rußland wie gegen Frankreich. Alle Siege, die es gewinnen kann, werden seine Küstenentwicklung nicht vergrößern, noch es zum gefährlichen Rivalen Englands zur See machen. Wer von Angriffsgelüsten Deutschlands redet, kann nur von entfernten Möglichkeiten sprechen."

Am 13. September 1870: Daily News erklärt mit auffallender Schärfe: „Herr Thiers kommt durchaus nicht als Abgesandter, sondern auf eigene Faust, um hier seine Ansichten vom europäischen Gleichgewicht oder, besser gesagt, von der Notwendigkeit des französischen Übergewichtes unsern Ministern darzulegen."

Als gemeinschaftlichen Boden für den Frieden schlägt die Times den von der Indépendance belge und dem Journal de St. Pétersbourg aufgestellten Plan vor, Metz und Straßburg zu schleifen und Frankreich die Kriegskosten, sowie einige kleinere Bedingungen aufzuerlegen, und hofft, der König von Preußen werde sich wohl durch den Rat der Neutralen bestimmen lassen, und sich stark genug fühlen, der sehr erregten öffentlichen Meinung in Deutschland gegenüber diese Bedingungen nicht zu überschreiten.

Der Standard läßt sich über das europäische Gleichgewicht aus: Deutschland dürfe sich nicht vergrößern, weil England eben erst für die belgische Unabhängigkeit eingetreten sei.

27. Dezember 1870: Die Times bringt folgendes Telegramm aus Le Havre: „Die Preußen haben zu Dunclair (?) sechs englische Schiffe versenkt, um die Schiffahrt auf der Seine zu sperren. Sie schossen auf die Schiffsbesatzung, nahmen ihr alles weg und zwangen sie auf der nackten Erde zu kampieren. Die Schiffe hatten von den Preußen die Erlaubnis erhalten, ihre Ladung von Kohlen zu bergen."

5. Februar 1871. Deutsche Blätter melden offiziös: „Es ist bekannt, daß die neutralen Mächte, namentlich England, es gern gesehen hätten, wenn ihnen in bezug auf die Bedingungen, unter denen der Friede zwischen Frankreich und Deutschland geschlossen werden soll, eine Vermittlerrolle eingeräumt worden wäre. Graf Bismarck hat es aber nicht für angemessen gehalten, jetzt, wo es sich um die Herstellung des Friedens handelt, fremden Mächten einen Einfluß zu gewähren, den sie, als es sich um den Krieg handelte, weit entfernt waren zu betätigen. Er will, daß Deutschland, wie es den Krieg allein zu führen gehabt hat, auch die Bedingungen allein festsetze, unter denen er aufzuhören hat."

1. März 1871. Sämtliche Zeitungen geben ihren Sympathien für Frankreich Ausdruck.

Die Times sieht in den Friedensbedingungen nur einen Waffenstillstand zur Vorbereitung einer Revanche.

Die Morning Post fürchtet, Preußen werde nun auch bald Luxemburg erlangen und sagt: Frankreich hat aufgehört, eine Macht ersten Ranges zu sein.

Daily News: „Frankreich hat getan, was seine Ehre erheischte. Deutschland begeht einen politischen Fehler, indem es bis zum letzten Heller fordert, und die Sympathien der Welt gewaltsam auf die Seite seines Gegners drängt."

„Das Bedürfnis der englischen Politik war entweder entente cordiale mit Frankreich oder Besitz eines starken Bundesgenossen gegen Frankreichs Feindschaft. England ist wohl bereit, das stärkere Deutsch-Preußen als Ersatz für Österreich hinzu-

nehmen. Die Vorgänge von 1870 haben gezeigt, daß ich in der Einschätzung Englands recht hatte. Mit einer für uns jedenfalls verstimmenden Bereitwilligkeit übernahm man in London die Vertretung Frankreichs in Norddeutschland, und während des Krieges hat man sich niemals zu unsern Gunsten so weit kompromittiert, daß nicht die französische Freundschaft gewahrt worden wäre; im Gegenteil." (Bismarck, Gedanken und Erinnerungen, II, 63.)

„Die Vorstellung, daß Paris, obwohl es befestigt und das stärkste Bollwerk der Gegner war, nicht wie jede andere Festung angegriffen werden dürfe, war aus England auf dem Umwege über Berlin in unser Lager gekommen, mit der Redensart von dem „Mekka der Zivilisation" und andern in dem cant der öffentlichen Meinung in England üblichen und wirksamen Wendungen der Humanitätsgefühle, deren Betätigung England von allen anderen Mächten erwartet, aber seinen eigenen Gegnern nicht immer zugute kommen läßt. Von London wurde bei unsern maßgebenden Kreisen der Gedanke vertreten, daß die Übergabe von Paris nicht durch Geschütze, sondern nur durch Hunger herbeigeführt werden dürfe. Es mag dahingestellt bleiben, ob bei der englischen Einwirkung zugunsten der Humanität des Aushungerns nur Empfindsamkeit und nicht auch politische Berechnung im Spiele war. Jedenfalls vermehrte die Verschleppung der Überwältigung von Paris und des Abschlusses der kriegerischen Vorgänge für uns die Gefahr daß die Früchte unserer Siege uns verkümmert werden könten." (II, 131).

Die vorstehenden Auszüge sind nach verschiedenen Richtungen hin lehrreich. Sie zeigen vor allem, wie rasch die englischen Zeitungen eine politische Lage mit all ihren, zum Teil ziemlich fernliegenden möglichen oder wahrscheinlichen Folgen erfassen und ihr Verhalten darauf einstellen. Eine Schwächung Frankreichs wie ein Erstarken Preußens lagen beide 1870 im englischen Interesse, beide jedoch nur in beschränktem Maße: es war ebenso wünschenswert, die Macht des napoleonischen Frankreich ins Schwanken zu bringen wie Preußen Rußland gegenüber erstarken zu sehen, wie es nicht wünschenswert war, Deutschland bis zu einer, wenn auch noch so spät zu befürchtenden Konkurrenzmöglichkeit wachsen zu lassen. Daher der tantenhaft ärgerlich bevormundende Ton der englischen Presse, sobald sich zeigt, daß sich Bismarck nichts darein reden läßt. Endlich geht aus der Erinnerung an 1870 hervor, wie gut es gegenwärtig für uns ist, daß sich England von Anfang an auf die Seite unserer Gegner gestellt hat und nicht mehr in der Lage ist, gegen Ende durch Drohungen mit unangebrochenen Streitkräften zu Wasser und zu Land Deutschland zu einem flauen Frieden ohne für absehbare Zeit wirksame Friedesgarantien zu nötigen, eine Möglichkeit, die einzig von seiten Englands zu fürchten gewesen wäre, seitens anderer Mächte hingegen zwar allenfalls zu erwarten aber unschwer wirksam zu begegnen sein dürfte. A bon entendeur salut!

Üble Vorahnungen eines Engländers.

Wir entnehmen diese Zitate dem schon im Jahre 1907 erschienenen Buch The Clash of Empires des Engländers Thirlemire (Deutsch unter dem Titel „Der Zusammenprall der Weltmächte" in Berlin bei Karl Curtius erschienen).

Obgleich es in Südamerika zurückgeschlagen, in Kleinasien vorübergehend schachmatt gesetzt und in Afrika geprellt wurde, ist das große Reich, das Bismarck so stark zusammengeschweißt hat, genötigt, sich auszubreiten, oder es muß untergehen. Deshalb rüstet es fortwährend und ernstlich; während wir auf die Aufforderung kurzsichtiger Träumer hin abrüsten.

Bedenkt, daß ihr eure Freiheit und die meisten Vorteile, die ihr jetzt genießt, denen gutschreiben müßt, die das emsige und gewissenhafte Leben der Selbstverleugnung führten — denjenigen, die in Gräbern ruhen, die kein Stein bezeichnet, deren persönliche Taten nicht in der Erinnerung der Menschen leben. Den Schatten der nicht geehrten Toten, die unsere Größe aufbauen halfen, sollten wir einen täglichen Tribut dankbarer Gedanken und selbstloser Entschlüsse darbringen. Unsere Verbündeten, die tapferen Japaner, gewinnen keine Schlacht, ohne der Toten zu gedenken. Eine der Hauptpflichten, die der Shintoismus, ihre nationale Religion, ihnen auferlegt, ist die Versöhnung und Verehrung der Abgeschiedenen. Laßt uns also noch etwas vom Osten lernen, woher das Licht kommt, und laßt uns ebenso unsere Toten ehren, indem wir wenigstens das ehren, was sie uns erwarben!

*

Was würden wir tun, wenn Australien ein Handelsbündnis oder ein Auswanderungsübereinkommen mit Deutschland abschließen wollte? Es könnte sehr wohl eine derartige Tat in Betracht ziehen, wenn wir uns ernstlich weigern wollten, die vitale Frage der Reichseinigung zur Beratung zu bringen. Die deutsche Nation wächst jährlich um fast eine Million Einwohner: eine große Zahl von diesen wandert jährlich aus und ist für die Nation verloren. Australien enthält nur 4000000 Einwohner und es kann zu seiner Bevölkerungszahl nichts hinzufügen durch natürliches Wachstum oder durch Pflege der Einwanderung. Könnte nicht ein Handelsbündnis mit Deutschland und ein Einverständnis bezüglich der Auswanderung leicht etwas anderes herbeiführen, wenn der geeignete Moment gekommen wäre?

Wenn Australien in die Hände unserer deutschen Vettern fiele, dann würden die kolonialen Geschäfte anders geführt werden als in Ost- und Südwestafrika. Gebt Deutschland ein Land mit ungeheueren Möglichkeiten und es wird ein zweites Deutschland machen. Die Deutschen verstehen gewöhnlich Gelegenheiten besser auszunutzen als wir, denn sie haben einen höheren Grad der Kultur erreicht. Soziologisch bilden sie das vollkommenste Bild einer organischen Gesellschaft, das es in der Welt gibt, mit der einzigen Ausnahme der Japaner. Deutsche Reisende in jenem Teil der Welt sprechen vertrauensvoll von einer herannahenden Zeit, wo die Gesamtheit Australiens unter der Fahne des Kaisers stehen wird, und wir können sicher sein, daß irgendwo in den Geheimfächern der deutschen Admiralität ein sorgfältig ausgearbeiteter Plan liegt, unsere Kabel zu durchschneiden und von einem südlichen Point d'appui Besitz zu ergreifen.

Was sollten wir tun, was könnten wir tun, wenn all die führenden Lokaldirektoren der südafrikanischen Minengesellschaften (von denen viele deutscher Abkunft sind) eingestandenermaßen deutschenfreundlich in ihren Sympathien würden und eine Liga aus den Buren, den „Bond", und jenen unzähligen Personen gebildet würde, die mit der englischen Herrschaft in Südafrika unzufrieden sind? Wenn Deutschland auf diese Weise den Rand unter seine Herrschaft bekäme, würde unsere Weltmacht von selbst verschwinden.

*

Wir Engländer haben, was Deutschland nicht besitzt: wir haben Kolonien, die ungeheure Mengen Goldes einbringen. Diese Besitzungen haben uns in den letzten Jahren mehr bereichert, als unsere Fabriken und unser Handelsbetrieb. Einer unserer jüngsten Gold produzierenden Staaten — Westaustralien — hat seit 1886 70000000 Lstrl. eingetragen. Auch Wei-Hai-Wei und Mauritius haben ihren Anteil an dem gelben Spielzeug des Crösus erbracht. Wenn Deutschland diese unsere vielen Goldfelder besäße, plus unseren offenen Märkten, dann wäre Großbritannien nur noch ein Name im Geographiebuch.

*

Zu unserem Glücke, aber zum Unglück für die Menschheit, hat der Kaiser nie in seinen Kolonialdiensten so glänzende Reichsbaumeister gehabt, wie Lord Milner, Lord Curzon, Sir Percy Gironard und Sir Frederick Lugard. Wenn er solche Beamte hätte, so würde es ihnen nie an Beschäftigung fehlen.

*

Laßt uns die Geschichte vom Riesen im „Gestiefelten Kater" nicht vergessen. In der Entfaltung unserer nationalen Eitelkeit und im prahlerischen Paradieren mit unserem ungeheuren Reichtum und Macht, waren wir viele Jahre lang wie jener Oger. Unsere hochnasige Selbstgefälligkeit, die alle Europäer gereizt hat, ist wieder der Hochmut des Riesen. Gebt acht, daß Deutschland nicht die Rolle des schlauen Katers übernehme. Seine eigenen alten historischen Erfahrungen, und die neue scharfe Lektion, die Napoleon ihm bei Jena erteilt hat, haben seinen nationalen Geist die Wichtigkeit gelehrt, die es hat, ein Volk zu schlagen, ehe es ein geeignetes Verteidigungssystem angenommen hat. Wie man treffend und angemessen gesagt hat: „Die meisten zugrunde gehenden Nationen werden gerade bei Reformplänen erwischt!"

*

Ein Reich hat gewöhnlich die Verteidigungsmittel und die Verteidiger, die es verdient. Wenn ein Volk seine Matrosen wie Schweine und seine Soldaten wie Hunde behandelt, dann muß es freilich auf jener schlüpfrigen Bahn hinabgleiten, die zum Abgrund führt.

Die englische Kriegsstimmung.

Von Dr. Franz Beyel in Zürich.

Die ersten drei Kriegsmonate habe ich in England erlebt, reiste dann über Frankreich nach der Schweizer Heimat zurück und konnte von hier aus gewahr werden, wie sich Deutschland mit dem großen Tagesproblem abfindet. Der unbeteiligte Zuschauer hat da schönste Gelegenheit zu psychologischen Studien: verwandte Notwendigkeiten und Massenerscheinungen machen sich hüben und drüben bemerkbar und doch offenbaren sich gerade darin gewisse Grundunterschiede der seelischen Organisation.

Wer den Ablauf der psychischen Erscheinungen in England während der ersten Kriegsmonate aufzudecken unternimmt, muß sich bewußt bleiben, daß er nur mit Vorsicht aus den zufälligen Einzelerfahrungen ein Bild der Gesamtauffassung zusammensetzen darf. In Deutschland oder Frankreich wäre das wohl anders: jeder beliebige Ausschnitt mag dort als typisch für die Stimmung des ganzen Volkes gelten. England dagegen stellt wohl nach außen eine Masse mit einem einheitlichen Willen und einer Gesinnung dar, zeigt aber im Innern doch eine gewisse Abtönung dieses im wesentlichen gleichförmigen Gesamtgefühls. Das mag nicht wundernehmen bei einem Volke, das sich das Recht freier Kritik auch im Kriege nicht nehmen läßt und, was die Hauptsache ist, durch das Fehlen einer allgemeinen Wehrpflicht in ganz ungleicher Weise vom Kriege berührt oder nicht berührt wird.

Wie anderswo ist auch in England der wesentlichste Gradmesser und Anreger der Stimmung und öffentlichen Meinung die Presse. Ihr ist neben Gesprächen, Vorträgen, Broschüren und dem ganzen Habitus des äußeren und inneren Lebens vor allem Aufmerksamkeit zu schenken, um so mehr, als der Engländer alles, was ihm seine Zeitung über kontinentale Dinge erzählt, gläubig und kritiklos hinnimmt.

Vier mehr oder weniger deutliche Phasen hat die englische Stimmung, soweit ich es beobachten konnte, während der ersten drei Kriegsmonate durchlaufen. Die erste, bis zur Kriegserklärung Englands reichende, ist durch Ruhe und eine gleichgültig friedliche Haltung gekennzeichnet. Von einer Hetze gegen Deutschland keine Rede; in Rußlands Doppelspiel sieht man vielmehr eine persönliche Beleidigung des Kaisers, dessen Wirken für eine friedliche Lösung des Konfliktes rückhaltlose Anerkennung findet. Ich lasse dahingestellt sein, ob diese auffällig sachliche Haltung der Presse wie die gleichzeitigen Vorschläge des "peacemakers" Grey ehrlicher Friedensliebe entsprangen oder nur über den Kurs der Politik täuschen und Zeit für Englands Rüstungen gewinnen sollten, die auf ein so rasches Losgehen der Bombe nicht berechnet sein mochten. Die Frage des Tages: Wird Großbritannien neutral bleiben

oder nicht? wird so oder so beantwortet, und während politische Köpfe ruhig eingestehen, daß die Bedingungen für einen Schlag gegen Deutschland kaum je wieder so günstig sich bieten dürften, forderten noch am zweiten August große Massenversammlungen eine friedliche Haltung.

Die Kriegserklärung übertönte solche Stimmen. Von einzelnen Angriffen auf Banken und Lebensmittelgeschäfte abgesehen, herrschte nicht viel Aufregung. Auch von Kriegsbegeisterung war außer ein paar Demonstrationen in größeren Städten kaum etwas zu spüren. Man merkte sofort, daß man in einem Land sich befand, das von allgemeiner Wehrpflicht nichts weiß und einen Krieg als eine Unternehmung auswärtiger Politik betrachtet, welche die Regierung durch ihre Truppen irgendwo führen läßt. Ob in Südafrika oder Europa, war für den Anfang ziemlich einerlei.

"War is an awful thing, is n't it?" hieß jetzt statt des üblichen „Schönes Wetter heute" die Formel, mit der man sich begrüßte. Weite Schichten, namentlich Kaufleute, beginnen den Krieg bereits als unliebsame Störung zu empfinden. „Wenn König Eduard noch lebte," konnte man etwa hören, „wären wir jetzt nicht mit dieser Geschichte belastet". Zur Flotte hat man felsenfestes Vertrauen, aber ob wohl sechs Monate genügen, um die neuangeworbene Armee kriegstüchtig zu machen? Die Bildung zahlreicher Hilfsorganisationen schafft das beruhigende Gefühl, daß Staat und Private alles tun, was die Lage erfordert.

Bedeutsam war der Stimmungsumschlag gegen Deutschland, den die Kriegserklärung brachte. Einen Augenblick stutzte man, bis die neue Sachlage begriffen war; dann wußte man mit einem Male, wer Schuld an allem ist: der Kaiser natürlich. Aus dem Friedensfürsten war über Nacht der „War Lord" geworden, „der bestgehaßte Mann der Welt". Seine Friedensschalmeien, alles ist nur Theater gewesen. Er hat den Krieg gewollt von Anfang an, er und der Kronprinz. Und der ganze Haß eines Volkes steigert sich in diesem einen Brennpunkte, der leibhaften Verkörperung des Kriegswillens. Mit Bedauern und Verachtung charakterisiert man ihn als mad und ambitious, als kriegstoll und ländergierig.

Das deutsche Volk tritt neben diesem einen Sündenbock beinahe in den Hintergrund. Was wußte man denn von ihm? Nicht viel mehr, als daß es aus wohlgenährten Leuten besteht, die ihre schönste Lebenszeit dem Militär opfern müssen, daneben viel studieren und dicke Bücher schreiben. Das Volk ist gar nicht so übel, urteilte der und jener, dem angenehme Reiseerinnerungen oder persönliche Beziehungen ein Urteil aus eigener Anschauung erlauben mochten. Eines schien auf alle Fälle klar zu sein: dieses Volk wollte den Krieg nicht. Es sind arme, von ihrem Kaiser irregeleitete und getäuschte Unfreie, die sich furchtbar gegen ihre Militärtyrannen erheben werden, sobald ihnen die

Augen aufgehen. Schon trafen die ersten Nachrichten ein, sie kämpften nicht mehr mit der Begeisterung von 70, sondern nur widerwillig; überall merke man einen auffallenden Mangel an Begeisterung. Nur ein Schritt war es von hier aus zu der zuversichtlichen Weissagung, die Engländer würden von den deutschen Südstaaten als Befreier vom Joche Preußens mit Jubel empfangen werden. — Von Franz Joseph oder den Österreichern sprach merkwürdigerweise kein Mensch.

Der Haß gegen den Einen erweiterte sich in der dritten Phase zum Haß gegen das ganze Volk. Die Stimmung gegen die Deutschen als Nation war viel zu lau und gleichgültig, ja zu wohlwollend gewesen. Eine andere Auffassung mußte das Volk beherrschen, wenn alle Kräfte erfolgreich gegen den Feind mobil gemacht werden sollten. Es galt das englische Phlegma wachzurütteln. Hier ist der Grund für jene systematische Umwertung des Urteils über deutsches Wesen zu suchen, die man als den englischen Lügenfeldzug zu bezeichnen pflegt. Und in der Tat hat die gewaltige Suggestionskraft der Presse ihre Ziele selten mit einer so erschreckenden Treffsicherheit erreicht.

Alle Vorstellungen, die man sich bisher vom Deutschen als Soldaten und Menschen gemacht, beruhten auf unrichtiger Beobachtung und waren Täuschung. Die Armee, der man Unbesiegbarkeit nachgerühmt, ist keinen Schuß Pulver wert: Lüttich wird ihr Grab und der unglückliche von Emmich begeht Selbstmord. Und die gepriesenen Träger einer höheren geistigen Kultur entpuppen sich jetzt vor der ganzen Welt als gemeinste Barbaren. „Jetzt seht ihr den wahren Deutschen. Barbarentum ist sein innerstes Wesen, aber wir ließen uns durch die Friedensmaske täuschen. Was eine solche Kultur wert ist, Belgien lehrt es.“ Die Deutschen sind schon so demoralisiert, rechnete man sich nach den vier ersten Kriegswochen vor, daß der Krieg unmöglich mehr lange dauern kann.

Diese völlige Verschiebung und Neuorientierung des Urteils über Deutschland war, ich wiederhole es, um so leichter möglich, als dem Durchschnittsengländer wirkliche Kenntnis von Land und Leuten außerhalb seiner Insel mangelt. Aber auch wer Deutschland kannte, alle ohne Ausnahme, wurden von dieser neuen Stimmung infiziert. Es gab kein individuelles Denken und Urteilen mehr, man dachte und urteilte nur noch als Masse.

Warum England in den Krieg zog, dafür hatten nun inzwischen die Reden der Asquith und Lloyd George die klassische, endgültige Formulierung gefunden und ihr Volk geschickt bei der ‘honour’ zu nehmen gewußt. „Entehrt wären wir vor der Weltgeschichte dagestanden, hätten wir nicht unsere eingegangenen Verpflichtungen gehalten und das schwächere, vergewaltigte Belgien mit unserem Schwerte geschützt. Deutschland aber hat sich durch seinen Vertragsbruch für alle Zeiten mit dishonour bedeckt. Sie wollten Zeit gewinnen, aber sie haben nicht nur keine gewonnen, sondern ihren guten Namen dabei

verloren!" Solchen Gedankengängen konnte niemand widerstehen. Beinahe die ganze Welt sprach sie nach.

Doch nicht allein die Hauptursache, sondern auch das Kampfobjekt wurde durch diese gewandte Unterschiebung aus der materiellen in die ideelle Welt erhoben: nicht das deutsche Volk wollen die Engländer zu Boden werfen, sondern die Sache der Freiheit und Gerechtigkeit streitet wider Militarismus und Imperialismus. Diese zwei Begriffe, Schlagworte mit großer Suggestionskraft, sollten neben dem des Barbarentums deutsches Wesen klar machen und tieferliegende Realitäten verdecken.

Eine deutliche Vorstellung konnten sie ja nicht auslösen. Wenn das Wort Militarismus fällt, denkt der Engländer an schnarrende Schutzleute und herausforderndes Säbelrasseln, an all die Verbote und Reglemente, die ihm das Reisen in Deutschland ungemütlich machen, er hat von allgemeiner Wehrpflicht und Soldatenmißhandlungen gehört und ein Gefühl körperlichen Unbehagens überkommt ihn. „Wenn in Berlin ein Offizier des Weges kommt", hörte ich erzählen, „müssen selbst Damen den Bürgersteig räumen, und wenn du ein Fetzchen Papier achtlos beiseite wirfst, verhaftet dich der Schutzmann und büßt dich mit 20 Mark."

Noch verschwommener wirkt das Wort Imperialismus. Man mag beim ersten Hören an Bülows überall ausgestelltes Buch "Imperial Germany" denken und sogleich taucht auch die Namenreihe Nietzsche, Treitschke und Bernhardi auf, als ob es sich um drei einträchtig zusammenwirkende Zeitgenossen handelte. Während von Treitschke, bin ich recht unterrichtet, keine Seite ins Englische übersetzt ist und Nietzsche ein Buch mit sieben Siegeln für den Engländer bedeutet, wird Bernhardis "Germany and the next war" zu billigem Preis aufdringlich angeboten. Aber wer hat wirklich das Buch und nicht bloß einen Zeitungsartikel darüber gelesen? Es genügt ja, zu wissen, daß alle drei die Religion der Macht, das Recht des Stärkeren und die moralische Notwendigkeit des Krieges verkündet und ein gläubiges und gelehriges Volk gefunden haben. „Nicht wahr, das lehrt doch Nietzsche", fragte mich ein Engländer, „daß man Städte verwüsten und wehrlose Einwohner zusammenschießen soll?"

Bezeichnend war es wiederum, daß sich die ganze Hetze nur gegen Deutschland richtete und kein Mensch von österreichischen Grausamkeiten oder österreichischem Militarismus sprach. Deutschland war schlechthin der Feind.

Eine neue Form nahm die Stimmung an, als sich nicht mehr länger verbergen ließ, daß der Krieg nicht die erwünschte und vorausgesagte Wendung genommen. Statt daß die Deutschen, wie man gerechnet, ihr Westheer zum Schutze vor der Russenplage abberiefen, rückten sie durch Belgien an die Küste vor und nahmen Antwerpen, dessen Fall durch ein kategorisches Impossible undenkbar erschienen war. Von den Russen wurde, mit völliger Ver-

heimlichung der Siege um Tannenberg, ein ständiger Vormarsch gemeldet: aber warum standen sie denn noch immer nicht vor Berlin? Daß die Flotte das Weltmeer beherrsche und kein deutsches Schiff aus seiner Mausefalle herauslasse, wurde zwar immer noch als Tatsache verkündet; aber hatten sich nicht Dinge ereignet, die solcher Behauptung widersprachen?

„Anfänglich habe ich geglaubt", gestand mir ein Engländer mit einer leisen Enttäuschung, „der Kaiser sei verrückt, als er mit aller Welt Krieg begann. Aber jetzt merke ich, daß doch Verstand und Berechnung mit im Spiele war." Man begann, freilich erst ganz langsam und vereinzelt, zu ahnen, daß doch nicht alles so glänzend ablaufen könnte, wie die Zeitungen vorausgesagt. Der und jener will den "damned news-papers" nicht mehr trauen und verliert das Gefühl absoluter Sicherheit. Der Artikel des Militärkorrespondenten der Times vom 15. Oktober über die Aussichten einer deutschen Invasion gibt das Signal zur allgemeinen Erörterung dieser Frage. In London wird der Wirtschaftsschluß auf 10 Uhr festgelegt und vorsichtige Leute versichern sich gegen Zeppelinschaden.

Trotz alledem, das lasse man nicht außer Acht, hat der Engländer seine Ruhe und scheinbare Gleichgültigkeit niemals verloren. Seinem Geschäft geht er nach wie gestern und vorgestern, und solange nicht deutsche Soldaten auf sein Haus schießen, wird er durch nichts aus dem Gleichgewicht zu bringen sein.

Die neue Auffassung Deutschlands aber hat feste Wurzeln geschlagen. Dieses Bild sitzt, und nur gelegentlich braucht die Zeitung noch daran zu erinnern.

Spionage unserer Ägyptologen.

Herr Joseph Offord, einer der zahlreichen orientalistischen Dilettanten in England, die aber von jeher nicht ohne Einfluß bei einigen der in England angesehenen wissenschaftlichen Gesellschaften gewesen sind, hat folgenden offenen Brief Anfang November an den Herausgeber der Egyptian Gazette gerichtet, den ich als Kulturdokument den deutschen Lesern nicht vorenthalten möchte. Ich begleite ihn mit einigen Fußnoten zum besseren Verständnis.

„Seit dem Ausbruch des europäischen Krieges ist eine Angelegenheit von besonders großer Wichtigkeit geworden, der Umstand nämlich, daß Deutsche in Ägypten Ausgrabungserlaubnisse erhalten und Ausfuhrerlaubnisse für umfangreiche und wertvolle Sammlungen von Altertümern, die für deutsche Museen bestimmt sind. Die Angelegenheit hat mich besonders lebhaft beschäftigt, weil ein Freiherr von Bissing jetzt Oberbefehlshaber in Düsseldorf ist, und einige sehr wenig höfliche Bemerkungen hat fallen lassen über die kühne Tat der britischen Flieger, die dieser Stadt ihren Besuch abgestattet haben. Er ist entweder identisch oder nahe verwandt mit dem Freiherrn von Bissing, der lange in Beziehungen zu deutschen Ausgrabungen in Ägypten gestanden hat[1]).

[1]) Der „Oberbefehlshaber in Düsseldorf", in Wahrheit damals stellvertretender kommandierender General in Münster, und jetzige Generalgouverneur von Belgien ist

Schon vor dem Kriege benahmen sich die teutonischen Altertumssucher, denen allerhand Erleichterungen für ihre Arbeit in Ägypten zugestanden wurden, ganz entschieden unfreundlich[1]). Eine Expedition, die offenkundig mit der Stadt Frankfurt in Verbindung stand, erhielt die Erlaubnis an der Stelle des Klosters und der Kirche des heiligen Menas bei Alexandria Ausgrabungen zu veranstalten. Während zweier oder dreier Kampagnen wurde ihnen jede nur mögliche Hilfe gewährt, sie wurden gegen Plünderungen beschützt und der Transport der Altertümer erleichtert. Wie allbekannt war die Folge, daß in dem Buche, das die Beschreibung der Ausgrabungen und der nach Deutschland weggeführten Schätze enthielt, eine Menge politischer Betrachtungen eingeschmuggelt wurden, die unsere Verwaltung in Ägypten verdammten und darlegten wie alle guten Ägypter bereit seien uns aus dem Lande zu jagen[2]).

Es kann jetzt nicht länger bezweifelt werden, daß unter dem Deckmantel archäologischer Untersuchungen genaue Pläne der Befestigungen und des Hafens von Alexandria und seiner Umgebung aufgenommen wurden, die jetzt im Besitz des deutschen Generalstabs sind[3]).

Ein anderes Beispiel des ungemein pfiffigen Vorgehens der Deutschen war die Art wie Herr Rubensohn die unschätzbaren aramäisch-jüdischen Handschriften aus Assuan erhielt. Sie wurden aus dem Lande geschmuggelt und das Geheimnis so gut bewahrt, daß eine auf französische Kosten entsandte Expedition unter der Führung Clermont-Ganneau's zu ihrer Gewinnung in Assuan eintraf und große Geldmittel aufwandte, nachdem die Papyri längst in Berlin in Sicherheit waren[4]).

---

allerdings mein Vater. Daß Herr Offord, der mich persönlich kennt, mich für identisch mit ihm hält, ist mir sehr schmeichelhaft.

[1]) Die Deutschen haben stets dieselben Bedingungen erhalten wie die Ausländer und ich kann als langjähriges Mitglied des Comité d'Archéologie, dem die Bewilligung aller Ausgrabungserlaubnisse zusteht, versichern, daß es zwar an Reibungen zwischen deutschen Ausgräbern und den ägyptischen Behörden nicht gefehlt hat, daß sie aber viel seltener waren als solche mit Flinders Petrie, dem englischen Ausgräber, oder den Franzosen Amélineau, Gayet und andern.

[2]) Die unter der Leitung des bekannten christlichen Archäologen Dr. Kaufmann stehende Frankfurter Expedition hat genau unter den gleichen Bedingungen gearbeitet wie alle anderen, nur genoß sie des besonderen Wohlwollens Sr. Hoheit des Vizekönigs. Die hier erhobenen Vorwürfe betreffen zum guten Teil wohl den Mitarbeiter Dr. Kaufmanns, Herrn Falls, der zum Islam übertrat. Sein nicht immer taktvolles Benehmen hat mit der wissenschaftlichen Expedition selbst nichts zu tun, und ist von deutschen wissenschaftlichen Kreisen am schärfsten zurückgewiesen worden. Die Ergebnisse der Ausgrabung waren geschichtlich sehr interessant, ihr Kunstwert gering, und die besten Stücke zieren heute das Museum von Alexandrien.

[3]) Da das Menaskloster etwa eine Tagereise von Alexandrien entfernt ist, erledigt sich diese kindische Behauptung von selbst. Vielleicht verwechselt der Verfasser die Frankfurter Expedition mit der Expedition Sieglin, die in Alexandria wichtige topographische Untersuchungen veranlaßte. Wo immer sie in den Rayon der übrigens ganz unbedeutenden Hafenbefestigungen kam, stand sie unter strenger Bewachung der englischen Militärbehörden. Der Verfasser scheint anzunehmen, daß diese sich des Landesverrats schuldig gemacht haben.

[4]) Die erste Kunde von der Entdeckung aramäischer Papyri verdanken wir dem Engländer Robert Mond, der sie 1904 für das Britische Museum erwarb, dann aber dem Museum in Kairo schenkte. Zwei andere Papyri wurden von der Bodleiana in Oxford erworben, wieder andere von Straßburg. Daraufhin erhielten die Berliner Museen in den Jahren 1906—1908 die Ausgrabungserlaubnis auf Elephan-

Andere Deutsche, die die Ausgrabungserlaubnis in Ägypten gehabt haben, sind Herr Borchardt und Dr. Reißner; der letzte hat freilich in den letzten Jahren immer für die Museen der Vereinigten Staaten gearbeitet[1]), ferner Professor Spiegelberg, Erman und Sethe und andere mehr noch. Sie sind zeitweise Gelehrte, aber Soldaten wenn's drauf ankommt, und die ganze Angelegenheit ist außerordentlich unbefriedigend[2]).

Viele wertvolle Museen in Belgien und Frankreich sind mutwillig von den Gentlemen of Kultur zerstört worden, die, hätten sie es nur vermocht, auch die Londoner Sammlungen in derselben Weise behandelt hätten[3]).

Möge die Regierung und Herr Lacau, der neue französische Generaldirektor der Altertümer, dafür sorgen, daß deutsche und österreichische Besucher, Ausgräber oder Händler in Zukunft keine ägyptischen Altertümer mehr erwerben können, sondern daß diejenigen, die Ägypten entbehren kann, die Sammlungen unserer Kolonien und unserer ritterlichen Verbündeten schmücken werden, auf daß sie Lehrmittel werden möchten für die künftigen Geschlechter der Völker, die so viel für die Grundsätze wahrer Zivilisation gelitten haben."

Ich füge diesem in der offiziellen englischen Zeitung Ägyptens erschienenen Brief nichts hinzu, um seine unfreiwillige Komik nicht abzuschwächen. Fr. W. von Bissing.

Bücher als Kriegskonterbande!

L'Angleterre a perdu son prestige en Europe.
(Mérimée an Panizzi 1870.)

Zu den zahllosen Albernheiten des amtlichen England in diesem Krieg kommt eine neue, kaum zu übertreffende: es erklärt englische Bücher als Kriegskonterbande. Wir legens zu dem Übrigen: zum Bramarbasieren seiner öffentlichen Männer, der Grey, Churchill, Kitchener, zum „zwanzigjährigen Krieg", zu den „dunkelhäutigen

tine. Im ersten Jahre war die Ausbeute reich, in den nächsten spärlich. 1907—8 traf die französische Expedition ein, das Ausgrabungsgebiet beider Unternehmungen wurde nach gegenseitigem Übereinkommen abgegrenzt, von Papyrusfunden der Franzosen hat bisher nichts verlautet. Im Handel sollen auch später noch einige Stücke aufgetaucht sein. Man sieht wie Herrn Offords Behauptungen in allen Stücken unwahr sind.

[1]) Dr. Reisner ist geborener Amerikaner und hat abgesehen von einer kurzen Verwendung am Berliner Museum niemals für Deutschland gearbeitet.

[2]) Keiner der genannten deutschen Ägyptologen steht meines Wissens überhaupt in irgend einem Militärverhältnis; für einen Engländer ist die allgemeine Dienstpflicht etwas so durchaus Unfaßbares, daß er Gelehrte, die wie Erman in den Sechzigern stehen, ohne weiteres für Generäle hält.

[3]) Wir brauchen diese Verleumdung natürlich nicht zu widerlegen, wollen nur darauf hinweisen, daß die französischen Provinzialmuseen sich in einem seit langen Jahren erbarmungswürdigen Zustand befinden und man in Belgien die Schätze der Museen so eilfertig in die Keller gerettet zu haben scheint, daß sie dort außerordentlich gelitten haben sollen. Die Einzigen, die nach unwidersprochenen Nachrichten Altertümer aus fremden Museen weggeführt haben, sind die Engländer, die das Mittelstück des Genter Altars nach London gebracht haben sollen, und die Russen in Galizien. Über die Wegführung der von den Franzosen gefundenen ägyptischen Goldschätze nach Malta fehlen noch zuverlässige Berichte.

Gurkhas in Berlin", zu den grünangestrichenen Kosakengäulen der Times und so weiter in infinitum. Eine kindische Demonstration mehr, sonst nichts.

Ich möchte das englische Buch kennen, das ich nicht glatt durchs neutrale Ausland bekäme, verteuert lediglich durch die anderthalb Schilling, die die eidesstattliche Versicherung, das Buch komme nicht nach Deutschland, kostet und wert ist. Wenn wir in Deutschland den Standort englischer Schiffe und den Liegeort englischer Minen mit einer Genauigkeit wissen, an der Mister Fisher nicht zweifelt, bringen wir auch von englischer Literatur herüber, was uns beliebt und soviel uns beliebt. Ein Beweis ist die Veröffentlichung der Unterseebootgeschichte Conan Doyles in diesem Heft, ist der ruhige Fortgang der „Nachrichten aus dem ausländischen Buchhandel" im Deutschen Buchhändler-Börsenblatt, in denen getreulich jedesmal auch die Bücher und Broschüren verzeichnet sind, durch die der schlaue englische Krämer den deutschen Handel von heut auf morgen vernichtet.

Aber — das Entscheidende ist: wir brauchen gar keine englische Sendung nach Deutschland, weil ja wir in Deutschland alles Wertvolle dieser Literatur selbst verlegen und drucken, in jenem Riesenunternehmen der Tauchnitz-Ausgabe, das von Chaucer bis Meredith reicht, von Spenser bis Browning, von Percys Balladen bis Yeats und zum Moderoman von gestern. Welches Land der ganzen Welt kann diesem Unternehmen etwas zur Seite stellen?

Nein, Gentlemen, so einfältig müßt ihr nicht sein zu glauben, ihr könntet uns von eurer Literatur absperren. Ihr könnt höchstens belästigen. Bloß daß wir dem corsaire prompt als corsaire et demi begegnen. Sperren könnt ihr garnichts, nicht die Nordsee, nicht eure Ostküste, nicht die Themsemündung. Wir haben eure alten Texte musterhaft herausgegeben vom Beowulf bis zur Spanish Tragedy. Wir haben unsern Shakespeare zu einer Zeit geliebt und verschlungen, wo ihr in geschmackloser Heuchelei bloß die Gems from Shakespeare ausbrachet und dadurch die Meinung verschuldetet, dieser unfeine Autor sei nur stellenweis genießbar. Damit ihr die Sacred Books of the East herausgeben konntet, mußte der Sohn des Griechen-Müllers Professor in Oxford werden. Zitiert ihr nicht sogar eure Schiffsverluste, wenn ihr sie überhaupt eingesteht, nach unserm Flottenkatalog, weil der eure nichts taugt?

Wir haben Englisch gelernt, so gut, daß ihr in Broschüren und Büchern, eben jenen, von denen ihr nicht wollt, daß wir sie zu Gesicht bekommen, darüber zetert und jammert, und werden es immer noch mehr und noch besser lernen, während ihr nach wie vor zu sportidiotisch, zu faul und zu unverschämt sein werdet eine fremde Sprache zu lernen. Was haben wir für englische Sprache und Literatur geleistet? Schlagt nach bei euren Sweet und Skeat und Furnivall! Was ihr für die deutsche? Ja, Carlyle habt ihr, aber seht einmal in seinem Sarg nach, ob der Mann noch mit dem Gesicht nach oben liegt! Und ihr wollt uns eure Literatur sperren! Ihr, deren größter Musiker Händel hieß und deren größter Maler Hans Holbein!

Bloß eins, wir bitten euch, Gentlemen, eins schickt uns sicher regelmäßig von eurem echten Eigenbau: die Times! Die alte Bettel macht uns zuviel Spaß!

Josef Hofmiller.

Zu dem Aufsatz von Reichskommissar a. D. Dr. Carl Peters über Vergeltungsmaßregeln gegen die Engländer

erhalten wir folgende Zuschrift:

Berlin, 15. 12. 1914.

Auf Seite 293 unten des Novemberheftes der Süddeutschen Monatshefte steht in dem Beitrag des Herrn Carl Peters ein Absatz, zu dem ich auf Grund des Reichsgesetzes vom 9. Mai 1874 § 10 f. nachfolgende Berichtigung aufzunehmen bitte.

In dem Aufsatze des Herrn Carl Peters im Novemberhefte der Süddeutschen Monatshefte S. 293 unten wird gesagt, daß eine polnische Lehrerin an der Kgl. Elisabethschule die Deutschen vor ihren Schülerinnen beschimpft habe und daß der Anstaltsdirektor eine Maßregelung nur im Wiederholungsfalle habe eintreten lassen wollen. Demgegenüber wird festgestellt, daß sich an der Kgl. Elisabethschule zu Berlin — eine andere Kgl. Elisabethschule gibt es nicht — eine polnische Lehrerin überhaupt nicht befindet. Das junge Mädchen, von dem Herr Carl Peters diese Sache erfahren haben will, hat protokollarisch ausgesagt, daß sie nicht von einer Lehrerin und auch nicht von dem Direktor gesprochen hat. — Es handelt sich vielmehr um unangemessene Worte einer polnischen Schülerin, die zunächst von dem Ordinarius der Klasse sofort für ihr Verhalten einen strengen Verweis erhielt.

Der Direktor der Kgl. Elisabethschule-Berlin.

Hierzu erklärt unser Mitarbeiter, den wir befragten, folgendes:

Es scheint mir wesentlich gleichgültig zu sein, ob die Fremde, welche in der Königlichen Elisabethschule in Berlin die „unangemessenen Worte" sprach, oder, auf deutsch, während eines Krieges den wir um unser Sein oder Nichtsein zu führen haben, die Frechheit hatte, in einer deutschen Schule wiederholt auf das Deutschtum zu schimpfen, eine höhere Schülerin oder, wie ich verstanden hatte, eine Lehrerin ist. Herr Walter Kannegießer (so heißt nämlich der Direktor der königlichen Elisabethschule in Berlin,) scheint es für politisch klug zu halten, eine uns grundsätzlich feindliche Rasse durch schwächliche Rücksichtnahme für uns zu gewinnen. Gegen diese Anschauung, welche ich für prinzipiell falsch halte, welche sich aber in Deutschland immer noch breit macht, und welche auch in der Handlungsweise des Herrn Kannegießer zum Vorschein kommt, trotzdem er in der obigen Erklärung den Versuch macht, sie abzuleugnen, kämpfe ich in allen meinen Aufsätzen, und werde ich fortfahren zu kämpfen, bis wir die Gleichberechtigung mit anderen Nationen in Wahrheit gewonnen haben.

Übrigens, woher weiß Herr Kannegießer, daß ich gerade die königliche Elisabeth-Schule in Berlin meinte, oder woher weiß Herr Kannegießer, daß meine Quelle gerade die Schülerin ist, welche er protokollarisch vernommen hat? Es könnte doch sein, daß ich meine Nachricht von einer ganz anderen Seite aus hätte.

Die betreffende Polin hätte von Herrn Walter Kannegießer ohne weiteres relegiert werden müssen, als sich ihre Mitschülerinnen über sie beschwerten. Das wäre nicht nur vornehm, sondern auch politisch klug gewesen. Ich kann es nur bedauern, daß Männer wie Herr Kannegießer im deutschen Reich von heute noch verantwortliche Stellungen bekleiden können, und hoffe, daß eine objektive Disziplinar-Untersuchung alsbald Klarheit über das Verhalten dieses Herrn Walter Kannegießer verbreiten wird.

Carl Peters.

H. St. Chamberlains Kriegsaufsätze

(München, Bruckmann, 1 M): Deutsche Friedensliebe; Deutsche Freiheit; Deutsche Sprache; Deutschland als führender Weltstaat; England; Deutschland. — Äußerst lesenswert. England von Anfang an die zum Weltkrieg treibende Macht. Die Harmsworth-Presse. Die schmachvollen Lügen des Berliner Times-Korrespondenten „auf das feige Haupt dieses gewissenlosen Menschen fällt ein gut Teil alles Jammers dieses Krieges . . . Lügner, die den Frieden Europas gefährden, müssen gehängt werden . . . Abwesenheit jeglicher Animosität gegen andere Völker ist ein auffallendes Kennzeichen der Deutschen, und zwar der Deutschen allein." England seit langem von einer Clique regiert. Geheimkomitee der parlamentarischen Oligarchie. Das angeblich freieste Parlament ein Konventikel. Tyrannei des Herkommens. Sportidiotismus. „Es gibt keine einzige Aufgabe, die so wichtig wäre, wie diese: die deutsche Sprache der Welt aufzuzwingen . . Ohne Kenntnis der deutschen Sprache keine höchste Kultur. Niemals darf ein Deutscher von seiner Sprache lassen, weder er, noch seine Kindeskinder; an jedem Ort, zu jeder Zeit soll er eingedenk sein, sie andern aufzunötigen. Im Ausland begehe kein Deutscher das Verbrechen, seine Sprache preiszugeben; er lerne begreifen, daß er hiermit einer niederträchtigen Schande sich schuldig macht. Die Menschen müssen einsehen lernen, daß, wer nicht Deutsch kann, ein Paria ist. Die fremden Völker werden Deutsch lernen aus Neid, aus Interesse, aus Pflicht, aus Ehrgeiz, — mir ist jede Veranlassung recht: mit der deutschen Sprache schenken wir Jedem ein so unermeßliches Gut, daß wir uns kein Gewissen über die Veranlassung zu machen brauchen."

Aber in Deutschland „arbeiten die Teile nicht ineinander: Kraftverschwendung, Zeitverschwendung, Menschenverschwendung. Die besten Kapazitäten verschimmeln. Das Volk muß sich jahraus jahrein von Winkeladvokaten und Bierbankpolitikern dumm reden lassen über Dinge, die es nicht versteht, um sich dann in zwanzig Parteien zu spalten, die sich gegenseitig in den Haaren liegen. Der Abstand zwischen dem kriegführenden Deutschland und dem politischen Deutschland ist gar zu empfindlich . . . In welche Bahn der Verdrossenheit und Freudelosigkeit ist das deutsche Beamtentum geraten! . . . In Wahrheit sind alle Nationen der Erde satt der Parlamente, satt des hochheiligen, allgemeinen Stimmrechts, satt der unerschöpflich quirlenden Redekaskade. Diese ängstliche „Volksvertretung" rationalisiert durch ihr Hin- und Hergerede und entseelt durch ihr Gezänk alle großgedachten Pläne. Das englische Parlament eilt mit rasender Schnelle einer Katastrophe zu seit dem Tage, wo es aufhörte der Versammlungsort unabhängiger Gutsbesitzer und geistiger Kapazitäten zu sein, um die Beute der politisierenden Rechtsanwälte zu werden . . . Vor allem: hinweg mit der alten Diplomatenschule! sonst unterliegt das politische Deutschland trotz aller Siege des militärischen Deutschlands. Um Gotteswillen, keine Botschafterkonferenzen mehr!"

Englischer Adel eine gesellschaftliche Kaste. Das Volk besteht aus zwei Nationen. Alte und neue Universitäten. Keine Möglichkeit eines Volksheers. Die Engländer unkriegerisch. Gesamte Gesetzgebung Werk der Oberschicht. Infame Roheit englischer Wahlkämpfe. Die zwei Roheiten: herrschende Klasse, gänzlich unkultivierte

Masse. Der Krieg als Industrie und Geschäft. Der Engländer kommt, nachdem die andern alles Problematische geleistet haben. Haß gegen die deutsche Hansa. Nichts als Seeräubereien. Englands Monopol des Sklavenhandels. Widerliche Heuchelei. Vernichtung des ländlichen Arbeitertums. „In England keine Behäbigkeit, kein breiter, gütiger Humor, keine Heiterkeit; alles — soweit das öffentliche Leben in Betracht kommt — ist Hast, Geld, Lärm, Pomp, Protzentum, Vulgarität, Arroganz, Mißmut, Neid." Ekelhafte Weihnachtsfeiern in Riesenwirtshäusern. Exkurs über Warren Hastings. Infame Heuchelei der englischen Kriegsvorbereitung. „Der einzelne Engländer ist tapfer und tüchtig, der Staat England ist morsch bis auf die Knochen; man fasse nur fest zu!"

Warum wird Deutschland so gehaßt? Es gab nie deutsche Franktireurgreuel, dagegen französische Mordtücke, englische Grausamkeiten gegen Matabele und Zulu, viehische Greuel der Belgier am Kongo und im jetzigen Krieg. Musterhaftes Benehmen der Deutschen Anno Siebzig. Alle ganz Großen haben Deutschland geliebt. Deutsche Reformation war Religion, überall sonst Sekte. Die deutsche Seele und Richard Wagner. Heuchlerische Liebe Lord Haldanes und Komplizen zum „idealen Deutschland". Ohne Militarismus kein Preußen, ohne Preußen kein Deutschland. „Der Ausländer, der ein Deutschland ohne Preußen zu lieben vorgibt, ist entweder ein Schafskopf oder ein Schelm." Verbrecherische Verschwörung gegen das friedfertige, arbeitsame, Niemanden bedrohende Deutschland. Einkreisungspolitik ein teuflisches Attentat. Verbrechermilitarismus in Rußland. Abenteurermilitarismus in Frankreich. Räubermilitarismus in England. Volk in Waffen in Deutschland. Preußens Organisationsgenie. „Die deutsche Armee erzieht zu Gehorsam und zugleich zu Selbstachtung, zu Dulden und zu Handeln, zu Genauigkeit und zu Erfindung." Deutschland die einzige junge Nation. Deutschland allein erlebt eine Wiedergeburt, die von der gegenwärtigen Generation nicht als archaisch empfunden wird. Deutschland allein hat die lebensfähigen politischen Gebilde der älteren Zeit als Bundesstaaten gerettet. Das „alte Deutschland", das unsere Feinde liebten, weil es nur ein geographischer Begriff war, existiert nicht mehr. Deutschland wird immer größer werden. Es wird lernen, sich politisch und sozial ebenso vollkommen zu organisieren wie militärisch. Es wird das Ausland schimpfen und lügen lassen, wird auf die „Liebe" des Auslands verzichten. „Auch das Aufklären und Entschuldigen, die jetzt eifrig betrieben werden, halte ich nicht für zweckmäßig; man züchtet damit noch unverschämtere Frechheit. Wie schön wäre es gewesen, wenn die Deutschen, nach der kurzen Notifikation an Belgien, einfach dort hineinmarschiert wären: keine Anfrage in England, keine öffentliche Entschuldigung; der Eingeweihte wußte schon, was die ganze Welt heute weiß. Ich wollte, die Deutschen könnten sich entschließen, zehn Jahre lang keine Zeile zu lesen von dem, was im Ausland über sie gedruckt wird. Und inzwischen an sich selbst arbeiten, sich selbst gründlicher kennen lernen, das Viele dem deutschen Wesen Fremde, was sich in Deutschland noch breit macht, rücksichtslos ausscheiden, wirklich rein deutsch werden."

Achtung den feindlichen Soldaten!

Nichts außer unsrer eignen Kraft stärkt unsre Zuversicht in diesem Kriege mehr als das Aufgebot von Lüge und Verleumdung, das unsre Feinde gegen uns ins Feld führen. Mit Stolz sehen wir die schmutzige Schlammflut Tag für Tag rund um uns aufschäumen.

Aber täuschen wir uns nicht selbst. Auch in unsern Blättern würde uns vieles, wenn wir's übersetzt läsen, durch seine Dummheit und Gemeinheit erschrecken. Ein Beispiel:

Keiner unsrer Soldaten im Feld, keiner unsrer Verwundeten wird von seinen Gegnern draußen in dem Ton reden, wie mancher Schreibergesell zu Haus vorm Tintenfaß ihn anschlägt, der das Konkurrenzgekeif seiner verflossenen Literatenklüngel jetzt auf die Weltgeschichte anwenden will.

Fragt einmal einen, der heimkommt, wo ihr ihm begegnet! Mit Ingrimm wird er vielleicht vom Feind reden, mit dem er sich im ehrlichen Kampf gemessen, mit stolzer Überlegenheit, aber immer mit Achtung.

Mit Achtung von den französischen und belgischen Soldaten, die, ihrer Fahne treu, das eigene Land mit ihrem Blut düngen. Mit Achtung von den englischen und russischen, die den Ruf ihrer alten Waffentüchtigkeit nirgends verleugnen. Und mit Achtung auch von den serbischen, die nun in drei Jahren den dritten mörderischen Feldzug führen — die haben wahrscheinlich nicht mehr viel Leute zu Haus, die ihre Kampflust nur mit Feder und Druckerschwärze austoben lassen.

Der Krieg ist ein hartes und blutiges Geschäft und muß als solches geführt werden, hart und blutig. Wer die feindliche Wehrmacht am gründlichsten zu Boden schlägt, der ist jetzt der beste Friedensfreund. In uns allen lebt nur ein Wille: Der zum durchschlagenden vollständigen Sieg.

Unsere Verachtung den feindlichen Schmierern, die „Deutschlands Ruf in aller Welt verpesten". Aber wir wollen nicht aus deutschem Mund widerliche Schmähreden gegen kämpfende Truppen hören, die im Kampf nur ihre soldatische Pflicht erfüllen. Der Grund des Krieges geht den Soldaten als solchen nichts an, und er ist nicht dafür verantwortlich. Es sind Männer, die auf allen Seiten gegen einander stehen, und was sie verspritzen, ist nicht rote Tinte, sondern ihr eigenes Blut.

Betrunkene Historiker.

In „Wissen und Leben", der angesehensten Zeitschrift der deutschen Schweiz, schreibt der Herausgeber, Professor Bovet: „Aus Deutschland erhalte ich das Septemberheft der Süddeutschen Monatshefte, in dem siebzehn Historiker sich geradezu wie Betrunkene aussprechen."

Deutsches Heldentum.

Von Max Lenz, Professor der Geschichte an der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung.

Tiefer als je, viel tiefer und weiter noch als im Jahre 1813, dringt heute der deutsche Gedanke: alle Gegensätze in der Nation hat er ausgeglichen, alle Herzen in eins verschmolzen; wo immer Deutsche wohnen, flammt er auf, auch jenseits des Weltmeers bei den Ausgewanderten, den der alten Heimat Entrissenen — so weit die deutsche Zunge klingt. Welch ein wundervolles, die Seele weitendes Schauspiel war es, als die deutschen Reservisten, die jenseits des Weltmeers waren, dorthin eilten, wo deutsche Fahnen wehten! Ins Vaterland zu ihren Regimentern konnten die wenigsten gelangen; so strebten sie zu den verlorenen Posten in unseren Kolonien. Sie wußten, daß sie an deren Schicksal nichts ändern, daß Tod oder Gefangenschaft ihr Los sein würde — aber nichts konnte sie zurückhalten; hunderte von Meilen sind viele von ihnen durch Koreas und Chinas Provinzen gewandert, um Tsingtau zu erreichen. Taten geschehen alle Tage, vor denen alles, was uns in der Schule vom Heldentum der Antike vorgetragen ward, verblassen muß. Was will selbst der Opfertod eines Leonidas und seiner 700 Spartiaten bedeuten gegen die Tausende unserer Freiwilligen, die sich zum Sturmlauf gegen die feindlichen Schanzen und Schützengräben drängen, gegen die todgeweihten Minenleger, die Luftgeschwader unserer Flieger, die Unterseer, die in jedem Augenblick das Verderben zugleich drohen und erwarten, und alle unsere Schiffsmannschaften, für die es nur eine Losung gibt: siegen oder sinken! Nur in unserem eigenen Heldensange herrschen Klänge von der gleichen ehernen Kraft. Nibelungenklänge sind es in der Tat, die uns aus der weit über alle Schöpfungen der Phantasie hinausreichenden Wirklichkeit entgegenhallen. Ein Leuchten wie von Jung-Siegfrieds Lichtgestalt dringt auf uns ein von unsern jungen Regimentern, die den Hochgesang auf das Vaterland anstimmten, als sie die feindlichen Linien an der Yser erstürmten: „fielen wie Kräuter im Maien.“ Und so fehlt in dieser gewaltigen Symphonie von Sieg und Tod auch der andere Ton germanischen Heldentums nicht, der in der Gestalt des grimmen Hagen seinen Ausdruck fand: der Geist finsterer Entschlossenheit, in dem Haß und Treue sich vermählen. Denn allzu tief haben sich ja die Schatten des Todes auf unser Volk hinabgesenkt, um noch jener Jubelstimmung der ersten Augusttage Raum zu lassen, die uns mit Flammenglut emporriß — eine Offenbarung des deutschen Herzens, die erfahren zu haben für jeden unter uns das größte Glück seines Lebens geworden ist. Jedoch um keine Linie sind wir von der Entschlußkraft abgewichen, die wir dem Ausbruch des Krieges entgegensetzten, von dem Willen, durchzuhalten bis aufs Letzte. Nur um so grimmiger ist unser Zorn geworden gegen die Buben, die uns an den Leib wollen, um so heißer unser Haß. Wir wollen der Welt beweisen, daß wir Nibelungenenkel sind, und müßte es auch von uns dereinst heißen: „Nun hat die Mär ein Ende, das war der Nibelungen Not.“

Das ist der deutsche Militarismus, den die Engländer uns austreiben wollen, von dem sie die Welt erlösen möchten. Unsere Flotte würde dann auf dem Grunde des Meeres ruhen, unsere Kanonen in den Festungen unserer Nachbarn und unsere Soldaten unter der Erde. Unsere Ostmarken, bis über Weichsel und Warthe hinweg, und Oberschlesiens Kohlenfelder würden unter die Herrschaft der russischen Kulturträger geraten. In des Rheins „gesegneten Gebreiten" würden Franzosen und Belgier es sich bequem machen: jene würden die Rebengelände des Elsaß und der Pfalz, Lothringens Erz- und Saarbrückens Kohlengruben zurückgewinnen, diese in der Rheinprovinz ihre Rüben bauen, um den Engländern das Leben zu versüßen. Albion selbst, großmütig wie immer, würde an unserer Küste sich vielleicht mit Helgoland begnügen (wahrscheinlich doch, ohne dort die Spuren des Militarismus auszutilgen) und nur noch den Nordostseekanal mit Cuxhaven und Kiel unter seine Obhut nehmen. Unsere Bureaukratie müßte freieren Formen der Verwaltung weichen, solchen, wie sie etwa in Irland oder im Ostend von London zu finden sind; unser Reich aber würde zerbrochen, in seine Gliedstaaten aufgelöst werden. Danach könnte denn unser Volk der Pflege seiner alten Ideale zurückgegeben werden und die Welt mit den Schöpfungen seiner Intelligenz und seines Kunstverstandes bereichern: es würde wieder (wie ihm einst Lord Palmerston anriet) mit den Wolken segeln dürfen und in den Lüften seine Schlösser bauen.

Wir kennen den edlen Herrn, der jenes sublime Wort erdacht oder in Umlauf gebracht hat. Es ist der Doctor von Göttingen, der Freund deutscher Kultur, dessen Lippen sonst von Huldigung und Verehrung des deutschen Geistes troffen, der seinen Hegel besser kennt als mancher deutsche Professor der Philosophie. Man hat zweifeln wollen, ob hier ein Heuchler oder ein Ignorant spräche. Ich kann diese Alternative nicht anerkennen. Wer dem deutschen Genius wirklich jemals näher trat, wer in dem Geiste unserer großen Denker wahrhaft erzogen, d. h. sittlich gebildet wurde, kann kein Heuchler sein. Nur derjenige kann so reden, der des deutschen Geistes niemals einen Hauch verspürt hat. In Wahrheit, der kennt nicht die Quellen unserer Kraft, der diese trennen will von den Gedanken jener Meister. Wenige unter ihnen sind Männer der Tat gewesen: aber alle waren (so wie Luther, als er vor Reich und Kaiser stand) Helden, weil sie Bekenner waren welterobernder Ideen. Unbekannt oft den Mächtigen ihrer Zeit, verbreiteten sie zunächst im kleinen Kreise vom Katheder her oder mit der Feder ihre Lehren. Aber ihre Gedanken wurden Taten, ihre Bücher Leben: sie flossen über in den Staat; alle seine Formen erfüllten sie; den Sinn der Macht wandelten sie um; sie drangen bis auf den Grund der Nation; Waffen und Politik, Recht und Wirtschaft erhielten durch sie Ausdruck und Richtung; die Männer des Schwertes, die Regenten selbst begannen ihnen zu dienen und breiteten sie aus; auf ihrem Grunde ruhte das alte Preußen und ruht alles, was davon in das neue Reich eingeströmt ist; unsere großen Monarchen, unsere politischen Reformer, die Helden des Freiheitkrieges, und ihnen nach alle Kämpfer für die deutsche Einheit bis hinauf zu Kaiser Wilhelms ehrwürdiger Gestalt und seinem eisernen Kanzler stehen auf demselben Boden: der Welt

deutscher Ideen. Luther war es, der das Wesen des Krieges bestimmt hat, den wir heute führen: den echten, den gerechten Krieg, den Krieg der Notwehr gegen die Neider und die Räuber, den heiligen Krieg, den Zermalmer alles Abgelebten und Verderbten und den Schöpfer und Erhalter aller echten Kultur, den Krieg, der zum Frieden gehört, wie zum Lichte das Feuer. Er hat bereits das Bild des rechten Kriegsmannes voll umrissen, des deutschen Helden: „Siehe an", so schreibt er, „die rechten Krieger, die bei dem Schimpf gewest sind: die zücken nicht balde, trotzen nicht, haben nicht Lust zu schlahen, aber wenn man sie zwingt, daß sie müssen, so hüt dich vor ihnen, so schimpfen sie nicht; ihr Messer steckt fest, aber müssen sie es zücken, so kommt es nicht ohne Blut wieder in die Scheide". Und so hat er auch unsere Feinde mit Worten gekennzeichnet, an denen nichts zu ändern ist. „Wiederum", so fährt er an jener Stelle fort, „die tollen Narren, die mit Gedanken zuerst kriegen und sahen's trefflich an, die Welt fressen mit Worten und sind die ersten mit Messerzücken, aber sie sind auch die ersten, die da fliehen und das Messer einstecken."

Nicht das Todverachten macht schon den Helden. Auch der Gladiator und der englische Söldner fürchten den Tod nicht; und noch weniger achten die Barbaren, welche unsere Gegner auf die Schlachtfelder Frankreichs und Belgiens geschleppt haben, des Lebens: weil sie das Glück und den Sinn des Lebens nicht kennen. Es ist hart für uns, die Blüte unserer Jugend, die Hoffnung unseres Volkes, Hoch und Niedrig, Gelehrte und Ungelehrte, Arme und Reiche gegen solche Horden auf die Schlachtbank schicken zu müssen. Sie selbst aber, wie hoch sie stehen mögen, bis zu unseren Kaisersöhnen hinauf, wollen gar nichts besseres als ihr Leben einsetzen für das Leben der Nation, für Kaiser und Reich. Und ein solches Volk wollen unsere Feinde entmannen, solch eine Macht wollen sie zertrümmern! Es ist als ob Knabenhände einen Block von Stahl umwerfen oder die andrängende Flut mit ihren Sandburgen aufhalten wollten. Sie müßten zunächst den Geist auslöschen, der in uns Leben gewonnen hat; sie müßten uns erst sich selbst ähnlich machen.

So ist der Boden beschaffen, aus dem das deutsche Heldentum aufsteigt und überwallt, ein ewig sich erneuernder Springquell. Unser Herzblut ist es, das emporquillt. Und würde die deutsche Erde überströmt werden von dem Blute ihrer Kinder, wir würden dennoch nicht wanken und nicht weichen: wir lassen uns nicht zwingen und nicht dämpfen —

wir halten aus!

Die Stieglhupfer.

Eine Bauerngeschichte aus dem Bayreuther Lande.

Von Hans Raithel in Lüdenscheid.

6.

Der Adel hatte seine Kundschafter in Moretenhof. Er wußte, die Liese hatte auf Sonntag etwas vor, er brachte nur nicht heraus, was sie vorhätt. Da an dem Tag Wirsberger Kirchweih war, glaubte er es raten zu können: am Ende will das Luder nach Wirsberg.

Er schaute, daß er sie allein traf: „Mach am Sonntag keine Torheit", sagte er. „Wenn du dahinunter gingest", — er deutete mit dem Finger — „wir Buben lüden dich auf, ehe du eine halbe Stunde wegwärst, und transportierten dich mit Gewalt heim. Es wär eine Schand für dich."

„O", sagte Lies, „was kümmert mich die Gegend drunten, ich geh vielleicht am Sonntag nach Bayreuth."

Am Sonntag zog sie sich schön für die Kirche an und nach der Kirche fiel ihr, weil sie einmal angezogen war, wirklich ein, nach Bayreuth zu gehn. Die große Magd sollte sie begleiten. Adel sah sie durch das Dorf der Straße zuschwanzen, er sah sie auf den Berg hingehn. Bayreuth liegt zwei Stunden weit nach Mittag, Wirsberg dritthalb nach Mitternacht. Adel war also beruhigt; er besann sich nur, sollte er die Gelegenheit ergreifen und ihr nach? Er kam von dem Gedanken wieder ab. Erstlich verdiente sie es nicht, daß er ihr nachlief, und zweitens war ja die Magd bei ihr und es war nicht nötig, daß die etwas merkte. — Nachmittags war er im Dorfhaus. Ins Wirtshaus gingen die Buben nicht, da reuten sie die zwei Kreuzer, die sie hätten vertrinken müssen. Sie gingen also zu einem Bauern oder zum Schuster oder Schneider oder Schmied, je nachdem das Dorfhaus bei einem oder dem andern war und unterhielten sich da gut und vor allem billig.

Das Gespräch kam auf Weiberlist. Der Anlaß waren Märchen oder Stadtgeschichten, denn wo käme eine Bäuerin leicht dazu, viel Weiberlist zu zeigen. Den Adel aber durchfuhr das Wort wie ein Blitz. „Donner, die wird doch nicht trotz allem nach Wirsberg sein, zum Hans?" Es ließ ihm keine Ruhe. Er nahm zwei oder drei, die besten Freunde von ihm zur Seite: „Wollen wir nicht einmal nach Wirsberg gehn? Da ist heute Kirchweih." Sie fürchteten den weiten Weg, aber Adel zog sie gehörig auf, ihrer Lahmheit wegen und endlich entschlossen sie sich mitzukommen.

Es war vier Uhr, als sie gingen und sieben, wie sie in den Wirtshof traten. Und richtig, wie sie in den Tanzboden, in den Tanzsaal sehn, wer tanzt da mitten drin? Um wen juchhet und stampft der Hans und macht seine Kasper-

männchen und wen wirft er in der Freude in die Höh, daß sie wie ein Rauschgoldengel am Weihnachtsbaum herunterschaut? die Lies, die Lies!

Als der Reihen zu Ende war, trat Adel mit seinen Freunden in den Tanzboden hinein, schaute sie an und trat erstaunt zurück, als säh er sie eben erst.

„Wie, du auch da, Lies? Ich hätte dich in Bayreuth gesucht?" Lies wußte nicht, was sagen; fast kamen ihr die Tränen.

„Nun schön", sagte Adel, „da gehn wir miteinander heim."

Der Antrag war schwer abzuschlagen. Es wäre ihr übel bekommen, wenn sie ihn abschlug. Was sie dann daheim von Buben und Mädchen zu leiden hatte! Auch war der Adel imstand, sie wider ihren Willen zu begleiten. Sie sagte also leichthin: „Ja, schon recht". Als er aber mit ihr tanzen wollte, da blieb sie fest. Sie konnte nicht. Sie hatte den Adel nicht erwartet. So hätte sie alle ihre Tänze dem Hans versprochen, als dem einzigen, den sie da kannte. Und ihm das Wort brechen, das ging nicht an. Ihre Großmutter sagte immer, es brächte Unglück, wenn man einem Buben beim Tanz sein Wort nicht hielt. „Aber es sind noch genug Mädchen da", sagte sie, „die gern einen mit dir tanzen."

Dem Adel war's nicht so sehr um die Hopserei zu tun. „So tanz zu", sagte er, „um sieben Uhr gehn wir; sonst kommen wir in die Nacht."

Als sie wieder mit Hans dahinflog — auch Hans hatte ihn wie ahnungslos gegrüßt — stand er in einer Ecke und überlegte sich, was er ihr unterwegs für eine Predigt hielt, über Anstand und dergleichen. Er wollte mit ihr hinter den andern gehn. Einem fremden Buben nachzulaufen in ein wildfremdes Dorf! Mittlerweile wollte er auf sie achtgeben, daß sie nicht auskniff.

Aber man gebe nur acht auf einer Kirchweih voller Leute. Er konnte ihr doch nicht immerfort am Rock hängen. Und Adel war zu bekannt, um ungestört zu bleiben. Er traf da Buben von Lanzendorf, von Himmelkron, von Gössenreut, die er kannte, deren Kirchweih er schon zehn- und ein dutzendmal besucht. „Ah Adel, alter Freund! Du auch da! Wo kommst du denn her? Trink einmal, gute Seele." Und er mußte mitwaisen, mußte mittrinken, mußte mit Schnadahüpfeln und Lieder singen.

Als es acht war, wollte er der Lies den Wink geben, es sei bald Zeit, sie möchte sich richten. Aber keine Lies war mehr zu sehn, weder in den Tanzböden, noch auf den Gängen, noch in der Wirtsstube, noch auf dem Hof, noch in den Gärten, noch auf der Straße. Nur die Magd war noch da und die hatte sie auch verloren.

Adel war platt, um nicht mehr zu sagen. War sie schon fort? Ging sie allein heim? War sie noch im Dorf und hatte sich versteckt? Machte sie nur bei Hansens Leuten einen Besuch, die sie am End zum Abendessen behielten? Wollte sie gar im Dorf bleiben bis morgen?

Er konnte sich das letztere nicht denken. Es wär ganz und gar gegen Bauernart

gewesen und hätte die furchtbarste Rache der Buben auf sie herabgerufen. Das Wahrscheinlichste war, sie war durchgebrannt und allein gegangen. Eben hatte er sich schlüssig gemacht, bei Hansens Eltern fragen zu lassen, ob sie vielleicht dort war, da sagte ihm eine Frau, draußen auf der Straße wünsche ihn jemand zu sprechen.

Er ging hinaus, in der Hoffnung, sie wär es. Und sie war es wirklich, aber sie saß auf einem Wagen. Ein Berneckter Wirt, der Verwandte in Wirsberg hatte, war mit seiner Frau heruntergefahren und da saß die Lies neben der Wirtin.

„Du wirst mirs nicht übelnehmen, weil ich fahr", sagte sie zu Adel. „Ich bin so müd und wenn ich mit dem Vetter, der so freundlich ist, mich mitzunehmen, bis vor Berneck fahr, erspar ich doch anderthalb Stunden und noch mehr." Und zum Wirt gewendet, schloß sie: „Ich bin fertig."

Der nahm die Peitsche, die Pferde griffen aus und da rollte der Wagen weg. Adel stand mit offenem Munde da und brachte nichts heraus als: „Kreuzsakradi, die Fetz, die vermaledeite." Und das zischte er nur zwischen den Zähnen durch. Im Wirtshof traf er den Hans, der zugleich mit der Lies verschwunden und eben erst wieder gekommen war. Adel ging, als wäre nichts geschehn, auf ihn zu und redete ihn freundlich an.

Mancher denkt vielleicht, Adel hätte nicht heucheln können, am End gar, der Teufel hätte ihn geritten, einen Krawall mit Hans anzufangen. Adel fürchtete sich nicht vor einer Schlägerei. Stuhlbein, Massfeigen, Gläser, Stöcke, Zaunlatten, Töpfe, all das fürchtete Adel nicht, wenn es sein mußte und wenn es Sinn hatte. Aber mit zwei Kameraden vor zwanzig oder mehr Dorfburschen aufzumucken, hatte keinen Sinn.

Er faßte also den Hans freundschaftlich untern Arm, — ans Schwörenlassen dachte er freilich diesmal nicht — und sagte freundlich zu ihm: Wenn er etwa ja ein Auge auf das Mädchen geworfen hätt; er wolle derhalb nicht vermuten, er setze nur den Fall, — alle seine Rede komme aus gutem Herzen — wenn er also ein Auge auf sie geworfen hätte, Besuche bei ihnen droben solle er bleiben lassen, es komme nichts Gutes dabei heraus; die Dorfbuben würden das nimmer leiden. Die seien wüst. In ihrem Zorn hielt sie kein Gendarm und kein Landrichter ab, dem, der ins Dorf hineinstiere, die Knochen entzwei zu schlagen. Es wär ihm leid um ihn, setzte er hinzu. Er sei sonst ein so prächtiger Bub. Und übrigens, Mädchen gäb es ja überall. Es müßt nicht grad eine sein. „O, der Knochen wegen," sagte Hans, gleichfalls gut und freundlich: „Da wollt ich mich nicht fürchten, zu ihr zu kommen, bei Tag oder bei Nacht, und ihr sogar zu Pfingsten einen Maienbaum aufs Haus zu pflanzen."

Er war im eignen Dorf und konnte sich doch keine Schwachheit spüren lassen.

„Künftige Pfingsten vielleicht, wenn keiner aufpaßt," sagte Adel, „aber nicht die nächsten, nicht die in acht Tagen."

„Auch die in acht Tagen," sagte Hans.

„Laß bleiben!" warnte Adel, obwohl er die Rede nur für Prahlerei hielt. Der Hans wollte, eben erklärlich genug, das letzte Wort, dachte er. „Wir sind drei Dutzend Buben", setzte er hinzu.

„Und wenn's ein Schock wär," sagte Hans.

„Ich hab dich nur aus Freundschaft gewarnt," gab Adel zurück. „Wir haben dir einmal einen verklopft, den der Pelz juckte, Freund; da kam kein Floh, der sich nicht gleich vornweg aus dem Staub gemacht, mehr dazu, auszureißen, als es einmal losgegangen war. So hageldicht haben die Hiebe gepraſſelt."

Hans lachte, als wollte er sagen: „Trotzdem"; aber Adel hielt nach der Stärke des Vergleichs die Gefahr für beseitigt. Er winkte seinen Kameraden und rief der Magd: „Kommt, es ist Zeit." —

Adel hielt die Gefahr eigentlich für beseitigt. Man kannte in der Umgegend ihn und seine Kameraden. Jeder vernünftige Bub ließ das Krähen in ihrem Hof. Er hatte erst gar nicht vor, aufzulauern. Der Nachtwächter und die Hunde paßten ja wohl genug auf.

Aber nach ein paar Tagen kamen ihm doch Zweifel. Der Hans war kein vernünftiger Bub, sondern ein Hanskaspar, bei dem sich nicht berechnen ließ, was er tat und nicht tat. Ob sich der nicht drauf verließ, sie wachten nicht? Er brauchte nur den Nachtwächter zu hintergehn? Und er schlich sich richtig mit zwei, drei Freunden ein, zum Gaudium der ganzen Gegend?

Er zog deshalb doch sechs, sieben Freunde ins Vertrauen, und sie machten aus, zu wachen. Nur der Vorsicht halber, wie man zu Zeiten eine Stillwach aufstellt, ohne daß man deshalb erwartet, daß es brennt.

In der Pfingstnacht pflanzten die Freunde erst ihren Mädchen die Birken auf, auf den Stadel, auf das Schuppendach, wo es eben ging. Nur Adel nicht. Der hätte der Lies eine abgeschälte Pappel setzen müssen, das Schandmal für ungetreue Mädchen. Das wollte er doch nicht.

Dann kamen sie zusammen. Weil „er" ja doch nicht käme, wollten sie ein Manöver machen. Der Unterhaltung wegen, um nicht einzuschlafen. Einer sollte den Hansen spielen und heranzuschleichen suchen und die anderen ihn fangen. Aber sonderbar war's und wie eine Ahnung: keiner wollte das Ooß, den Hansen spielen; jedem sagte auf einmal eine Stimme: „Der Hans kommt selbst." So verteilten sie die Posten für den Ernstfall.

Liesens Knecht sollte im Hof aufpassen, falls es ja dem Feind gelänge, durch alle Wachen durchzuschleichen; die andern verteilten sich auf die drei Wege, auf denen Hans überhaupt kommen konnte. Zwei lauerten hinter einer Hecke an der Straße nach Berneck, zwei andere am Wiesenweg nach Wirsberg und zwei am Berg, obwohl es unwahrscheinlich war, daß Hans diesen Umweg machen werde. Den vierten Weg, den nach Bayreuth, ließen sie ganz unbewacht; es

war ausgeschlossen, daß er da herkam. Wenn nun etwas Verdächtiges hörbar wurde, so sollte immer einer der zwei Wächter, die am betreffenden Wege lagerten, wie eine Wachtel schlagen und der andere wie ein Kiebitz tun, damit die ganze Kriegsmacht auf das Zeichen hin sich am bedrohten Punkte sammle.

Da Liesens Knecht im Hof allein war und keine Unterhaltung hatte, so verließ er sich auf den Hund; der werde schon bellen, wenn etwas Verdächtiges käme. Er selbst legte sich in den Streuschuppen, um einstweilen über einiges nachzudenken. Da er aber keinen Kameraden hatte, mit dem er die Gedanken tauschen konnte und da er zudem müde war, so schlief er alsbald ein. Um ein Haar und Adel selber wär's nicht viel besser gegangen. Zwei Stunden hielt er wacker aus, aber als die dritte kam, wurden ihm die Augen schwer. Kein Wunder übrigens, wenn man, wie er, die ganze Woche geackert und gewühlt hat. Sein Gefährte, ein paar Schritt weiter an einer anderen Hecke, schlief auch schon längst. Da auf einmal fuhr Adel auf. War das nicht die Wachtel? Aber wo? Und nun richtig der Kiebitz. Es war an der Straße nach Berneck. Er sprang hin zu seinem Gefährten und rüttelte ihn auf und, ohne viel Zeit mit Vorwürfen und Entschuldigungen zu verlieren, sprangen sie über Felder und Wiesen, drängten sich durch Hecken und setzten über Graben, bis sie an die Straße kamen.

Sie fanden da nur einen der Wachenden, den Andres; Kunz, der andere, war den Herankommenden entgegengekrochen, denn es kam wirklich. Um die Zeit konnte es kein anderer sein, als der Kieselhans. Es mußte gegen zwei Uhr sein. Adel horchte mit beiden Ohren. Wirklich kam es auf der Straße herangestapft. Es waren zwei zum wenigsten. Die waren unvorsichtig! Auf offener Straße, wo man jeden Schritt hörte, und plaudern hörte man sie auch noch; die mußten einen Begriff von der Verschlafenheit des Dorfes haben. Und Adel lachte ingrimmig den beiden andern zu, wenn sie's auch wohl nicht sahen, und sie faßten die knotigen Stöcke, die sie hatten, fester in die Hand.

Indem kam Kunz zurück. Er mußte sie leider enttäuschen. Zwei Gendarmen waren's, die ein Weibsbild aufgefangen hatten, das sie in der Mitte mit sich schleiften. Die alte Kanitschkasophie vielleicht, die im Land rumstreunte. Er hatte genau hingesehen, aber bei der Dunkelheit nichts erkennen können, als ihre Gewehre und ihre Tschakos. Und sie hatte er erst gesehen, als er aus ihren Reden an das Frauenzimmer schließen mußte, es wären Gendarmen.

Mittlerweile waren diese herangekommen und schimpften mit dem Frauenzimmer, das sie zwischen sich hatten und das anscheinend müde war.

„Ja, alte Bettel", sagte der eine, „da gibts kein Müdetun. Bis Bayreuth mußt du mit."

„Nein", sagte der andere mit einer Stimme, die dem Adel fast bekannt vorkam; er konnte sich aber nicht entsinnen, wo er mit dem Gendarmen geredet

hätte. „Nein", sagte der. „Im Dorf kann sie ein wenig ausruhn, mit ihren Fesseln an Arm und Beinen natürlich, bis wir das Dorf durchsuchen."

Sie gingen vorüber, aber die Buben horchten nicht weiter darauf, was sie sagten, und daß sie ungefähr zweihundert Schritte weiter die gleiche Rede, ein wenig verändert, wiederholten. Das Wort „bis wir das Dorf durchsuchen" brachte, so tapfer sie waren, ihre Beine zum Zittern, nicht weil sie für sich für etwas fürchteten, sondern für ihre Bauern und Bäuerinnen. Für die war damals die Gendarmerie eine furchtbare Geißel. Um Mitternacht kamen sie oft, um zu schauen, ob nicht irgendwo gebrecht wurde oder ob keine Schleißen auf dem Ofen waren. Um Brände zu verhüten war das Gebot ausgegangen, daß kein Flachs im Backofen gedörrt werden dürfe, damit nicht, wenn er warm aus dem Ofen auf die Breche kam, ein Funke das Haus anzündete. Ebenso sollten auf dem Kachelofen keine brennbaren Sachen liegen und kein Zündholz sollte unverschlossen bleiben, nicht einmal in einer Westentasche. Und in der Nacht kamen die Gendarmen, weil sie da die Leute am besten überraschten.

Die Buben wurden sich also ohne viele Worte einig, daß man nach Hause laufen müsse, um die Bäuerinnen, vielleicht auch die Nachbarinnen zu warnen, vielleicht auch selber die verdächtigen Gegenstände zu verräumen. Gebrecht wurde natürlich in der Pfingstnacht längst nicht mehr, damit war man schon vor Weihnachten fertig.

Daß der Kieselhans heut noch kam, war ausgeschlossen. Schon wurde oben der Himmel lichter.

Auch Adels Bäuerin hatte die Gewohnheit, die Schleißen auf dem Ofen zu dörren. Adel räumte, als er heimkam, den Herd schnell ab, ohne die Bäuerin erst zu wecken. Dann lief er zur Wirtin und zu ein paar Nachbarn. Er überlegte sich, ob er auch die Moretin wecken sollte; auf Lieses Benehmen hin mochte er aber nicht; es hätt ihm geschienen wie liebedienern; er wäre sich verächtlich vorgekommen. Die sollte man nur ein wenig strafen. Er visitierte lieber die Laternen seiner Bäuerin nach, ob es da nicht an einer Scheibe fehle.

Nachdem er alles nachgesehen, horchte er ein wenig auf der Treppe; man hörte nichts als da und dort das Bellen eines Hundes. Nun mochten sie kommen. Er stieg hinauf in seine Kammer und legte sich mit den Kleidern aufs Bett, für den Fall die Gendarmen kamen.

Er mochte zwei Stunden geschlafen haben, da hörte er — es war schon hell — im Hofe unten seinen Namen rufen. Er sprang auf und sah die schmale Dachluke hinunter. Die Sonne war schon aufgegangen. Es war der Moretenknecht, der rief:

„Adel, Adel!" „Was hat es denn?" fragte der.

„Komm nur hinauf zu uns!" „Was ist denn los?"

„Oder hast etwa selber die Birke auf unserem Stadel aufgepflanzt?"

„Die Birke? Ist denn eine Birke drauf?"

„Ja, komm nur rauf und schau!"

Da Adel sich in den Kleidern aufs Bett gelegt, war er im Augenblick unten und im Moretenhof.

Und da war's denn wirklich so. Hoch auf dem Stadelfirst war eine Birke aufgepflanzt und die schlanken Zweige bewegten sich nickend in der Morgenluft, und die blauen und roten Bänder, die zum Schmuck daran befestigt waren, flatterten lustig in der Sonne.

„Ich sage nichts mehr, ich sage nichts mehr", sagte Adel voll Verwunderung; „wie ist das Luder denn hinaufgekommen?" Er dachte nicht an die Stangen hinterm Stadel oder hatte er sie, weil sie in einem heckenumpflanzten Garten lagen, nicht gesehn? Der Knecht hatte indessen andere Buben aufgeweckt und herbeigeheißen; bald war im Hof eine ganze Kompagnie. „Das war ja drüber hinaus! ein Hohn fürs ganze Dorf."

„Aber sehn soll sie die Birke nicht", sagte Adel. „Oder in einem Zustand, daß sie keine Freud dran hat."

Und er hob einen Prügel auf und schmiß ihn auf die Birke zu. Er traf nichts, nur das Strohdach und der Prügel glitt wieder herunter und auf den Hof. Aber es war ein Zeichen für die andern. Im Hof war just ein Stoß Küchelholz, das gespalten dort dörren sollte; im Nu stürzten die Buben drauf hin, jeder bewaffnete sich mit einem Scheitchen und nun ging's Schießen los. Ein Teil der Scheitchen traf nur das Dach, wie der Prügel Adels, ein Teil flog über das Dach hinüber ohne zu treffen, aber manche trafen leider doch das Bäumchen und bald stand's nur noch verschandelt und entfedert oben.

Mittlerweile kam die Mutter auf die Treppe vor dem Haus und da sie von dort aus wohl die Buben, nicht aber das Bäumchen sehen konnte, so fragte sie nichtsahnend: „Was habt ihr denn, Buben?" Sie dachte sie hätten einen Hühnergeier oder eine Eule oder einen Iltis, den sie verfolgten.

„Ja wir wollen dirs gleich sagen, Bas", sagte Adel, „kommt mit Buben!"

Und alle an ihr vorbei ins Haus.

Die Bäuerin ging in den Hof ninter, sah sich um, sah auf das Dach und entdeckte endlich das Büschchen und konnte sich nun alles erklären. Schlotternd ging sie nun nach dem Hause zurück, denn sie konnte sich's wohl denken, daß es einen bösen Auftritt setzen werde.

Ein Teil der Buben war in der Stube, ein Teil im Hausplatz, ein Teil auf dem Boden und hämmerten oben an Liesens Tür.

„Machst auf? Oder wir schlagen die Tür hinein."

„Sie soll herunter kommen", schrien die unten. „Geht hinauf, Bas. Sagt's ihr. Sonst hauen wir alles zusammen, Häfen, Schüssel, Butten, was nur kaputt zu machen ist." Sie ging hinauf.

„Geht nur hinunter", sagte sie zu denen oben. „Ich bring sie schon."

„Daß es gewiß ist. Wir hauen sonst ihre Tür hinein. Dann kann sie sehn, wies ihrem Hemd und ihren Zöpfen geht."

Sie trappelten hinunter und die Base klopfte an Liesens Tür. „So geh halt hinunter. Du siehst, es ist kein Auslaß. Umbringen werden sie uns nicht, der Hans hat einen Busch auf den Stadel gepflanzt; sie müssen doch sehn, wir haben keine Schuld. Hab nicht so viel Angst."

„O ich hab keine Angst," sagte Lies, und als sie unten den ersten irdenen Topf ins Haus hineinschmettern hörte, kam sie heraus und ging hinunter durch die Buben durch, in die Stube.

„Was ist denn los?" sagte sie, ohne daß man ihr im mindesten eine Angst anmerkte. Einen Augenblick war's stille, erst als sie wieder fragte, was los wär, trat Adel vor.

„Was los ist? Du weißt recht wohl was los ist. Eine Sünd und eine Schande ist's. Du weißt, wir wollens nicht und doch tust du mit ihm herum. Denk nicht, ich red' für mich. Ich will dich nicht. Nimm, wen du willst, aber vom Dorf muß es einer sein. Wir wollen keinen Hereingeschmeckten. Das ist los. Und wir wollen, daß du einen von uns zur Kirchweih nimmst und mit ihm tanzt. Sonst hauen wir alles zusammen."

Und einer mit einem Holzscheit in der einen Hand und einem Milchhafen in der andern machte einen leisen Trommelwirbel, um ihr zu zeigen, wie's gemacht werden sollte und wie man das Zeichen gebe.

„Ihr steigt mir alle auf den Buckel", sagte Lies, „ich geh zu meinem Vormund und sag's ihm, da werden wir gleich sehen wie's wird". Und wollte hinaus.

Aber schon hatten ihr die Buben die Türe abgewonnen und verstellten ihr den Weg.

„Den Herrn Pfarrer kannst du jetzt fragen oder den Herrn Landrichter."

„Oder die alte Frau von Fellmar", warf einer ein. Es war eine Redensart und alle lachten ob des Witzes.

Die Base wollte sich durchdrängen, zur Tür hinaus, aber auch sie wurde festgehalten. Auch sie hatte keinen Zoll bezahlt.

Im Hausplatz außen horchte die große Magd und da sie schnell herausfand, worum sich's handelte, so lief sie eilig zum Vormund, zu Adels Bauern.

Sie fand ihn noch im Bett. In fliegender Hast erzählte sie ihm das Nötige. Er solle nur eilig kommen, sonst gehe alles drunter und drüber.

Der war aber weder so eilig, als sie erwartet hatte, noch so ergrimmt. „Das geschieht den eigensinnigen Moreten ganz recht", sagte er. „Warum sei die Lies so dickköpfig; solle sie doch mit einem tanzen; so sei der Geiß gestreut; er kümmere sich nicht um solche Lappalien — um solche Hunds . . . . .", sagte er.

Die Magd eilte zu gleichen Füßen heim, drängte sich in die Stube, wo alle

durcheinander redeten und der mit seinem Milchhafen einen drohenden Marsch trommelte und sagte zur Bäuerin:

„Ich war beim Bauern. Er will sich um nichts kümmern. Soll sie eben sagen, sie tanze mit einem; so sei der Geiß gestreut."

Lies hörte mit einem Ohre zu.

„So sag denn, du tanzt mit einem; da wird eine Wetter werden," zankte die Bäuerin. „Was liegt denn dran, wenn du mit einem tanzt? Wirst sehn, sie machen das ganze Haus kaputt."

„Na in Dreiteufelsnamen", rief Lies, so laut sie konnte. „So tanz ich denn mit einem. Mit jedem Storren, wenn es sein muß; macht halt einen aus!"

„Der Adel muß es sein", schrien ein paar.

„So ist's der Adel", sagte sie, „oder ein Besenstiel, mir ist's ganz wurst. Nur daß die Schweinerei ein Ende nimmt."

Das war zwar keine freundliche Rede, aber Adel hielt, wenn er die Sache hatte, nicht so sehr auf die Form.

„Geht jetzt Buben", sagte er. „Ich glaube, sie hält ihr Wort." Und zu ihr hingewendet. „Ich komm heut Nachmittag einmal her und wir reden noch einmal darüber."

Inzwischen — oder war's ein wenig früher — inzwischen gingen zwei Burschen durch den Grund auf Wirsberg zu, in Gendarmenkluft, d. h. als solche Gendarmen, wie sie am Weihnachtsabend das Christkindchen begleiteten, wenn die Burschen als Bertha herumgingen und sie juchzten und sangen wie die Heidelerchen; es war der Kieselhans und ein Freund, die, von der jungen Pfingstsonne beschienen, durch den Wiesentau nach Hause machten.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

BIOCITIN

das Erneuerungsmaterial für die

Nerven.

Der lebenswichtigste Bestandteil von Nerven, Gehirn und Rückenmark ist das Lecithin. Seitdem diese Tatsache wissenschaftlich festgestellt ist, verordnet der erfahrene Arzt zur Kräftigung und Auffrischung geschwächter und abgespannter Nerven das Biocitin mit vorzüglichem Erfolg, denn Biocitin ist das einzige Präparat, das 10% physiologisch reines Lecithin, hergestellt nach dem patentierten Verfahren des Herrn Prof. Dr. Habermann, enthält. Aber nicht bloß die Nerven, sondern der ganze menschliche Körper wird durch Biocitin gekräftigt, weil dieses neben seinem hohen Gehalt an Lecithin auch noch andere wertvolle Nährstoffe in konzentrierter Form enthält, die Blut und Muskeln neu bilden und den ganzen Organismus kräftigen. Im Verein mit dem Lecithin bewirken diese hochwertigen Nährsubstanzen eine schnelle Aufbesserung des Ernährungs- und Kräftezustandes bei schwächlichen Personen jeden Alters, Rekonvaleszenten nach schwerer Krankheit, bei geistigen und körperlichen Ermüdungszuständen, gleichviel, durch welche Umstände sie hervorgerufen sein mögen. Erhältlich nur in Originalkartons in Apotheken und Drogerien. Minderwertige Nachahmungen bitten wir zurückzuweisen. Ein Geschmacksmuster nebst wissenschaftlicher Broschüre über rationelle Nervenpflege sendet auf Wunsch völlig kostenlos und franko die

Biocitin-Fabrik Berlin S. 61, Sm 1.

Empfohlene Heilanstalten

in denen die „Süddeutschen Monatshefte" aufliegen.

St. Blasien im südlichen Schwarzwald. 800 m über dem Meere.

Sanatorium für Lungenkranke.

Besonders geeignet für Winterkuren. Herrliche, sonnige Gebirgslage inmitten Tannenwälder. Bewährtes Heilverfahren. Illustr. Prosp. frei. Dir. Arzt: Privatdocent **Dr. Bacmeister.**

Sanatorium Schönbuch bei **Böblingen** (Württemberg). 510 m ü. M.

für Lungen- und Kehlkopfkranke

klimatisch vorzügl. staubfreie Lage in **grossem Park;** dicht an ausgedehntem Hochwald. In Bau und Einrichtungen **strengste Hygiene** bei **vollkommenem Komfort. Nur 40 Patienten.** Prospekte auf Wunsch.

Dirig. Arzt **Dr. Brühl.**

Gyrenbad

ob. Turbenthal 760 m über dem Meere, Kanton Zürich, Schweiz. Altbekannte Mineralquelle mit Erfolg gegen rheumatische Leiden. Besonders geeignet für Winterkuren, da die Lage sehr geschützt ist. Tannenwaldungen, bequeme Spaziergänge mit prächtiger Aussicht auf die Alpenkette. Preis M. 4.—. Kohlensaure Bäder für Herzkranke. **Heinrich Peter,** Besitzer.

Für Kriegsteilnehmer Ermäßigung.

Dr. Lahmann's Sanatorium

in Weißer Hirsch b. Dresden

Anwendung der physikalisch-diätetischen Heilfaktoren.

Auch während des Krieges geöffnet!

Auch während des Krieges besucht

Biologische

Sommerstein Regenerations-Kuren*

Kurbad bei Saalfeld, Thüringen.

Prospekt D 46 und neue Broschüre über vorzügliche Heilwirkung frei.

* Sommersteiner biologische Regenerationskuren sind wissenschaftlich begründet u. beruhen auf der Grundlage einer individuellen Körperreinigung (Beseitigung der Krankheitsursachen) u. Blut- u. Säfteerneuerung.

Sanatorium Am Goldberg

Bad Blankenburg — Thüringer Wald.

Von Prof. und Ärzten gut empfohlen. — Winterkuren.

Höchstz. **50** Kurgäste. — Prosp. kostenlos. — Teleph. 44.

Dr. med. Karl Schulze, Besitzer.

Waldsanatorium

Höchster Komfort **DAVOS** Höchste Hygiene

Lungenheilanstalt ersten Ranges

Leitender Arzt Prof. Dr. **F. Jessen.**

100 Meter oberhalb Davos-Platz. — Unmittelbar am Walde gelegen.

Prospekt auf Verlangen.

Thüringer Waldsanatorium

Schwarzeck

Bad Blankenburg-Thüringerwald

(Besitzer: Sanitätsrat Dr. Wiedeburg)

für Kranke und Erholungsbedürftige, ist auch ***während des Krieges*** *geöffnet und besucht!*

Ausführliche bildergeschmückte Prospekte werden kostenlos verschickt.

Familienwappen. Fast jeder Name vorhanden. Historische Auskunft geg. 1 M. Briefmarken. F. W. Becker, Dresden-Neustadt. Erlenstr. 8.

Wir bitten unsere Leser bei Bestellungen auf die „Süddeutschen Monatshefte" Bezug zu nehmen.

Partenkirchen, Oberbayern

Dr. Wigger's Kurheim (Sanatorium)

für Innere-, Nervenkranke und Erholungsbedürftige. — Modernste, sanitäre Einrichtung. — Kurmittelhaus. — Das ganze Jahr geöffnet. — Prospekt. — 5 Ärzte.

Empfohlene Hotels

In denen die „Süddeutschen Monatshefte" aufliegen.

Berchtesgaden im Bayer. Hochgeb.

Das Grand Hotel und Kurhaus Berchtesgadens vornehmstes und schönst gelegenes Hotel Sommer- und Winter-Saison

Prospekte durch die Direktion

BERCHTESGADEN

Villa Giselabad das ganze Jahr geöffnet

CENTRALHEIZUNG

Hotel Imperial, Dresden

verbunden mit feinem Restaurant

König-Johannstraße 12 · Mitte der Stadt in allernächster Nähe der Ausstellung

OTTO FRIESER · Fernsprecher Nr. 13161 u. 21432

80 Zimmer mit allem Komfort von M 2.50 an · Vorzügliche Küche · Zivile Preise.

KUFSTEIN Hotel Auracher (Tirol)

Auto-Garage. — **Altrenommiertes Haus.** — Telephon Nr. 1.

Telegramm-Adresse: **Auracher Kufstein.**

Schweizerhof-Château

St. Moritz-Dorf

eröffnet 15. Dezember.

Bedeutend ermässigte Preise.

Ad. Angst.

Empfehlenswerte Münchener Buchhandlungen

Chr. Kaiser, Buchhandlung
im Rathaus
München, Marienplatz 8 — Telephon 1939
liefert jedes Buch schnellstens

W. Foth Nachfolger, Max Engl
Buchhandlung und Antiquariat
München, Theresienstr. 4, nächst der Ludwigstraße
Telephon Nr. 4004
Antiquariatskataloge umsonst und spesenfrei. Stets Ankauf besserer Werke und ganzer Bibliotheken. Besorgung neuer und antiquarischer Bücher schnellstens.

Max Kellerer's Hofbuch- und Kunsthandlung
Herzogspitalstraße 1 — Telephon 7394
Spezialität: Unterrichtswesen und alpine Literatur

Hochschulbuchhandlung Max Hueber
Buchhandlung und Antiquariat
Amalienstraße 43 — Telephon 4625
Spezialität: Hochschulliteratur

Josef Mayinger
Buchhandlung und Antiquariat
Augustenstraße 60 — Telephon 50989
Spez.: Kunst u. Kunstgewerbe. Modernes Antiquariat

Bücherankauf
Einzelne Werke und ganze Bibliotheken kauft zu wertentsprechenden Preisen:
Dr. H. Lüneburg's Sortiment und Antiquariat
(Franz Gais) München, Karlstraße 4

Jos. Ant. Finsterlin Nachf.
Walter Jacobi, Buchhandlung und Antiquariat
München, Ludwigstraße 4 (Handelshochschule)
hält Lager guter Bücher aus allen Wissensgebieten.
Lesezirkel für Zeitschriften (ca. 60 deutsche, englische, französ. und italien.) nach eigener Wahl zum Abholen.
Kein unsauberer Massen-Lesezirkel!

M. Riegersche Universitäts-Buchhandlung
(G. Himmer, K. Hoflieferant)
München, Odeonsplatz 2
Reichhaltiges Lager wissenschaftlicher und schöner Literatur

Otto Schmidt-Bertsch G. m. b. H. / Buchhandlung und Antiquariat
Telephon 1656 / Modernes Bücherverleihinstitut
Spezialität: **Universitätswissenschaften, Kunst und schöne Literatur** / Amalien-, Ecke Schellingstraße 9

Ständige Ausstellung für Graphik und Buchgewerbe — Lesezimmer
Buchhandlung — Spezialität: **Kunst und schöne Literatur** — Ludwigstraße 26

Aus Leben und Praxis.

Liebesgaben sind allen unsern im Felde stehenden Soldaten hochwillkommen. Darum möchten wir unsere Leser darauf hinweisen, daß Wybert-Tabletten, die in allen Apotheken und Drogerien in versandfertigen Feldpostbriefen erhältlich sind, sich ganz besonders zu Liebesgaben eignen. — Bei den ungeheueren Strapazen denen unsere Soldaten, im Winterfeldzug ausgesetzt sind, spielen Erkältungskrankheiten der Stimmorgane und der Lungen eine große Rolle. Vor solchen Erkältungen schützen Wybert-Tabletten wie kein anderes Mittel. Dazu kommen ihre durstlöschenden Eigenschaften, durch welche den Truppen mit Wybert-Tabletten eine große Wohltat erwiesen wird. — Wer wollte da nicht seinen Lieben im Felde einen praktischen Feldpostbrief mit einer oder mit zwei Wybert-Schachteln senden?

Heil- und Linderungsmittel im Kriege. Seit Beginn des Krieges hat die Königl. Brunnenverwaltung in Bad Ems bereits über eine Viertelmillion Flaschen Emser Wasser und gegen 200 000 Schachteln Emser Pastillen den im Kampfe stehenden deutschen Land- und Marinetruppen und den zahlreichen Militärlazaretten unentgeltlich zugeteilt. Diese bei Katarrhen, Husten- und Influenzaanfällen erwiesenermaßen bewährten Heil- und Linderungsmittel stehen unseren braven Soldaten in unbeschränkter Menge zur Verfügung und werden besonders während der jetzigen rauhen und nassen Jahreszeit sehr erwünscht sein. Alltäglich laufen zahlreiche Bestellungen der verschiedensten Truppenteile und Lazarette aus Ost und West und von der Wasserkante ein, und ebenso zahlreich sind die in herzlichen Worten gehaltenen, die heilbringende Wirkung des Emser Wassers und der Emser Pastillen hervorhebenden Dankesschreiben der Krieger. Auch unseren österreichisch-ungarischen Waffenbrüdern werden in den nächsten Tagen 50 000 Flaschen Emser Wasser gespendet, das gewiß auch den tapferen Verbündeten eine willkommene Liebesgabe sein dürfte. Sind doch wie in Deutschland, auch in Österreich-Ungarn Emser Wasser und Emser Pastillen zum Gebrauch bei Hauskuren längst ärztlich empfohlene und vom Publikum bevorzugte Heilmittel.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Berthold Sutter, München, Klarstraße 12.